

Novemberheft 1912.

37. Jahrgang

Preis 2 Mk.



Eine deutsche Monatsschrift, herausgegeben von
Ludwig Stein

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

Bildnis und Unterschrift von Nikolas Petrovitch, König von Montenegro

Professor Dr. Ludwig Stein: König Nikolaus von Montenegro. (Europäische Konferenz und Flottendemonstration)

Exz. Professor Dr. Luigi Credaro, Unterrichtsminister des Königreichs Italien: Das Wesen der Soziologie

Dr. Chr. D. Pflaum: Der 8. Soziologenkongress in Rom. (7.—12. Oktober 1912)

Dr. jur. et phil. Maxim. Fleischmann, Rechtsanwalt in München: Weltlage und Weltfrieden

Legationsrat v. Flöckher: Die Tätigkeit der italienisch. Marine im libyschen Kriege

Scheffer: Marokkana

Dr. Chr. D. Pflaum: Die neue Lebenskraft des Dreibundes

N. Freiherr von Stetten: Der kriegerische Balkan

Major a. D. Georg Postel: Die deutschen Kaisermanöver

Friedrich von Hindersin, Kaiserlicher Landgerichtsrat a. D.: Zur Aufhebung und Änderung der Freiheitsstrafen. Ein Vorschlag für die Gesetzgebung

Hofrat Prof. Dr. Ignatz Goldziher: IV. Internationaler Kongress für Religionsgeschichte. (9.—13. Sept. 1912 in Leiden)

Erinnerungen an Wilhelm Goldbaum von einem Unbekannten

Roald Amundsen: Auf der Eisplatte

Hans Land: Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman. (Fortsetzung)

Rundschauen

Preis pro Heft 2 Mk., pro Quartal (3 Hefte) 6 Mk., pro Jahrgang (12 Hefte) 24 Mk.

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender A.-G. Breslau III

November 1912.

Inhalt.

Seite		Seite	
Vidnis und Unterschrift von Nikolaos Petrovitch, König von Montenegro	138	N. Freiherr von Stetten	
Professor Dr. Ludwig Stein		Der kriegerische Balkan	178
König Nikolaus von Montenegro, (Europäische Konferenz und Flottendemonstration)	141	Major a. D. Georg Postel	
Prof. Dr. Luigi Credaro, Untersekretär des Königreichs Italien		Die deutschen Kaisermandat	181
Das Wesen der Soziologie	146	Friedrich von Hindersin, kaiserlicher Landgerichtsrat a. D.	
Dr. Chr. D. Pflaum		Zur Aufhebung und Änderung der Freiheitsstrafen. Ein Vorschlag für die Gesetzgebung	190
Der 8. Soziologenkongress in Rom (7.—12. Oktober 1912)	149	Prof. Ignaz Goldziher	
Dr. jur. et phil. Maxim. Fleischmann, Rechtsanwalt in München		IV. Internationaler Kongress für Religionsgeschichte (9.—13. September 1912 in Leiden)	202
Weltlage und Weltfrieden	152	Erinnerungen an Wilhelm Goldbaum von einem Unbekannten	214
Legationsrat von Flöcher		Roald Amundsen	
Die Tätigkeit der italienischen Marine im libyschen Kriege	157	Auf der Eisplatte	218
Scheffer Marokana	162	Hans Land	
Dr. Chr. D. Pflaum		Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman. Fortsetzung	236
Die neue Lebenskraft des Dreibundes .	171		
Rundschau			
Sozialpolitische Rundschau (Senatspräsident am Reichsversicherungsamt Dr. Flügge) .	253		
Theologisch-kirchliche Rundschau (Theodor Kappstein)			255
Militärische Rundschau (Obersl. a. D. le Juge)			258
Theater-Rundschau (Otto Neumann-Hofer)			259
Literarische Rundschau, Gerhard Hauptmann (Friedrich Stein — Berlin)			262
Ethische Rundschau (Albert Bach)			266
Gesellschaftliche Rundschau (Dr. J. von Bülow)			268
Wirtschaftliche Rundschau (Horatio)			270

„Nord und Süd“ erscheint am 1. jedes Monats.
Preis pro Quartal (8 Hefte) 8 Mark, Einzelhefte 2 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse

Berlin SW., Breslau, Köln a. Rh., Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertionspreis: pro 46 mm breite Zeile (Rudolf Mosse's Normal-Zellenmesser No. 5)
70 Pf. Beilagen-Gebühren: 6 bis 8 Mk. $\frac{1}{4}$ Pf.



JUST
WOLFRAM
LAMPE
AUGSBURG

Neue Just-Wolfram-Lampen

mit widerstandsfähigem Leuchtdraht

= Unzerbrechlich.=

Erhältlich bei Installateuren, Elektrizitätswerken etc.

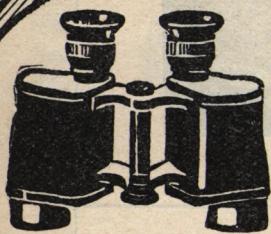
Wolfram-Lampen A.-G. Augsburg



Zum 700 jährigen Jubiläum der Thomasschule in Leipzig : Die alte Schule.

Man verlange

Spezialisiert N. S.



Prismen - Ferngläser

für

Heer und Marine,
See und Gebirge,
Reise und Sport,
Theater und Jagd

von

M. 90.— bis M. 185.—

Zu beziehen von allen grösseren optischen Handlungen oder direkt von

E. Leitz, Optische Werke, Wetzlar.

Stets auf
der Höhe
sind

Herz-
Stiefel

mit dem Herz
auf der Sohle

NEU

Special
Stiefel

zu 16 50

für Herren u. Damen

Erkenntlich

an diesem **HERZ**
SPECIAL auf
der Sohle

Sanatorium Schierke im Harz

am Fusse des Brocken

Physikal.-diätet. Heilanstalt für Nervenleidende, Herz- und Stoffwechselkranke, Erholungsbedürftige, Rekonvaleszenten etc. Alle modern. Kureinricht. vorhanden

Anerkannt schön und geschützte Lage

Das ganze Jahr geöffnet.

San-Rat Dr. Haug.

DIE VICTORIA ZU BERLIN

Allgemeine Versicherungs - Actien - Gesellschaft

in den letzten 25 Jahren.

Jahr	Vermögen	Einnahme an Prämien und Zinsen	Jahres- gewinn	Angesammelter Gewinn für die Versicherten	Lebens- Versicherungs- Bestand
in Millionen Mark:					
1886	28,5	5,9	1,0	1,9	107,7
1891	57,9	15,1	3,4	6,9	207,9
1896	133,9	37,5	6,9	18,2	504,5
1901	319,8	78,4	17,2	54,7	920,0
1906	606,3	123,8	26,2	115,0	1395,1
1911	885,2	181,1	36,4	172,1	2122,6

PROSPEKTE
bei jedem Vertreter der Gesellschaft.

Meldungen von Agenten an die Direktion
BERLIN SW. 68, Lindenstrasse No. 20-25.

Eingegangene Bücher:

- Amfiteatrow, Alexander.** Der gelbe Pass. Marja Lusjewas Schicksale im dunkelsten Petersburg. Roman. Aus dem Russischen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Schulze & Co., 1912.
- Braun, Lilly.** Die Liebesbriefe der Marquise. Umschlag, Einband und Titelzeichnung von Walter Tiemann. München, Albert Langen.
- Dahlke, Paul.** Die Bedeutung des Buddhismus für unsere Zeit. Breslau, Walter Markgraf, 1912.
- Flaubert, Gustave.** La Légende de Saint Julien l'Hospitalier. (Sammlung englischer und französischer Autoren. Heft 5). Troppau, Buchholz & Diebel.
- Gerhardt, Otto.** Das gerettete Ferrara. Eine Komödie. Leipzig, Otto Hillmann, Verlagsbuchhandlung, 1912.
- Gerhardt, Otto.** Die Amazonen von Troja. Ein Trauerspiel. Leipzig, Otto Hillmann, Verlagsbuchhandlung, 1912.
- Jörg, Paul.** Gekrönte Stunden. Dichtungen. Mit Bildern von L. Fahrenkrog. Leipzig, Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, 1912.
- Koppen, Luise, Bubi.** Eine Kindergeschichte für grosse Leute. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1912.
- Kosch, Dr. Wilhelm.** Menschen und Bücher. Gesammelte Reden und Aufsätze. Leipzig, Verlag der Dykschen Buchhandlung, 1912.
- Kunst und Universität in Preussen — Berlin, Zeitz, H. Rossner.**
- Messerschmitt, Prof. Dr. J. B.** Physik der Gestirne. (Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Siegmund Günther. 13. Band). Leipzig, Philipp Reclam jun.
- Ryner, Han.** Les Paraboles Cyniques. Paris, Eugène Figuière et Cie., éditeurs.
- Schulze, Friedrich.** Dort unten in der Mühle. Roman. Leipzig-Go., Otto Hillmann, Verlagsbuchhandlung, 1912.
- Shakespeare, William.** Julius Caesar. (Sammlung englischer und französischer Autoren. No. 14). Troppau, Buchholz und Diebel.
- Tolstoi, Leo.** Der Lebensweg. Ein Buch für Wahrheitssucher. Ins Deutsche übertragen von Dr. Adolf Hess. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Schulze u. Co., 1912.
- Xenien-Almanach für das Jahr 1913.** Im Xenien-Verlag zu Leipzig.

Die Jahrhundertfeier der Freiheitskriege Breslau 1913. An die kulturgeschichtliche Ausstellung gruppierten sich Veranstaltungen, die dem gleichen Gedanken huldigen, so eine deutsche Gartenbauausstellung. Unmittelbar an das Ausstellungsgebäude schließen sich die historischen Gärten. Universitätsprofessor Dr. Rosen hat sie mit streng wissenschaftlicher Genauigkeit nach geschichtlichen Aufzeichnungen ent-

worfen, darunter einen Garten aus der Zeit Karls des Großen. Auf den weiten Rasenflächen des Ausstellungspalastes werden im Sommer 1913 herrliche Rosen- und Dahlienpflanzungen das Auge entzücken. Nicht minder reizvoll und anziehend sind die Obstgärten, die Kunstgärten, die Laubengärten, Staudengärten, Vorgärten, Alleen, die Strauchgewächse, die vom Bunde für Heimatschutz erbauten Landhäuser, der an einem künstlichen

Wasserbecken gelegene japanische Garten, die Baumschulen, der Dorffriedhof mit seinen Grabsteinen gefallener Helden aus den Freiheitskriegen und seinem Blumenschmuck aus jener Zeit, die großzügige Ausstellung für Friedhofs Kunst sowie die Kolonialausstellung. Alle Veranstaltungen sind großzügig und bedeutsam geplant, und großzügig werden sie in ihrer Vollendung sein.

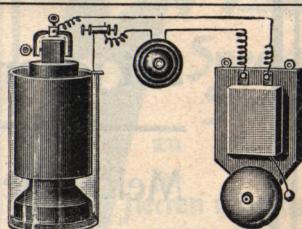
Grau & Co. Leipzig 201
Erleichterte Zahlungsweise
zu reellen Preisen erstklassige Waren

Abt. 1: Juwelen, Gold- u. Silberschmuck, Prättigalls-Taschenuhren, mod. Bimmuhren, Taschengeräte, Kunstsgebetliche Gegenstände
Abt. 2: Photo-Apparate, Kinos, Optische Lehrmittel, Theater- u. Reisegläser, Reisezeuge, Barometer, Reisekoffer u. Utensilien aller Art
Abt. 3: Sprechapparate u. Platten, Musikwaren aller Arten, plattisch, Bimmerschmuck, Beleuchtungskörper für Gas u. Petroleum

Bei Angabe der Abteilung
Katalog kostenfrei

Soeben erschien: **H. Rossner,**
Kunst und Universität
in Preussen — Berlin.

Geheftet M. 2. 146 Seiten. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder direkt vom Verlag H. ROSSNER — ZEITZ. —



Alle elektr. Lehrmittel für Schule, Haus u. prakt. Gebrauch. Bedarfsartikel für Schwachstrom. Lehrreicher Kat., 2500 Ab., frei.
H. R. Müller, Weimar 28.

ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILIN-FABRIKATION, BERLIN SO. 36 („Agfa“)

Für die Winter-Photographie

sei es im **Heim** oder im **Atelier**,
sei es für **Winterlandschaften** (Schnee-, Eis-, Rauhreibilder etc. etc.)
sei es für **Wintersportaufnahmen**,
oder für **Festveranstaltungen** im Freien wie im geschlossenen Raum
vorzüglich geeignet:

„Agfa“-Negativmaterial („Chromo“ — „Isolar“ — „Isorapid“)

„Agfa“-Belichtungstabelle für Tages- und Blitzlicht

„Agfa“-Entwickeler

„Agfa“-Hilfsmittel

„Agfa“-Blitzlichtartikel (Blitzlicht, Blitzlampe gross und klein, Kapselblitze)

„Agfa“ - Literatur:

„Über lichthoffreie u. farbenempfindliche Platten“ } Hervorragend illustrierte, sehr instruktive
„Über Magnesium-Blitzlicht“ } Arbeiten des bekannten Dr. M. Andresen;
„Agfa“-Prospekt 1912 mit schlängenhautartigem Umschlag (16 seitig, hervorrag. illustriert);
Anleitungs-Broschüre zur „Agfa“-Blitzlampe, ausgezeichnet illustriert;

Gratis

„Agfa“-Photohandbuch, Leinenband, 101.—115. Tausend, 144 Textseiten. Wertvolle Autotypien.

à 30 Pf.

DURCH PHOTOHÄNDLER.



Das Landesgewerbemuseum in Stuttgart bereitet soeben, wenn die Bibelausstellung abgeräumt sein wird, eine große moderne kunstgewerbliche Schau vor, die diesmal einem der stärksten und meistseitigen Talente unter den Führern des neuzeitlichen Kunstgewerbes, nämlich dem Wiener Professor Josef Hoffmann gilt. Vertritt doch gerade dieser geniale und temperamentvolle Künstler am besten jene Richtung, die jetzt nicht nur für Österreich, sondern selbst darüber hinaus besonders charakteristisch ist und wegen des phantasievollen Linienschwungs und der freudigen leuchtenden Farben überall die verdiente Anerkennung gefunden hat. Es ist sehr erfreulich, daß dieser Hauptrepräsentant des gegenwärtigen Wienertums sich endlich entschlossen hat, seine reizvollen Arbeiten auch außerhalb seiner engeren Heimat zu zeigen, und daß er dafür die schwäbische Residenz gewählt hat.

**Salzbrunner
Oberbrunnen**



heilt

Katarrhe der Atmungs- und Verdauungsorgane, Gallensteine, Nieren- und Blasenleiden, Emphysem, Asthma sowie Folgen der Influenza.

Versand: Gustav Stiebold, Bad Salzbrunn i. Schles.

Angenehmster Familien Aufenthalt

Nieuport-Bains & Ostende

Grand Hôtel des Bains und Hôtel de la Plage
Häuser allerersten Ranges. Illustrierte Prospekte zu Diensten.

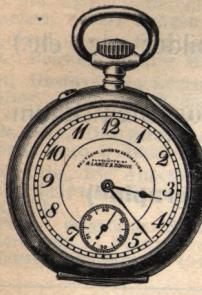
Geh. San-Rat **Dr. Kothe's Sanatorium Friedrichroda.**



Mod. Neubau in prachtv. Lage. Höchst. Komfort, Lift, vornehme Gesellschafts-, behagl. Wohnräume. Erstkl. Kureinricht. Radium-, Röntgen-, Hochfrequenzbeh. etc. Prospekt.

A. Lange & Söhne, Deutsche Uhrenfabrikation

GLASHÜTTE I. SA.



Original aller Glashütter Fabrikate und Systeme:

Prämierte Glanzleistungen

37 erste Preise. Preisrichter Paris, St. Louis u. Brüssel

Anerkannt vorzüglichste deutsche Präzisions-Taschen-Uhren.

∴ Chronographen, Sportuhren in eleganten Gehäusen ∴

Durch alle besseren Uhrenhandlungen zu beziehen.

Festschriften und Preislisten gratis und franko.



Bilz'
Sanatorium
Dresden.
Radebeul

Aerztliche Leitung: Dr. med. Paul Aschke,
Sanitätsrat Dr. Bilfinger.



Gute Heilerfolge. Prospekte frei.

Prima Kanarien - Edelroller

wunderb. Tourenjäger in herrlich.
Klangfarbe, n. Größe 8, 10, 12, 15 b.
30 M. Zuchtwiebch. 3 u. 4 M. Nachn.
Gar. f. Wert, leb. Anf. Ehrenh. Be-
dien. wie seit 30 Jahren. Preisbuch
umsonst. Zuchtbuch 50 Pf. Briefm.
Georg Brühl, Kötzenh.-Broda H. 112.



Schweizerhof Château St. Moritz-Dorf

zentralste, sonnigste Lage, letzt. Komfort
Neues Vestibule. Ad. Angst



Markensammler?

Dann wollen Sie sicher
heute noch meine Preis-
liste bestellen. W. Sellschopp,
Hamburg-Barkhof 17

Unsere mit allen Druck- und Setzmaschinen der Neuzeit und modernem
Schriftenmaterial reichlich ausgestattete, best- und altrenommierte

Buchdruckerei

geschmackvollen Herstellung von

empfehlen wir zur schnellen und

Drucksachen ¤ jeder Art

für den Geschäfts- und Privatgebrauch, namentlich Broschüren, wissenschaftliche
Werke, Zeitschriften mit Illustrationen in Ein- und Mehrfarbendruck, in
jeder beliebigen Auflage und Umfang, mit kürzester Lieferfrist und zu zeitgemäß
billigen Preisen.

Preisanstellungen und Proben auf Wunsch umgehend und kostenlos.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags- Anstalt v. S. Schottlaender :: A.-G. :: Breslau 3

Siebenhufenerstr. 11-15 Telefon 11 Tel.-Adr.: Buchdruckerei Schottlaender

Velhagen & Klasings Almanach auf das Jahr 1913 ist erschienen und stellt sich gleich seinen vier Vorgängern als ein allerliebstes Bändchen dar, dessen zierliche Erscheinung sich gefällig in die Hände besonders unsrer Damenwelt schmiegen wird. Trotz dieser anmutigen Leichtigkeit enthält das viertthalbhundert Seiten starke Buch eine Fülle von mannigfachen, vortrefflichen Beiträgen: Novellen von Karl Bulcke, Paul Oskar Höcker, Hans Hart, Richard Voß, M. E. delle Grazie, poetische Kostbarkeiten von Hermann Hesse, Rudolf

Presber, Börries, Freiherrn von Münchhausen, Max Dauthendey, Anna Ritter, Georg Busse-Palma, Hugo Salus, Frida Schanz. — Diese bunt herausgegriffenen Namen schon tun dar, daß hier eine sorgsame sichtende Lese gehalten werden ist. Dazu gesellen sich Aufsätze und Plaudereien aus den verschiedensten Gebieten: Dem „Backfisch“ widmet Emmi Lewald eine zeitgemäße Betrachtung; August den Starken charakterisiert Walter Hoof; Teestunden im alten Berlin läßt Ernst Heilborn lebendig werden; dem „Prinzen mit der Laterne“,

dem fürstlichen Menschensucher, folgt Carry Brachvogel durch die Literatur; Frauenschönheit in der modernen Malerei analysiert an der Hand zahlreicher, farbig und in Intaglio-Druck wiedergegebenen Kunstblätter Fritz von Ostini. Der Almanach, den die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften (Herausgeber Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker) auf den Büchermarkt schickt, enthält nur Originalbeiträge; keine der Arbeiten ist in den Heften oder sonst irgendwo bis jetzt (Fortsetzung auf Seite 8)

Echt amerikanische elastische
Leibträger „Empire“
 für Männer und Frauen sind die besten der Welt.
 Leicht, bequem, porös. Keine lästigen Schenkelriemen oder
 Stäbe vorhanden. Vorzüglich als Stütze des Leibes bei
 Korallen, vor und nach der Ent-
 bindung, Hängeleib, Wanderniere,
 Nabelbruch, Senkungen, Darmleiden,
 überhaupt für alle unterleibsschwachen und leidenden Personen.
 Empire elastische Bandagen schnüren den Leib nicht ein und geben
 jeder Bewegung nach. Verringern Hüftenumfang. Verbessern die
 Figur. Beeinflussen günstig die Funktion der Abdominal-Organe.
 Illustr. Katalog kostenfrei. — Angabe der Beschwerden ist nötig.
J. J. Gentil, Berlin E.122, Potsdamer Str. 5



Bellagen-Hinweis.

Diesem Heft ist ein Lesezeichen der Auergesellschaft, Berlin über die Osramlampe beigegeben, dessen Beachtung und Verwendung wir unseren Lesern anempfehlen!

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Firma Bial & Freund in Breslau betreffend Schreibmaschinen bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Heilanstanlagen

St. Blasien im bad. Schwarzwald. 800 m über dem Meer. Sommerfrische, Terrain- und Waldkurort.
Sanatorium Villa Luisenheim für Nerven-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten, Lungenkranken ausgeschlossen. Leitende Aerzte Hofr. Dr. Determann und Dr. Wiewe.

St. Blasien Badischer Schwarzwald. 800 m über Meer. Sommerfr., Luft-, Terrain- u. Waldkurort
Erholungsheim Friedrichshaus unter dem Protektorat Ihrer Kgl. Hoheit der Grossherzogin Luise. Kuranstalt f. d. Bedürfnisse des gebildeten Mittelstandes: f. Rekonvaleszenten, Nerven- u. Herzkranken, Stoffwechselkrankheit Magen u. Darmleidende, Blutarme u. andere innerlich chronisch Kranke mit Ausschluss von Lungen- und Geisteskranken. — Grosser Komfort. — Infolge seines charitativen Charakt. sehr mäss. Preise. M. 5.— bis M. 8,50 (Wohnung, Verpf. u. zum Teil Kurmittel). Illustr. Prospekte kostenlos.

Sanatorium Finkenwalde bei Stettin. Heilanstalt für Nervenkranken, Alkohol- und Morphinkranken
Buchheide Vier Gebäude. — Grosser Park. — Waldige Berglandschaft. Dr. Cella.

Rheinau a. Rh. Kur- und Wasserheilanstalt für Nervöse und Erholungsbedürftige. Das ganze Jahr geöffnet.

Aerztliche Leitung: Rechtsrhein. Bahnh.: Enger
 Geh. San.-Rat Dr. Erlenmeyer. Post: Bendorf a. Rh.

Neckargmünd herrlich gelegen, 12 Minuten von Heidelberg. Dr. Langenbach's Sanatorium für Nervenkranken und Erholungsbedürftige.

Schickethal bei Cassel. Kuranstalt für physikalisch-diätische Heilweise. Neueste fachwissenschaftl. Apparate, moderne Einrichtungen. Grosser Erfolg. Entzückende, sehr geschützte Lage, mildes, gleichmässiges Klima. Prospekte. Telephon 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

Wehrawald bei Todtmoos, südl. badi. Schwarzwald. Höchstgelegenes Sanatorium Deutschlands für Lungenkranke (861 m). Mustergültige Einrichtungen. Das ganze Jahr geöffnet. Besonders günstig für Leichtbewegungsgrade. Dirig. Aerztl. Dr. F. Lips.

(Fortsetzung von Seite 7)

veröffentlicht worden. Die Handausgabe in künstlerischem Leinenband kostet 4 Mark, die Luxus- und Geschenkausgabe in feinem, weichem Ganzlederband kostet 8 Mark. Es gibt augenblicklich kein zweites Werk, das sich so wie dieser Almanach als Geschenk, zumal an eine Frau, eignet.

Die Internationale Baufach-Ausstellung mit Sonderausstellungen Leipzig 1913. Wir werden gebeten mitzuteilen, daß die sämtlichen Büros der Internationalen Baufach-Ausstellung mit Sonderausstellungen Leipzig 1913 am 27. September nach dem jetzt fertiggestellten Verwaltungsgebäude an der Reitzenhainer Straße neben dem Rittergut Thonberg verlegt worden sind. Die Büros sind dort telephonisch unter den Nr. 20280 bis 89 zu erreichen. Interessenten, die das Verwaltungsgebäude selbst aufsuchen, werden durch einen Portier zu den gewünschten Stellen geleitet werden.

Literatur. Der verantwortliche Chefredakteur Dr. Grautoff hat

gegen den Verfasser der Schrift: Das zu oft verwaiste Regiment! Leipzig. Ladenpreis 50 Pfg.

Strafantrag und Privatbeleidigungsklage wegen des gesamten Inhalts gestellt, da die Leipziger Neusten Nachrichten auf das Niveau der „Revolverpresse“ gestellt wurden. Der Verfasser der Schrift ist ein hochgestellter altadliger Offizier a. D. Wir kommen auf die Schrift demnächst zurück.

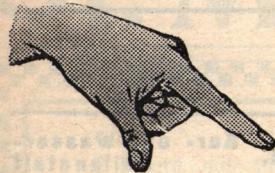
Meine Eroberung des Nordpols von Fred. A. Cook. Autor. Übersetzung von Erwin Volckmann. 539 Seiten, 56 Abbildungen. In Leinen geb. 10 Mark. Verlegt bei Alfred Janssen in Hamburg.

Wir brachten kürzlich die Stelle aus einem Briefe Amundens, in der er sich besonders warm für Cook aussprach. Mit Amundsen sind es 27 Polarforscher, die als Männer der Praxis seinen Beweisen glauben und sie für ausreichend und zutreffend halten.

Jetzt ist Cooks Buch in deutscher Sprache erschienen. Ihn selbst hat man bisher nicht gehört. Nur

seinem Gegner geglaubt. Es ist ein stattlicher Band, wohl ausgestattet mit zahlreichen naturgetreuen Abbildungen. Cook zeigt sich hier als ein sympathischer, vornehmer Mensch und ernster, gewissenhafter Forscher. Sehr interessant ist, was der Übersetzer, Erwin Volckmann, in seinem Geleitwort über sein erstes Zusammentreffen mit Cook sagt: „Ein lieber, etwas schüchtern-bescheidener, aber offener Mensch, von selbstlosem Charakter und echt deutschem Idealismus, hat er sich, trotz aller trüben Erfahrungen und bösen Verunglimpfungen, jenen sieghaften Optimismus bewahrt, dessen der wahre Forscher, Entdecker oder Erfinder nicht entraten kann. Ein solcher Mann kann nie ein Schurke sein! Das war mein Eindruck von Cook und meine Überzeugung.“

Das Buch ist hinreißend, glänzend geschrieben. So hat kaum einer von dem Pflanzen- und Tierleben im hohen Norden, von den Abenteuern der Polfahrt, von den Eskimos und ihren eigentümlichen Sitten erzählt. Uns scheint Cooks Werk eins der interessantesten Bücher vom Nordpol zu sein.



Literatur durch die Brunnen-Inspektion
in Fachingen (Bez. Wiesbaden)



Offenbacher
Lederwaren u. Reiseartikel-Versand
Daniel Seib, Offenbach a. M.

Spezialität: Reiseartikel für Autos

Vom grössten Koffer bis zum kleinsten Portemonnaie.
Reich illustrierten Katalog versende franko und gratis.



Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse

Berlin SW., Breslau, Cöln a. Rh., Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M.,
Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Prag,
Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertionspreis: pro 46 mm breite Zeile (Rudolf Mosse's Normal-Zeilen-
messer No. 5) 70 Pf. Beilagen-Gebühren: 6 bis 8 Mk. $\frac{\%}{\text{oo}}$.



NORD
UND
SÜD

Nicola.

Nikolas Petrovitch, König von Montenegro.

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

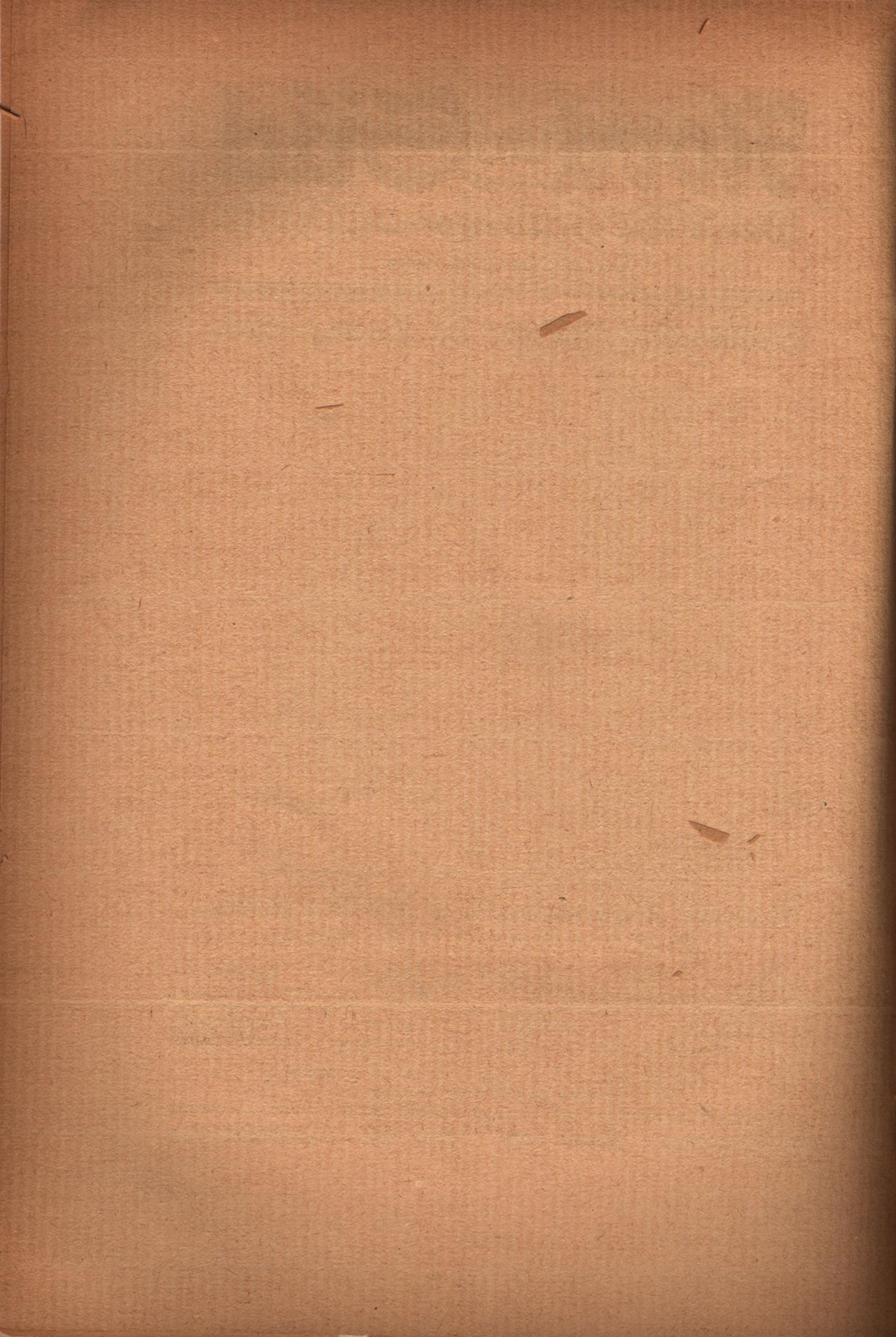
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig **Wien** **Berlin W. 10** **München** **Budapest**
K. Steinacher. R. Mohr. Verlags-Buchhandl. Berthold Sutter. Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Stockholm Christiania London Kopenhagen
G. E. Ericks Librairie Royale. Jacob W. Wod Buchhdsg. Williams & Norgate. Erslev & Hasselbach

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark:
Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

37. Jahrgang. Band 143. Heft 458 November 1912



Professor Dr. Ludwig Stein: König Nikolaus von Montenegro.

(Europäische Konferenz und Flottendemonstration.)

König Nikolaus von Montenegro, der Held des Tages, hat mir im Frühjahr, als er von Russland heimwärts fuhr und Berlin *inkognito* berührte, sein Bild nebst Unterschrift für „Nord und Süd“ zur Verfügung gestellt. Es war eine besondere Balkannummer von „Nord und Süd“ für den Herbst geplant, für welche der dichtende Montenegrinerfürst einen poetischen Beitrag oder einen politischen „Leader“ beisteuern sollte. Es ist anders gekommen. König Nikolaus hat es vorgezogen, statt Gedichte zu schicken, Geschichte zu dichten. Der östliche Schwiegervater Europas hat sein ungezügeltes, offenbar unzählbares Temperament nicht länger im Zaume halten können und das Prävenire gespielt, während die Diplomaten Europas über die Herstellung des europäischen Gleichgewichts grübelten und nach einer bannenden Vermittlungsformel Ausschau hielten, um den Feuerherd am Balkan im Keime zu ersticken und dadurch einen Weltbrand zu verhüten.

Wenn ich heute, nach dem Ausbruch des Balkankrieges, das Bild des Montenegrinerfürsten an die Spitze des als Balkannummer geplanten Novemberheftes setze, so geschieht dies im Bewußtsein, daß der waghalsige Balkanfürst für die Herstellung des „europäischen Gleichgewichts“ vielleicht mehr getan, als alle Diplomaten zusammengenommen. Seine herausfordernde Handlung, die eine Verhöhnung Europas bedeutet, war ein Teil von jener Kraft, die das Böse will und das Gute schafft. So paradox es klingen mag, so bleibt es darum nicht weniger diskutabel, daß König Nikolaus der prädestinierte Träger des Nobel-Friedenspreises sein könnte, weil ihm — freilich malgré lui — gelang, was allen Friedensfreunden bisher misslang: die Herstellung des europäischen Gleichgewichts. Wir schreiben uns die Finger wund, um mittels politischer Logik die Kulturvölker Europas von der Notwendigkeit, ja Unausweichlichkeit der Herstellung einer Gleichgewichtslage zwischen Dreibund und Dreiverein zu überzeugen, und da kommt der politische Mystiker aus den schwarzen Bergen und erreicht durch einen Husarenritt, was wir nur erst streben: das einheitliche Zusammengehen der beiden politischen Systeme Europas. Sazonow hätte mit Flammenzungen reden mögen — es hätte nichts gefruchtet! Aber König Nikolaus spottet aller

politischen Nationalisten, lacht ganz Europa ins Gesicht, fordert verwegend das ganze Jahrhundert und das „geeinigte Europa“ in die Schranken und zwingt durch seinen Übermut die Völker Europas zur Einigkeit.

Einen wirklichen Humor hat heute nur noch die Weltgeschichte. Seitdem wir Witzblätter in Überfülle besitzen, ist den Einzelnen der Witz abhanden gekommen. Der Massenvertrieb des Humors, die Witzwarenhäuser haben die soliden Einzel-erzeugnisse unserer Witzbolde völlig lahmgelegt. Aber das große Weltgericht Geschichte, der hegel'sche „Weltgeist“, der Genius unseres Kulturbewußtseins — sie haben sich den Sinn für Mephistopheles bewahrt. Oder gibt es etwas unterirdisch Witzigeres, als die unmittelbare Wirkung des größten politischen Drauf-gängers von Europa? Raum hat König Nikolaus die blutige Kriegsfahne auf dem Balkan aufgehisst, da entrollt sein Schwiegersohn, der König von Italien, die Friedensfahne. Die Verhandlungen mit Italien hätten sich bei der „passiven Re-sistenz“ der türkischen Diplomaten ins Uferlose verloren, wenn nicht der Trommel-wirbel Montenegros die Türkei gewaltsam emporgerüttelt und zur Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Italien genötigt hätte. Italien ist auf der ganzen Linie Sieger geblieben. Mit freudiger Genugtuung darf „Nord und Süd“ auf die Kampagne zurückblicken, die wir an dieser Stelle im Februar und März d. J. zu-gunsten Italiens geführt haben. Italien konnte nicht anders handeln, als es gehandelt hat, und der montenegrinische Schwiegervater hat durch seinen Gewalt-streich dem Schwiegersohne als verspätete Morgengabe mittelbar den Frieden mit der Türkei beschieden.

Aber noch ein Zweites und Höheres hat der König der schwarzen Berge mit seinem politischen Salto-mortale ungewollt erreicht: die Herstellung und Festigung des europäischen Gleichgewichts. Seit Monaten befürworte ich an dieser Stelle die Gleichgewichtsformel: Entspannung zwischen Dreiebund und Dreiverein. Die Gründe für eine solche „Dérente“ habe ich in einer Reihe von Aufsätzen niedergelegt und im Septemberheft unter der Überschrift „Das europäische Gleichgewicht“ zusammengefaßt*). Die Presse hat sich mit meinen Ausführungen lebhaft beschäftigt, insbesondere hat der bekannte Leitartikler des „Temps“ in seinem „Leader“ vom 22. September meine Gründe für die Dé-tente eingehend gewürdigt. Aber was vermögen wir Männer der Feder, wenn uns nicht die Männer der Tat zu Hilfe kommen. Leider vermag der schwarze Saft der Tinte doch noch nicht alles, und der rote Saft des Blutes bewahrheitet

*) Dieser Aufsatz erscheint soeben (bei S. Schottlaender, Breslau, dem Verleger von „Nord und Süd“) mit den Beiträgen von 35 führenden Staatsmännern, Gelehrten und Großindustriellen aus den Juni- und Juliumnummern als Sonderheft von „Nord und Süd“ in einer Auflage von 100 000 Exemplaren. Die parallele englische Ausgabe ist soeben bei Williams & Norgate in London erschienen. Beufs größerer Verbreitung ist der Preis des Sonderheftes auf 50 Pfennige festgesetzt.

erst, was wir künden und fordern. Unsere spitzen Federn haben immer noch nicht die Wucht der Dialektik geschliffener Dolche. Die Erfindung Gutenbergs reicht in ihrer durchgreifenden Wirkung leider immer noch nicht an die eines Berthold Schwarz heran. Die Sprache der Kanonen versteht Europa offenbar immer noch besser, als selbst die beredtesten Worte unserer Friedensstifter. Zum Glück kommt uns grundätzlichen Vorkämpfern für „good will amongst nations“, für Versöhnung und Verständigung unter den Völkern, König Nikolaus zu Hilfe. Wir liefern die papierenen Schlachten, wir dichten den Text und der königliche Operettentonschreiber Europas komponiert die Musik dazu. Im Septemberheft von „Nord und Süd“ schrieb ich folgenden Satz nieder: „Sehen wir den Fall, der europäische Krieg bricht heute aus irgend einem politischen Wetterwinkel aus — man stolpert bekanntlich über Apfelsinenschalen —.“ Leider ist meine hypothetische Voraussage rascher Wirklichkeit geworden, als ich annehmen konnte. Die Apfelsinenschale heißt: König Nikolaus von Montenegro.

Und wir sollen stumm und tatenlos zusehen? Wir sollen es uns gefallen lassen, daß ein ehrgeiziger Duodesfürst die Brandfackel entzündet, um ganz Europa, ja unser ganzes Kultursystem, in Flammen aufgehen zu lassen? Die ganze zivilisierte Welt wird sich wegen bojarenfürstlicher Megalomanie aus den Fugen bringen lassen? Haben wir dafür dieses wunderbare System der Kultur aufgebaut, das augenblicklich darauf und daran ist, das Welt-Imperium anzutreten, damit politisches Herostratentum über Nacht vernichtet, was wir in Jahrhunderten mühsamer Arbeit aufgerichtet und ausgestaltet haben? Wenn das geeinigte Europa, dessen beide politischen Systeme jetzt um so leichter zusammenarbeiten können, als Italien vom Banne des Tripolis-Feldzuges endgültig befreit ist, es nicht zu Wege bringt, seinem hoc volo, sic jubeo auf dem Balkan unbedingte Nachachtung zu verschaffen, dann liegt dieses Unvermögen nicht an dem mangelnden Willen Europas, sondern an der mangelnden Kraft der europäischen Diplomatie.

Jetzt oder nie hat die europäische Diplomatie das Wort. Sie muß beweisen, daß es einen europäischen Willen gibt, der zu züchtigen weiß, wo Störenfriede das Gleichgewicht der Welt bedrohen. Der Aderlaß auf dem Balkan ist sinnlos. Das Blutvergießen ist nicht bloß ein Greuel, sondern eine Lächerlichkeit. Das Veto Europas in der Form einer Flottendemonstration muß um so eher erfolgen, als ja das vereinigte Europa erklärt hat, daß es Gebietsverschiebungen irgendwelcher Art nicht dulden, sondern den territorialen „status quo“ aufrechterhalten werde. Wenn aber Europa doch entschlossen ist, dem künftigen Sieger, sei er, welcher er wolle, den Siegespreis vorzuenthalten: welchen Sinn hat es dann, das zwecklose Blutvergießen auf dem Balkan noch länger zu dulden? Wenn die Diplomatie Europas ihre Unkraft nicht endgültig dartun soll, so muß sie aufhören zu reden und anfangen zu handeln.

Mit dem Balkan muß man die Sprache sprechen, die er jetzt einzig und

allein versteht, und das ist eine gemeinsame Flottendemonstration der beiden europäischen Staatenkomplexe mit dem strikten Befehl: Bis hierher und nicht weiter. Die Türkei hat die Reformen endgültig durchzuführen, die sie längst versprochen hat und die durch den Berliner Vertrag festgelegt sind. Das geeinigte Europa wird seine gemeinsame Flotte, wie ehemals im Mittelmeer und die gemeinsame Armee in China, diesmal mit der doppelten Front nach der Türkei wie nach den Balkanländern richten müssen. Die berechtigten Wünsche der Balkanländer sollen respektiert, ihre christlichen Brüder in der Türkei sollen eine Autonomie erhalten, welche das geeinigte Europa ebenso überwacht, wie etwa die „dette publique“ der Türkei.

Die Anzeichen eines geeinigten Europas mehren sich von Tag zu Tage. Dank dem Feuerbrände des Königs Nikolaus hat Europa sich endlich gefunden. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich haben wieder einen Wärme-grad erreicht, den man vor Monaten nicht hätte voraussagen können. Poincaré wünscht, wie Graf Berchtold vor Wochen schon einsichtsvoll verkündet hatte, endlich jene europäische Konferenz, die man schon im Sommer hätte versammeln müssen, als die Wetterzeichen im Orient auf Sturm deuteten. Niemand wird Frankreich im allgemeinen und Poincaré insbesondere den Ruhm streitig machen dürfen, daß er im Verein mit dem verbündeten Russland alles aufgeboten habe, den Feuerherd zu ersticken, jedenfalls zu lokalisieren. Und Deutschland, seit 40 Jahren der Friedenshort Europas, sekundierte Frankreich aufs glücklichste. Am gleichen Tage, da Poincarés Konferenzvorschlag den Mächten übermittelt wurde, am 14. Oktober, hielt der deutsche Leiter des Auswärtigen, Staatssekretär v. Kiderlen-Wachter eine bedeutungsvolle Rede, deren Resonanz allenthalben zutage trat. In dieser Rede findet sich eine entscheidende Stelle, die an das Ohr Europas geklungen ist: „Es ist aber gerade ein Zeichen für die immer mehr die Welt umspannende Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Interessen, daß auch noch so entfernte Störungen der Ordnung überall einen gewissen Rückschlag hervorrufen. Die Folgen solcher Rückschläge lassen sich mit Ruhe und Besonnenheit nicht nur vermindern, sondern auch beseitigen. So wird auch das von Ihnen begonnene Versöhnungswerk von den Vorgängen im Südosten nicht gestört werden, denn wir haben alle die feste und begründete Überzeugung, daß keiner der Staaten, die heute hier vertreten sind, in direkte Mitleidenschaft gezogen werden wird. So sehr wir die jetzt drohenden oder eingetretenen Friedensstörungen bedauern, und so sehr die Mächte bemüht waren, sie hintanzuhalten, so mußte doch seit geraumer Zeit mit ihrer Möglichkeit gerechnet werden. Es hatten daher die Mächte alle Zeit, sich über Beschränkung der Störungen auf ihren Herd zu verständigen. Das ist bisher geschehen und gelungen, und bei dem allseitigen guten Willen wird es auch weiter gelingen, ein Überspringen des Brandes auf die Nachbargebäude zu verhüten und die etwa notwendig werdenden Aufräumungs- und Wiederherstellungsarbeiten auf der Brandstätte in friedlichem Einverständnis zu vollziehen.“

(Lebhafte Beifall.) Diese Hoffnung wird verstärkt dadurch, daß heute Abend der Friede zwischen zwei Mächten unterzeichnet worden ist."

Dass diese Rede am selben Tage gehalten wurde, an welchem der Friede der Türkei mit Italien angekündigt wurde und Poincaré seine Konferenzidee den Regierungen übermittelte, ist sicherlich kein Zufall, und wenn selbst, dann ein hazard très spirituel. Jedenfalls hört man von Poincarés und Kiderlens dieselbe Ideenfolge, die mir Marquis San Giuliano gegen Mitte Oktober, als ich anlässlich des internationalen Soziologenkongresses den Vorzug genoss, den Leiter der auswärtigen Politik Italiens wiederholt und in engem Kreise zu sprechen, etwa in folgender Wendung entwickelt hat: „Wirkliche Kriege kann es heute nur noch an der Peripherie, nicht mehr im Zentrum unseres Kultursystems geben. Ein Krieg zwischen den zwei Mächtegruppen vollends wäre nicht nur Wahnsinn und Verbrechen, sondern er ist schlechterdings unmöglich.“ Die innere Logik der Geschichte ist denn doch stärker, als der irrationale Affektausbruch einzelner politischer Would-be-Napoleone.

Europäische Konferenz mit dem Hintergrunde der Flottendemonstration, die den kämpfenden Parteien zu Beginn des Winters vielleicht um so willkommener sein dürfte, als der allen gemeinsame Geldmangel den unnützen Mezeleien ohnehin ein natürliches Ende bereiten müßte, das ist die Lösung des Balkanproblems. Europa muß den Balkanländern durch eine Konferenz nach innen und durch eine Flottendemonstration nach außen die goldene Brücke des vielleicht allen Beteiligten willkommenen Rückzuges bauen. Die Monarchen auf dem Balkan, welche von ihren Völkern bei Strafe des Verlustes der Krone zum Kriege gedrängt werden, wird Europa am sichersten dadurch für einen Waffenstillstand und späteren Friedensschluß gewinnen, als die Monarchen durch den Willen Europas ihren eigenen Völkern gegenüber gedeckt sein werden.

Und so winden wir denn dem König Nikolaus den Friedenslorbeer um das ehrwürdige Haupt. Je schneller und durchgreifender sein Siegeszug sein wird, desto sicherer wird er das Zustandekommen der europäischen Verständigung in der Form einer Konferenz und Flottendemonstration fördern. Was guter Wille nicht vermochte, das wird die Not lehren. Was Sazonows Intellekt nicht zustande brachte, das wird der „furor balcanicus“ des Königs Nikolaus bewirken: die Einigung der beiden Völkergruppen Europas.

Wir lassen uns in unserem Kulturoptimismus durch die Scharmützel am Balkan nicht beirren. Europa will und muß eins werden, gleichviel ob mit dem Kopfe oder durch das Herz, ob durch Berechnung oder Leidenschaft, ob durch Konferenzen oder Verträge. Die Einheit Europas ist der offenkundige Sinn der Geschichte. Unser Kultursystem kann und wird nicht an Montenegro oder am Balkanproblem scheitern. Eppur si muove — und die Menschheit bewegt sich doch — nach oben.

Professor Dr. Luigi Credaro,*)

Unterrichtsminister des Königreichs Italien:

Das Wesen der Soziologie.

Brief an den Herausgeber.

Rom, 11. Oktober 1912.

Berehrter und lieber Kollege Prof. L. Stein!

Gern überreiche ich Ihnen den Text der Rede, welche ich auf dem Kapitol zur Einweihung des 8. internationalen Kongresses für Soziologie hielt. Ich tue es mit Vergnügen im Sinne einer Bezeugung meiner Achtung Ihrer Persönlichkeit, sowie der großartigen Zeitschrift „Nord und Süd“, welche Sie zur Genugtuung der Denker und Staatsmänner der Kulturvölker leiten.

Mögen Ihre edlen wissenschaftlichen, philosophischen und sozialen Absichten raschen Erfolg haben!

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr ergebenster Kollege

(gez.) L. Credaro.

Rede des Ministers Credaro
an die Teilnehmer des 8. Kongresses des „Internationalen Instituts für Soziologie“.

Meine sehr geehrten Herren!

Namens der Regierung des Königs von Italien entbiete ich Ihnen den Willkommensgruß. Ich empfinde es als Freude und Ehre, daß Rom zum Sitz des 8. Kongresses des internationalen Instituts für Soziologie erwählt worden ist, dieses Rom, das mit seiner großen Geschichte Ihnen, meine verehrten Pfleger der Sozialwissenschaften, ein sehr reiches Material für Forschung und viele Anregung zu philosophischer Betrachtung bietet. Den herzlichen Gruß der Regierung entbiete ich im besonderen Ihnen, hervorragende Gelehrte aus dem Auslande, die Sie in dieser ereignis schweren Stunde freundschaftlich die Grenzen Italiens überschritten haben, um auf diesem Kongress die Stimme und das Echo der wunderbaren wissenschaftlichen Ergebnisse vernehmen zu lassen, welche auf dem Felde

*) Credaro ist ein intimer Kenner der Geschichte der Philosophie. Sein Buch über den Skeptizismus hat auch in der deutschen Gelehrtenwelt weitgehende Beachtung gefunden. Credaro's Studien über den Philosophen Herbart sollen demnächst in deutscher Übersetzung erscheinen. Die Veröffentlichung des Begleitbriefes entspricht dem Wunsche des Ministers.

der sozialen Disziplinen der Wettstreit aller intellektuellen Völker erreicht hat. Italien, wo Giambattista Vico, der zuerst die soziologische Wissenschaft erschauerte, geboren ist und wo Giandomenico Romagnosi mit großem Blick und tiefgründiger Bildung verschiedene soziologische Bahnen gebrochen hat, weiß sich dieser hohen Ehrung würdig.

Der soziologische Begriff des Fortschritts, der den Hauptgegenstand Ihrer scharfsinnigen und gelehrten Erörterungen bilden wird, beschäftigt in gewichtigster Weise unter mannigfachen Formen seit langer Zeit Philosophen und Idealisten und wird sie noch ferner beschäftigen. Eben in diesem Bemühen um so hohe und des unmittelbaren Nutzens bare Probleme offenbart sich aber das Edle der Menschennatur, ihr Streben zu den höchsten Gipfeln der Idealität.

... niemals wird unser Geist gesättigt, wenn ihn das Wahre nicht erhellt.

Wie in der Ruhe der sommerlichen Wärme in den Alpen die einsamen Wanderer, die die volkfreichen Täler und die Wirtshäuser und die bequemen Wege menschlichen Gewerbsleßes verlassen haben, mit gleichmäßiger Schritte hochsteigen in die unermesslichen, stillen Räume der aschgrauen Moränen, der geheimnisvollen Gletscher, der nachdenklich aufragenden Gipfel, so erheben auch Sie, meine verehrten Herren vom internationalen Institut für Soziologie, sich über die sozialen Sorgen und Bedenken, über die schweren wirtschaftlichen und politischen Streitfälle, welche die Völker erregen, so suchen Sie mit Gemütsruhe in den Tatsachen die Idee und unternehmen Sie es, zur Erfassung einer positiven Sozialwissenschaft zu gelangen, aus welcher sich die Kunst der sozialen Praxis die Richtlinien entnehmen könne, um in das Leben der Gesamtheit eine größere Summe Gerechtigkeit zum Vorteil der Niedrigen und Enterbten einzuführen.

Welche Wissenschaft kann sich eines größeren und humaneren Zweckes rühmen?

Aus der Fühlungnahme der verschiedenen Lehren, aus den Erörterungen der vielfältigen Richtungen wird Ihr Kongress zu einer Verstärkung der Einsicht gelangen, daß man mit immer mehr disziplinierter Strenge das Gesetz der wissenschaftlichen Arbeitsteilung, die erste Bedingung für den Fortschritt jeder Wissenschaft, befolgen müsse, daß man aber auch die harmonische Zusammenfassung der Einzelergebnisse im Auge zu behalten habe, da erst sie die höheren Phasen der Wissensentwicklung kennzeichnet.

Und dies ist in höchstem Grade die Aufgabe der Soziologie: während sie aus den entferntesten Ausläufern der einzelnen Sozialwissenschaften Nahrung zieht, sucht sie mit einem Gesamtüberblick sie alle in einen einheitlichen Plan einzufügen, welcher der getreue Spiegel der Gesetze sein soll, die in der menschlichen Gesellschaft sich im Verlaufe der Zivilisation auswirken. Die Aufgabe ist schwierig. Indessen sind auch die Kräfte bedeutend, welche sich in ihren Dienst stellen mit stetigen Bemühungen, die bereits jetzt eines der leuchtendsten Kapitel der Geschichte des zeitgenössischen Geistes ergeben haben.

Die Entwicklung der Sozialwissenschaften entspricht einem Erfordernis der Geschichte: die Geschichte erneuert und mehrt die Probleme der Wissenschaft.

In der Tat: sobald von dem kompakten Gesamtwillen der modernen Völker, einem Willen, der sich fast wie eine Naturnotwendigkeit darstellt, der als eine Pflicht aufgestellte und als ein Recht bekräftigte Vorsatz befunden wird, zur Freiheit durch die Gleichheit zu gelangen und die eine wie die andere durch die unabsehbare Macht der Gerechtigkeit zu gewährleisten, erwächst der sozialen Wissenschaft eine entsprechende neue Aufgabe, die sich in vielfältigen Problemen darstellt, denen die alten und immer erneuerten geschichtlichen, wirtschaftlichen, juridischen und moralischen Sonderdisziplinen sich widmen.

Und auch die Erziehungswissenschaft weist uns die Pflicht, durch eine von der Arbeit und dem Geiste der Solidarität veredelte Gegenwart eine Zukunft vorzubereiten, welche in der Menschheit die Würde der Individuen erhöht. Sie stellt damit in die erste Linie das Problem der Volkserziehung, die ureigenste Grundlage der Geltung der Nationen, und nimmt in der immer reichereren Entfaltung der Wissenschaft die gewaltigste Schutzwehr der Demokratie wahr gegenüber den Versuchen, eine Vergangenheit wiedererstehen zu lassen, die ihre geschichtliche Funktion erfüllt hat.

Die Fortschritte und die neuen Richtungen der einzelnen Sozialwissenschaften müssen aber einen zentralen Bezugspunkt haben, aus welchem heraus die Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften in eine harmonische Synthese zusammengeordnet werden können: diesen Punkt liefert oder stellt dar die Soziologie.

Die Soziologie ist wie alle jungen Disziplinen in der Vorhut der Wissenschaften, und dem Privileg ihrer Kampfstellung entspricht eine größere Summe von Obliegenheiten. Eben aus der Erkenntnis dieser Obliegenheiten schöpft die Soziologie den stetig organischeren inneren Halt ihrer Selbständigkeit gegenüber anderen Wissenschaften, wie der zähe Eifer bezeugt, mit dem die Erörterungen über die Methode geführt wurden. Die Soziologen begriffen die wertvolle Mahnung Bacons „prudens quaestio, quasi dimidium scientiae“ und machten ihre Nutzanwendung. Der Methodenstreit der Soziologen bedeutet keineswegs ein banges Zögern eines müßigen Doktrinarismus, sondern bildet das feste Bindemittel der Grundsteine des großen wissenschaftlichen Gebäudes.

Die Soziologie hat auch die Verantwortlichkeit einer praktischen und unmittelbaren Funktion im Ablauf der Zivilisation.

Es gibt Wissenschaften, welche sozusagen dasselbe Leben leben wie die Probleme, deren Prüfung sie unternehmen, und welche für sich aus dem Herzen der menschlichen Wirklichkeit den unvergänglichen Wert einer höheren praktischen Funktion zu ziehen vermögen. Es sind Wissenschaften, die mit dem Leben verwoben sind und die fast des Lebens eigenen Rhythmus und Wärme haben, Wissenschaften, welche die Wahrheit erobern, um die Pflicht zu vertiefen, welche

Energien anhäufen, um das Recht zu verstärken, welche ausgedehntere Horizonte erschließen, damit das Licht der Gerechtigkeit höher und lebenfördernder leuchte.

Eine dieser Wissenschaften ist die Soziologie, welche das Recht und die Pflicht hat, auf dem Felde des praktischen Lebens als eine Kraft des Zusammenhalts und der sozialen Harmonie zu wirken.

Die intime, einander ergänzende Wechselwirkung der sozialen Kräfte und der Geist der Solidarität, welche die moderne Gesellschaft auszeichnen, sind für die Soziologie nicht bloß eine kalte Aufgabe für abstrakte Spekulationen, sondern ein lebendiger und konkreter, aufs bedeutsamste die Kultur anzeigen der Inhalt, auf dessen stetige Werterhöhung sie bedacht ist.

Begreifen, sagte Hegel, ist überwinden.

Und schon ein anderer großer Philosoph, Spinoza, hatte gesagt: non ridere, non lugere, neque detestari; sed intelligere.

Indem nun die Soziologie die soziale Tatsache in ihren konkreten Bestimmungen durchdringt und erklärt, enthüllt sie dem Menschen und den sozialen Gemeinschaften ebensoviiele Funktionen, welche als Rechte gelten, und ebensoviiele Ziele und Zwecke, die sich als kategorische Imperative darstellen. Nichts anderes braucht der Mensch, um der eigenen Würde und der eigenen Mission sich bewußt zu werden; nichts anderes brauchen die zivilisierten Gesellschaften, um mit vervielfachtem Eifer zuversichtlich den Weg des Fortschritts weiter zu begehen.

In diesem Geiste erkläre ich namens S. M. des Königs den 8. Kongress des internationalen Instituts für Soziologie für eröffnet.

Dr. Chr. D. Pflaum: Der 8. Soziologenkongress in Rom.

(7.—12. Oktober 1912.)

In der vorstehenden, von mir möglichst getreu aus dem Italienischen übertragenen Rede des um die philosophische Forschung verdienten, derzeitigen Unterrichtsministers Credaro ist nicht zum wenigsten auf die Mission der Soziologie für das praktische Leben Gewicht gelegt worden. Auch anderen führenden Persönlichkeiten in Italien und weiteren Volkskreisen ist eine, wenn nicht unmittelbare, so doch recht nahe Beziehung positiv wirkenden Charakters zwischen der Soziologie und der sozialen Praxis selbstverständlich, ja für die Soziologie wesentlich kennzeichnend erschienen; man darf annehmen, daß das Thema des Kongresses „Der Fortschritt“ zu diesem Schein erheblich beigetragen hat. Die Folge, eine

unter allen Umständen sehr schäbbare Folge war eine ganz außergewöhnlich glänzende öffentliche Anerkennung des Kongresses für Soziologie seitens der politischen Presse und seitens der höchststehenden Persönlichkeiten des italienischen Staates und der Stadt Rom: die Eröffnung des Kongresses spielte sich in eindrucksvoll feierlicher und intellektuell gehobenster Weise im Saale der Horatier und Auriatier auf dem Kapitol ab; außer dem Vertreter der Stadtverwaltung Rom, welcher in seiner Begrüßungsansprache sehr glücklich an das Verdienst des alten Rom, abweichend von Hellas auch dem gesellschaftlichen Leben zivilisierende Grundsätze gegeben zu haben, erinnerte, und Enrico Ferri, welcher als offizieller Vertreter der Universität Rom die den Zuhörern sehr erfreuliche Gelegenheit zur Vergegenwärtigung seiner eigenen soziologischen Leistungen erhielt, nahmen an der Eröffnung teil der Minister des Äußeren, Marchese di San Giuliano, der Justizminister Finocchiaro-Aprile, der Minister der öffentlichen Arbeiten Sachì, der Handelsminister Prof. Dr. Mitti, der Unterrichtsminister Prof. Dr. Credaro — die beiden letzteren selbst verdienstvolle Mitarbeiter an der wissenschaftlichen und philosophischen Erfassung der sozialen Vorgänge —, der russische Botschafter Krupenski, der japanische Botschafter Baron Hayashi Consuke, der französische diplomatische Geschäftsträger Laroche, Vertreter der Presse aller Länder, Politiker, hohe Verwaltungsbeamte, Professoren u. a.; und um von sehr ehrenden geselligen Veranstaltungen, welche der Bürgermeister von Rom, Ernst Nathan, und der Minister des Äußeren den Soziologen widmeten, abzusehen, sei des weiteren nur noch erwähnt die besondere Anteilnahme an den Arbeiten des Kongresses, welche der Ministerpräsident Giolitti und der greise Philosoph Ardigo brieflich kundgaben, und die persönliche Anwesenheit bei der vornehmlich durch den Schlußvortrag von Prof. Dr. Ludwig Stein ausgefüllten Sitzung des Kongresses, die sich trotz körperlichen Unwohlseins Luigi Luzzatti nicht versagen wollte, der durch seine geschichtlich und ontologisch wissenschaftliche, durch philosophische, sozial-pädagogische und durch aus höchster Warte staatemännische Arbeit selbst gewissermaßen ein bedeutsames Kapitel theoretischer und praktischer Soziologie geworden ist.

Das „Internationale Institut für Soziologie“, 1893 in Paris gegründet und seit 1909 „reconnue d'utilité publique“ seitens der französischen Regierung, hat sich für seinen 8. Kongress in Rom ein über die Maßen kompliziertes und weitgreifendes, also fast *a priori* für laute und von allerhand Äußerlichkeiten bedingte Debatten wenig geeignetes, schwieriges Thema gesetzt: die Determinierung des „Fortschritts“. Prof. Ludwig Stein als Vorsteher des Instituts, den in der Leitung der hiesigen Sitzungen zum Teil Prof. Buisson ersetzte, und Dr. Rens Worms als Generalsekretär des Instituts haben durch eine umsichtige und geschickte Disziplinierung der Debatten — derart, daß die Natur des anthropologischen, wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen, politischen usw. Fortschritts gesondert behandelt wurde, das Ergebnis der Einzelerörterungen sogleich eine

möglichst scharfe Umschreibung erhielt und daraufhin erst eine Synthese zur einheitlichen Determinierung des Begriffs „Fortschritt“ mit gebührenden Vorbehalten in aller Bescheidenheit unternommen wurde — alles Mögliche getan, um eine wesentliche Förderung des Themas zu erreichen. Meines Erachtens ist dies weder in Ansehung der Einzelwissenschaften noch der philosophischen Soziologie gelungen, und als direkter Erfolg des Kongresses läßt sich nur verzeichnen die evidente Förderung ihres individuellen Intellekts und Forschungseifers, welche die einzelnen Teilnehmer des Kongresses durch die relativ eindringliche Vorstellung von ihnen unbekannten oder entlegenen Denkweisen und Wissensdaten erhalten haben, sowie die Erhöhung ihres Blickpunktes und die Erweiterung ihres Blickfeldes, welche die praktischen Leiter der menschlichen Vergesellschaftungen bei den Erörterungen der naturnotwendigen und geschichtlichen, der möglichen und idealen Bahnen des Fortschritts gewonnen haben müssen. Damit soll gewiß nicht bestritten sein, daß die genauen Akten des Kongresses manches Element von hohem Werte für unsere Erkenntnis enthalten werden. Was Prof. Sergi über die Besserung der europäischen Rassen und Prinz Roland Bonaparte aus kritischen Erwägungen dagegen sagte; die für und gegen eine Abhängigkeitsbeziehung der Soziologie von der Anthropologie beigebrachten Argumente; die Darlegungen über Voraussetzungen, Gehalt und Richtlinien der wirtschaftlichen, politischen, moralischen und rechtlichen Entwicklung, welche als Beiträge zu einer gemäß Geschichte und Gegenwartsdaten positiven oder zu einer in Verfolg dieses oder jenes religiös oder philosophisch oder doktrinär fundierten Postulats rationalen Determinierung des Begriffs „Fortschritt“ gelehrt Beobachter oder scharfe Denker gemacht haben, wie es Senator Baron Garofalo, der Vorsitzende des lokalen Komitees für den Kongress, Prof. Buisson, Prof. Robert Michels, Prof. Charles Gide über die Vervollkommenung des Güterverbrauchs und den Charakter eines Fortschritts in der Befriedigungsweise unserer Bedürfnisse), Prof. Chiapelli und Prof. Vaccaro sind; die formalistischen Betrachtungen zu reiner Feststellung oder Bewertung des Äußeren, der inneren Kräfte und der bewußten und unbewußten Ziele individuellen und sozialen Geschehens — also Antithesen z. B. von Kraft und Schwäche, Individualismus und Kommunismus, Aristokratie und Demokratie, Egoismus und Altruismus, Optimismus und Pessimismus —; dies alles birgt zweifelsohne Erhebliches für eine künftige adäquatere Formulierung des „Fortschritts“ oder genauer des soziologischen „Fortschritts“.

**Dr. jur. et phil. Maxim. Fleischmann,
Rechtsanwalt in München:
Weltlage und Weltfrieden*).**

Wer die neueste Entwicklung der Weltgeschichte betrachtet, wer sieht, wie die Völker allseits „wild aufeinanderschlagen“ — im fernen Osten, in Afrika, in Europa selbst — der wird nicht ganz ohne Grund die Frage aufwerfen, wie es denn angesichts dieser Tatsachen mit dem dereinst so gefeierten Weltfrieden stehe — wie viele Kriege denn durch diese Idee abgeschafft wurden — und welche Aussichten sie denn überhaupt noch zu haben glaube.

Die Frage ist wichtiger, als man denken möchte, denn gerade von ihrer Beantwortung hängt es ab, ob jener neue Kultur- und Weltbegriff in dieser schwierigen Stunde irgend etwas für die Menschheit bedeuten kann oder nicht. Ich meine als Leitstern denen, die überhaupt Ohr und Aug' haben für den jeweiligen Pulsschlag ihrer Zeit. Ob diese Staatsmänner und Politiker, Diplomaten und Gelehrten bei ihren Erwägungen auch jenen Begriff sich vorbeiziehen lassen müssen, ob irgend ein politischer Wert aus seiner Berücksichtigung resultiert, das wird sich bei der Lösung dieser Frage entscheiden.

Darf man mitleidig oder verächtlich lächelnd ihn beiseite sehen, als unbrauchbar, als unbewährt — oder stecken hier wirklich Werte?

Da muß gesagt werden, was hier unter Weltfrieden verstanden wird.

Ich verstehe darunter den großen allumfassenden Gedanken der Gegenwart, ich verstehe das große Ausgleichsmoment des Völkerlebens, die Summe, den Inbegriff aller Kultur nach ihrer positiven Seite hin, wie ihn alle Völker zusammen in den unendlichen Mühen ihrer geschichtlichen Entwicklung sich erarbeiteten und errangen.

Jedes Volk, auch das fernste, hat von Beginn seiner geschichtlichen Entwicklung an mitgearbeitet, außer an seiner eigenen Geschichte auch an der der gesamten Menschheit. Und daraus entstanden jene großen hehren Güter, wie Toleranz und wahre Menschenliebe, wie das Gefühl der Gerechtigkeit und der Güte aller gegen alle, das allein die Quelle wahrer Gesittung.

Wir müssen unter Weltfrieden etwas verstehen, was uns alle erhebt: Den Inbegriff aller wirklichen Segnungen der Kultur unbehindert durch politische und andere Schranken in einer bestimmten geschichtlichen Ära.

Aufhebung des Krieges, Abschaffung desselben, war ein kleiner Teil, ein Propagandawort; in Wirklichkeit konnte es höchstens eine Folge, nicht ein Anfang sein.

*) Einige Gedanken aus dem eben in Vorbereitung befindlichen Buche des Verfassers: „Weltfriede und neueste Zeit“.

Diese Lösung war das Mittel, um der großen Masse die Sache plausibel zu machen, aber es konnte im Ernst nicht der Beginn einer so tiefen Bewegung werden.

In Wirklichkeit war die Weltfriedensbewegung von Anfang an das Zeichen, daß jene Errungenschaften der modernen Kultur die Menschheit zum Zusammenschluß drängten, daß auf dem Gebiete des friedlichen Wettbewerbs die einzelnen politischen Grenzen immer lästiger empfunden werden und das, was einst Schwärmer und Phantasten im Überschwange ihrer Gefühle von Weltverbrüderung träumten, nun allmählich in Erfüllung gehen sollte, freilich in ganz anderer Form, als es jene gedacht:

Es ist ein gemeinsames Kulturstreben und Kulturverlangen, das herausgewachsen ist aus dem Bedürfnis der immer größeren Menschenmassen, die jeder Staat zu ernähren hat, aus der ungeheuren Existenz- und Nährmittelfrage mit all ihren Begleiterscheinungen. Dies brachte die Menschen mit aller Gewalt dazu, über alles Trennende hindurch auf ihre gemeinsamen Vorteile bedacht zu sein; dies veranlaßte ihren engeren Zusammenschluß, die Eliminierung der Gegensätze der Menschen und Staaten zugunsten des größeren Kampfes zwischen Mensch und Element, Mensch und Natur. Ihr alles abzuringen, was nötig war zum Leben — nicht mehr dem Nachbarn, der es selbst vielleicht nicht genügend besaß, das wurde die neue Lösung. Und hierzu bedarf es des Spatens, der Maschine, des Lichts der Wissenschaft, aber nicht mehr des Kriegsbeils und des Schwertes. Die Philosophen haben dies einst geahnt, als sie ihre Philosopheme, ihre weltbewegenden Maximen schufen, aber aus der Welt ihrer Träume und Phantasien sind heute die großen nüchternen Wirklichkeitswerte geworden. Es würde zu weit führen, auf diese großen Züge der Weltgeschichte und ihre inneren Zusammenhänge näher eingehen zu wollen. Nur so viel sei gesagt: Jene Ideen mochten wohl damals den Anstoß geben, aber zu Realitäten, zu wirklichen im Raume lebenden Dingen konnte die Entwicklung erst führen, als Arbeiter- und Menschenmassen, Handelsbilanzen und nüchterne kommerzielle Erwägungen ihnen zu Hilfe kamen. Und darum stehen wir heute dem Weltfriedensideal näher als ehedem, darum ist diese Idee trotz ihrer scheinbaren Unbrauchbarkeit noch immer nicht völlig erstorben; im Gegenteil, sie hat Boden gewonnen, sie hat sich vergrößert oder besser gesagt: erst recht in ihrem wahrsten Wesenserne entfaltet.

Sie ist insbesondere ausgesöhnt mit einem anderen Begriff, den man bisher immer als ihren Gegenpol ansah: mit Volk und Vaterland. Sie ist nicht die Negation dieses Begriffes, sie erzieht nicht vaterlandslose Menschen, sondern sie gerade wird zur Erkenntnis führen, daß jedes Volk in seiner Eigenart und in seinem Rahmen am besten geeignet ist, diese Idee im positiv kulturellen Sinne zu fördern. Nicht in falschem Gefühlsüberschwang, in unrichtigem Humanitätsempfinden, in der Annahme irriger Voraussetzungen wird der Weltfriede gefördert. Im Gegenteil, förderlich ist ihm nur nüchtern klare Abwägung der Inter-

essen eines jeden Staates durch diesen selbst. Je klarer der einzelne Staat dabei sieht, desto mehr nützt er sich und damit der übrigen staatlichen Gemeinschaft. Nicht in Winkelzügen, nicht in kleinlichen Streitigkeiten, aber auch nicht in leeren Befürchtungen liegt die Stärke der modernen Auslandspolitik, sondern nur in jener klaren Offenheit, die auf die Tatsachen viel lieber hinweist, als sie verhüllt.

Und was ist ferner heute noch die Bestimmung der Weltfriedensidee?

Leere Warnungsrufe, papierne Proteste an die Regierungen aller Länder zu senden, vergebliche Appelle an die Humanität zu richten? Nein! Sie hat heute nicht mehr die Wirkung auf die große Masse, wie in jenen Tagen, da sie noch allein Kriege abschaffen und beseitigen wollte.

Heut ist sie herangereift zum großen ausgleichenden Prinzip der Staatenpolitik. Nicht so sehr den großen Massen, als vielmehr den leitenden Staatsmännern kann sie etwas sein.

Denn unwillkürlich mag vor diese die Frage treten, wie viel näher es in diesen Tagen politischer Hochspannung läge, der allenthalben herrschenden wirtschaftlichen Not und Teuerung durch gemeinsame Aktionen aller Mächte und Länder zu steuern, als durch Aufröllung kleiner Streitfragen den allgemeinen Frieden zu stören!

Wie viel wäre von gemeinsamen Reformen auf dem Zoll- und Handelsgebiet hierfür zu erreichen! Wer schafft im Kriegsfall Brot für die Massen, wer liefert das Geld für die enormen Lasten und wer übernimmt die Verantwortung für alle jene unheilvollen Imponderabilien, die derartige Erschütterungen des ganzen Staatskörpers erfahrungsgemäß zur Folge haben? Man wird dies zwar als die Begleiterscheinung jeder kriegerischen Verwickelung bezeichnen (aber man muß doch dabei zugeben, daß zu keiner Epoche jenen Schäden des Krieges mehr Vorteile gegenüberstanden, im Fall, daß man ihn vermeide), aber vielleicht gab es nie eine Zeit, in der diese Wirkungen tiefere Wurzeln schlagen konnten, als in dem von Parteiungen und Weltanschauungen so wild zerklüfteten Boden unserer neuesten Zeit. Sie stellt unsere Staatsmänner vor neue Probleme, deren Lösung vor allem sich die Schwierigkeit entgegenstellt, daß sie kein Vorbild haben in der Geschichte der Vergangenheit. Hunger und Teuerung in Zeiten einer agrarwirtschaftlichen Stufe der Geschichte haben wir oft genug gesehen und gehört. Aber das ganze Elend eines Krieges, einer wirklich die Existenz von Millionen von Industriearbeitern bedrängenden Teuerung haben wir so recht doch alle noch niemals erlebt. Aber im Kriegsfall müssen wir damit rechnen. Wir müssen sehr überlegen, ob wirklich alle diese Gefahren ausgeglichen werden durch die Vorteile eines, wenn auch siegreichen Krieges, und ob nicht viel lockendere Aussichten winken, einer großzügig ehrlichen und gemeinsamen Kulturarbeit aller Staaten, im Frieden.

Immer schärfer wird da die Frage sich herausheben: Krieg oder Reform im Sinne des gemeinsamen Zusammenwirkens gegen gemeinsame Not.

Wir dürfen viel erwarten von der Kraft und dem Mut des deutschen Volkes. Einen Krieg zu scheuen haben wir nicht. Kein Staatsmann wird zögern, einen frivolon Angriff auf Deutschland sofort mit dem Schwert zu begegnen. Und freuen wir uns, daß dieses Schwert so scharf ist!

Aber gerade deshalb dürfen wir an den Weltfrieden denken. Nicht freilich, indem wir irgend etwas im Völkerrate uns bieten lassen, sondern indem wir in erster Linie der modernen Staatengemeinschaft die allen wirklich gemeinsamen Ziele zeigen, indem wir die Wege weisen dem neuen Kulturschaffen der Völker der Erde!

Man wird fragen, welche Wege dies wären. Gerade die gegenwärtige Stunde zeigt dies recht klar. Wir stehen in einer Periode enormer Teuerung. Große Massen in vielen Ländern verlangen nach Brot. Ganz Europa ist heimgesucht von Überschwemmungen, Kälte und schwersten Gefahren der Elemente.

Und zu alledem beginnt es in dem alten Wetterwinkel Europas, dem Balkan, wieder kriegerisch aufzuleuchten.

(Der Krieg ist nur eine Äußerung des jeweiligen kulturellen Gesamtzustandes einer Zeit.)

Auf dem blauen Weltenbande des Ozeans ist die Eisgefahr größer denn je. Das furchtbare Unglück der Titanic ist noch in allgemeiner schmerzlicher Erinnerung.

Ganz Europa hat damals nach Schutzmaßregeln für die Schiffahrt verlangt. Der geistvolle Lektor Prof. Dr. Beardsley, Berlin hat in trefflichen Darlegungen eine wissenschaftliche Überwachung des Ozeans durch alle Uferstaaten gefordert. Wir können nur von ganzem Herzen wünschen, daß die gesamte Staatengemeinschaft sich der Verwirklichung dieses Planes annehme.

Mit tiefem Bedauern sehen wir auch die altehrwürdige Kulturzentrale Italien noch immer im Kampf mit dem jungen Osmanenreich. Wer den enormen Aufschwung Italiens in dem letzten Jahrzehnt verfolgte, wer vielleicht mit Überraschung sah, wie dieses Land sich hob, welch gesunder, reger Entwicklungsdrang sich plötzlich dort fühlbar mache, der wird ihm nur von Herzen wünschen können, daß bald ein ehrenvoller Friede ihm beschieden sei.

Denn Italien ist so enorm reich an Kulturwerten, daß es im Frieden mehr geben und mehr schaffen kann, als selbst durch den erfolgreichsten Krieg.

Es mag schwer sein, vielleicht unmöglich, gerade auf den Gang kriegerischer Ereignisse Einfluß zu bekommen. Aber vielleicht könnte doch die Initiative aller Staaten Europas in seiner Völkergemeinschaft ein gewisses Solidaritätsgefühl wenigstens innerhalb der einzelnen Weltteile zu wecken suchen, das manche Gegenseite mildern würde. Denn die großen Kämpfe der kommenden Weltgeschichte werden voraussichtlich um Weltteile und durch Weltteile geführt werden. Vielleicht könnte, wenn der dichteste Pulverdampf auf afrikanischer und türkischer Erde sich verzog, auch unserem Freunde jenseits der Alpen eine mildere Friedenssonne bald lächeln.

All dies sind Probleme des Weltfriedens, die aus der Sphäre reiner Theorie gar bald herabsteigen ins Reich der Wirklichkeit, es fragt sich nur, wie die Gegenwart sie alle löst.

Da wird es vielleicht sehr darauf ankommen, wie gerade Deutschland, zweifellos einer der mächtigsten Staaten der Erde, sich dazu stellt. Wir haben die Waffenmacht, um den Frieden zu erzwingen — sehen wir, daß wir die Kultur- mächt, den enormen ideellen Einfluß bekommen, auch den Kulturweg anderer Völker soweit fördern zu können, daß sie näher kommen jenem großen Ideal einer wirklich sich solidarisch fühlenden Staatengemeinschaft! Dies können wir nicht mit Gewalt, mit dem Zwang der Waffen erreichen, sondern nur dadurch, daß wir die Fackel der Kultur am höchsten tragen von allen Völkern der Erde. So tolerant, so gerecht und so großzügig in seiner Politik soll kein Staat sein wie das Deutsche Reich. Dann wird von selbst jener ehrende Ruf wiederkehren, der dereinst an die Spitze aller Kontingente der Mächte in China einen Deutschen berief. Dem deutschen Soldaten galt damals der Ruf — aber unser Stolz muß es sein, daß auch in allen Fragen der Kultur jener Ruf ertöne: „Die Deutschen voran!“

Dann werden wir die große Mission erfüllen, nüchtern und klar, aber mit der ganzen Ruhe und Kraft, die heute noch — dem Schicksal dank! — in unswohnt.

Vom Völkerfrieden zum Weltfrieden — wer kann sagen, was alles dazwischen liegt! Aber ein Weg ist es, voll Fortschritt und Segen, ähnlich dem Weg von der Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft. —

Dies ist das Weltfriedensproblem der neuesten Zeit. —

Wie eine merkwürdige Ironie auf diese Ausführungen mag es klingen, wenn man hört, daß unter frommen Klängen der Nationalhymne von Montenegro, dessen König erst vor kurzem dem Herausgeber dieser Zeitschrift sein Bild mit Unterschrift übersandte, der erste Kanonenschuß am Balkan fiel. Der Herausgeber von „Nord und Süd“ mag mit Ruhe das Bild des diplomatisch ungemein gewandten, aber in seinem „eroico furore“ wie Giordano Bruno dies vielleicht nennen würde, doch etwas sehr temperamentvollen Fürsten bringen.

Was Professor Stein im Septemberheft von „Nord und Süd“ über das europäische Gleichgewicht ausführte, bleibt von den Ereignissen am Balkan unberührt, denn die Ereignisse haben ihm recht gegeben. Das Gleichgewicht, das nicht herzustellen war auf freundshaftlichem Wege, ist durch die Not der Zeit zustande gekommen.

Auch meine Überzeugung, die ich in diesem Aufsatz niedergelegt habe, kann nicht dadurch geändert werden, denn auch der Krieg am Balkan wird nichts ändern an den großen Linien, nach denen die Entwicklung Europas und weiterhin der ganzen Weltgeschichte mit immanenter Logik sich vollzieht.

Legationsrat von Flöcher: Die Tätigkeit der italienischen Marine im libyschen Kriege.

Das moderne Italien hat sich mit besonderer Vorliebe dem Ausbau seiner Kriegsflotte gewidmet und damit die glorreichen venetianischen Traditionen wieder aufgenommen. Wenn man die geographische Gliederung des Landes betrachtet und bedenkt, daß Italien mit seinen Inseln eine Küstenausdehnung von 6816 Kilometer (also doppelt so viel als Frankreich, das jetzt plötzlich so große Ansprüche im Mittelmeer erhebt) besitzt, so begreift man, daß die Sorge für eine mächtige Marine geradezu eine Lebensfrage für Italien geworden ist. Die in der Friedenszeit betätigte Fürsorge für die italienische Flotte hat während des Krieges gute Früchte getragen und die Marine zu Leistungen befähigt, die überall Anerkennung gefunden haben.

Die Eröffnung der Feindseligkeiten kam für die Marine unerwartet, aber sie traf diese nicht unvorbereitet. Wie gut sie für diesen Ernstfall gerüstet war, zeigt besonders die Schnelligkeit, mit der sie in Aktion trat. Ein Teil der Flotte begann sofort im adriatischen und im ionischen Meere die Suche nach feindlichen Schiffen, um jeden möglichen Angriff auf die italienischen Küsten von seiten der türkischen Torpedoboote zu verhindern, die an den Küsten Albaniens gemeldet waren, und um die ersten Versuche der Kriegskonterbande zu unterdrücken. Schon in der Woche vom 28. September bis 5. Oktober hatte der Herzog der Abruzzen dem Feinde jede Bewegungsmöglichkeit in jenen Gewässern genommen; die Marine war offensiv geworden bei Prevesa (29. September), bei Gomenizza (30. September) und bei S. Giovanni di Medua (5. Oktober). Währenddessen hatte das Gros der italienischen Kriegsflotte unter dem Befehl des Vizeadmirals Aubry die Fahrt nach Nordafrika angetreten, um die libysche Küste zu blockieren, um die feindliche Flotte zu überwachen, welche man in Beyrut vereint wußte, und um ottomanische Schiffe abzufangen, die Waffen, Munition und Lebensmittel an Bord hatten. Der türkischen Kriegsflotte, welche Beyrut am 29. September, also vor der Kriegserklärung, mit der fingierten Richtung nach der Cyrenaika verlassen hatte, gelang es in die Dardanellen zu entkommen. Nachdem die Blockade der libyschen Küste erklärt war, wurden sofort Maßnahmen getroffen, um die Abreise der Europäer, einerlei ob es sich um Italiener oder um Angehörige anderer Nationen handelte, zu erleichtern; ferner wurden die Kabelverbindungen zwischen Tripolis und Malta durchschnitten. Am 3. und 4. Oktober bombardierte der Vizeadmiral Faravelli die Festigungen von Tripolis, deren Besatzung die Flucht ergriff, und am 5. Oktober besetzten 1700 von den Schiffen gelandete

Matrosen unter dem Kommando des Kapitäns zur See Cagni die Stadt und ver-schanzten sich in ihr. Am 5. Oktober hisste das erste Geschwader die italienische Flagge in Tobruk, und kurz darauf nahm der Admiral Prebistero, der Chef der 2. Division, die Unterwerfung fast aller Araber-Führer entgegen. Derna wurde vom Admiral Prebistero am 16. Oktober bombardiert und am Tage darauf mit Marinetruppen unter schwierigen Umständen und bei hohem Seegange besetzt. Die Einnahme Dernas ist eine der Glanzleistungen der Marine, und die Truppen des Landheeres konnten erst am 4. Tage und auch nur mit geringen Streitkräften sich beteiligen, da die schwere See die Landung fast unmöglich machte.

Während dieser Vorgänge in Derna schritt Admiral Aubry zusammen mit der Division Briccola zur Einnahme von Bengasi, die am 19. und 20. Oktober in einer Weise erfolgte, die immer ein Ruhmesblatt in der italienischen Geschichte bleiben wird. Nach der Einnahme von Bengasi bombardierte die Flotte Homs und okkupierte es (21. Oktober) gemeinsam mit Abteilungen des Landheeres, deren Ausbootung sie deckte.

Mit der Okkupation von Tripolis, Derna, Bengasi und Homs war der erste Teil der Aufgabe der Marine erfüllt und sie trat nunmehr in eine neue Phase, welche doppelter Natur war: einmal hatte sie die Transportschiffe zu schützen, welche ohne Unterbrechung Truppen aus Italien brachten, und dann musste sie das Heer bei dessen Unternehmungen gegen den Feind mit ihren weitreichenden Ge-schüssen unterstützen.

Die Tage von Sciara Sciat, Sidi Meftri und von Henni in der Gegend von Tripolis, die Episoden von Tobruk, Derna und Homs und die ständige Mit-wirkung der Schiffsgeschütze bewiesen die gute Zusammenarbeit von Heer und Marine; außerdem hatte die Flotte folgende Aufgaben zu erfüllen: beständige nächtliche Kreuzfahrten zur Sicherung der vor Anker liegenden Schiffe, Auf-klärungen und Bombardements längs den Küsten, hydrographische und topogra-phische Vermessungsarbeiten, Einrichtung von provisorischen Leuchtfeuern und Be-tonnungen, sowie eines Bedetten- und Signaldienstes zwischen dem Meere und dem Festlande, Organisation der Funkentelegraphie, nächtliche Beleuchtung der Stellungen mit Hilfe von elektrischen Scheinwerfern und schlieflich die ununter-brochene Ausschiffung der Landungstruppen aus den Dampfern, welche fort-während in den Häfen eintrafen.

Zu gleicher Zeit hatte die Marine zu sorgen für eine aktive Seepolizei zur Unterdrückung der Kriegskonterbande, zunächst mit Torpedobooten, dann auch mit kriegsmäßig bewaffneten Hilfskreuzern — eine Aufgabe, die durch die Aus-dehnung der zu beobachtenden Meeresflächen einerseits, und andererseits durch die Notwendigkeit sehr erschwert war, die größte Vorsicht walten zu lassen bei Aus-übung des Durchsuchungsrechts, so oft es sich um Schiffe handelte, die unter neu-traler Flagge fuhren, da alle Zwischenfälle vermieden werden müssten, welche die guten Beziehungen zu befreundeten Mächten hätten stören können.

Die Notwendigkeit, für die Sicherheit der Kolonie Eritrea Vorsorge zu treffen gegen alle möglichen kriegerischen Unternehmungen von seiten des Feindes, führte dazu, auch im Roten Meere ein Zentrum der maritimen Verteidigung zu schaffen. Zu diesem Zwecke wurden auf die dortige Flottenstation zur Verstärkung einige Kriegsschiffe und Torpedoboote entsandt, um eine scharfe Überwachung der arabischen Küste in ihrer ganzen Ausdehnung auszuüben, um eventuelle Landungen feindlicher Truppen an der gegenüberliegenden Küste zu verhindern, um ottomannische Kriegsschiffe und Kanonenboote zu zerstören oder aufzubringen, die, wie man wußte, dort sich versteckt hielten, und um die Kriegskonterbande zu unterdrücken. Von diesen Unternehmungen an der arabischen Küste sind zu nennen: die Aktion bei Gensidah, bei welcher Gelegenheit die ganze noch in jenem Meere befindliche feindliche Seemacht vernichtet wurde, die Zerstörung der Festigungen von Hodeida und die Aufbringung verschiedener Schiffe, die Kriegskonterbande an Bord hatten.

Aber die ottomanische Flotte, welche in die Dardanellen entkommen war, bildete noch immer eine Drohung, und es war daher nötig, ihr gegenüber solche Kriegsmäßigregeln zu ergreifen, welche ihr alle die Vorteile nahmen, die ihr aus der besonderen Beschaffenheit des Ägäischen Meeres erwuchsen. Es wurde deshalb beschlossen, einen Teil der italienischen Flotte dorthin zu entsenden. Zunächst wurden von der Division Revel am 24. Februar zwei ottomanische Kriegsschiffe zerstört, die von Anfang des Krieges an in Beyrut geblieben waren.

Ich möchte die Präzision, mit der diese Aufgabe ausgeführt wurde, besonders hervorheben, denn sie beweist die vorzügliche Ausbildung und die außerordentliche Treffsicherheit der italienischen Mannschaft, welche die Schiffsgeschütze bediente; obgleich nämlich die beiden feindlichen Schiffe mitten zwischen neutralen Handels-schiffen vor Anker lagen, hatte doch keins der letzteren einen Schaden zu erleiden, und nur wenige Häuser der Stadt (die absichtlich geschont wurde) wurden durch indirekte Wirkungen der Schüsse beschädigt.

Die ottomanische Regierung hatte inzwischen in den Dardanellen Seeminen legen lassen, die Besatzungen an beiden Ufern verstärkt, elektrische Stationen eingerichtet und andere Maßnahmen getroffen. In Saloniki und Smyrna waren die Verteidigungswerke verstärkt worden. Ferner hatte man die Besatzung auf den Inseln vermehrt und schließlich einen regen Transport von Konterbande nach der Tyrenaika eingerichtet.

Am 18. April eröffneten die Außenforts das Feuer auf das italienische Geschwader, das sich am Eingang der Dardanellen gezeigt hatte, dann aber nach Erwiderung des Feuers seine Erfundungsfahrt in südlicher Richtung fortsetzte.

Da eine größere Ausdehnung der Operationen zur See vorauszusehen war, beschloß das italienische Oberkommando, sich einen Flottenstützpunkt zu verschaffen und zu diesem Zwecke die Insel Stampalia zu besetzen — ein Plan, der am 28. April durch die Division Prebistero zur Ausführung gelangte.

Diese seopolizeilichen Maßnahmen hätten aber nie den Charakter von Zwangs-

maßregeln annehmen können, die auf den Feind gewirkt hätten. Die italienische Invasion wurde deshalb auf einige andere Inseln des südlichen Meeres ausgedehnt, deren türkische Garnisonen gefangen genommen wurden; Rhodos und 10 andere Inseln wurden okkupiert. Ein aus den libyschen Truppen gebildetes Expeditionskorps unter dem Befehl des Generals Ameglio und eskortiert von dem 2. Geschwader traf in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai vor der Insel Rhodos ein und landete am 4. Mai morgens in der Bucht von Callitheas; an demselben Abend kam General Ameglio nach einem Gewaltmarsch vor der Stadt an, die sich am 5. Mai ergab; die türkische Besatzung war ins Innere geflüchtet und musste sich am 16. Mai bei den Psithosbergen ergeben. Am 9. Mai wurden fernere 7 Inseln, kurz darauf die anderen okkupiert.

Die Mitwirkung der Marine bei diesen Unternehmungen war eine sehr glückliche: besonders bemerkenswert sind die nächtlichen Landungen der Truppen, bei absoluter Finsternis, die das erste Beispiel dieser Art in der Geschichte der Seekriege bilden.

Um die Kriegskonterbande an der tunesischen Grenze zu unterdrücken, landete die Division Garioni eskortiert von der Division Borea auf der schwer zugänglichen Halbinsel von Maccabes, während ein Teil der Schiffe, um den Feind zu täuschen, eine Scheinlandung bei Zuara in Szene setzte.

Zwei Monate darauf erfolgte die Landung bei Misrata, ebenfalls unter dem Schutze der Division Borea. Auch bei dieser Gelegenheit hatten die Überraschung und die gleichzeitige Vortäuschung eines anderen Landungsmanövers die gewünschte Wirkung. Die Landung selbst wurde ordnungsgemäß und schnell ausgeführt, obgleich man hinterher am Strande Feldschanzen auffand, welche bewiesen, daß der Feind die Absicht gehabt hatte, sich der Landung zu widersezten. Anfang Juli kehrte die Division Borea in jene Gewässer zurück, um den definitiven Vormarsch zu unterstützen, der mit der Einnahme der Stadt und der Vertreibung ihrer türkischen Besatzung endete, die sich ins Innere flüchtete.

Aus der Notwendigkeit, den Überwachungs- und Aufklärungsdienst nördlich der bereits okkupierten Sporaden auszudehnen und festzustellen, wie tatsächlich die feindlichen Verteidigungswerke bei den Dardanellen beschaffen seien, ergab sich der Entschluß, die italienischen Schiffe möglichst weit in die Meerenge selbst einzulaufen zu lassen. Unter dem Kommando des Kapitäns Millo wurde ein führer „Raid“ in der Nacht des 18. Juli durch die Meerenge bis nach Cianak ausgeführt, ohne daß die Italiener trotz lebhafter Beschließung von beiden Seiten irgend einen Schaden erlitten hätten. Das italienische Torpedobootgeschwader, das von den Scheinwerfern bei Cap Elles entdeckt war, fuhr mit einer Geschwindigkeit von 23 Seemeilen bis nach Kiliid-Bar bis nahe an die vor Anker liegende türkische Flotte. Hier stieß die Spica, an deren Bord sich Millo befand, auf ein Hindernis, dessen Natur nicht genau festgestellt worden ist. Der Oberbefehlshaber beschloß, da er sah, daß die Fortsetzung der Fahrt die unnütze

Opferung aller Schiffe bedeutet hätte, den Rückweg anzutreten, und um 2 Uhr morgens gelang es dem Geschwader, immer unter dem Feuer der Forts und unter den von beiden Ufern abgegebenen Infanteriesalven, unversehrt das offene Meer wieder zu gewinnen. Mit dieser kühnen Rekognosierungsfahrt fügte das Geschwader Millos der Kriegsgeschichte der italienischen Marine ein frisches Ruhmesblatt hinzu.

Ende Juli wurde die Einnahme von Zuara und die Teilnahme der Marine beschlossen (Division Borea und die Schüler der Accademia Navale unter Admiral del Buono). In der Frühe des 5. August ging die Landung glatt von statten, wobei die Matrosen zuerst immer ausgeschifft wurden. Der Feind leistete keinen Widerstand, da er durch das Feuer der Schiffsgeschütze sofort zur Flucht gezwungen wurde.

Bemerkenswert war bei dieser Gelegenheit die Beteiligung der Seekadetten, welche hier die Feuertaufe erhielten und sich in einer Weise auszeichneten, die eine schöne Hoffnung auf die Zukunft der italienischen Marine eröffnet.

Während dieser Operationen setzten die Kreuzer ununterbrochen ihre Fahrten fort zur Unterdrückung des Konterbandehandels auf allen drei Kriegstheatern. Im Laufe der 12 Kriegsmonate wurden ungefähr 800 Schiffe visitiert oder aufgebracht; diese Tatsache beweist die außerordentliche Tätigkeit der Marine bei Ausübung des Seepolizeidienstes, der von Schwierigkeiten aller Art begleitet war und, wie bereits erwähnt, mit der größten Rücksicht auf die Regeln des Völkerrechts ausgeübt worden ist. In derselben Zeit arbeitete die Marine an der Verbesserung der funktentelegraphischen Verbindungen, stellte die Station von Derna wieder her und richtete neue ein in Bengasi, Homs und Tripolis.

Wenn man alle kriegerischen Unternehmungen in Libyen betrachtet, so ergibt sich, daß sie, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, alle den Charakter von kombinierten Operationen hatten. Die Marine kann besonders stolz auf diese Leistungen sein, denn sie hat damit gezeigt, daß sie für überseeische Expeditionen wohl vorbereitet war, während sie die rein maritimen Aufgaben so erfüllt hat, daß sie geradezu vorbildlich genannt werden können.

Alle Unternehmungen der Flotte waren geleitet von demselben Geiste, der einst die kühnen Venetianer erfüllte. Aller Welt ist klar geworden, daß Italien jetzt die Worte Victor Emanuels in die Tat umzusetzen gewillt ist: „L'Italia deve essere non solo rispettata ma anche temuta.“

Scheffer: Marokkana.

In Deutschland gilt Marokko als uninteressant, nachdem die Presse einmütig erklärt hat, daß Marokko nur noch unter der Rubrik „deutsch-englische Beziehungen“ ein würdiges Objekt politischer Betrachtungen sei. Das gegenwärtige, unter Creuzotsche Kanonen gestellte Marokko ist in der Tat ohne Bedeutung für uns; wie weit die Strapazen seiner Eroberung Frankreichs Energie in Europa herabsetzen werden, läßt sich noch nicht bemessen. Aber die letzten zehn Jahre, die bis zu dem radikalen Abschluß im vorigen November führen, haben auch jetzt noch Leben.

So sind in Frankreich und England mehrere Bücher über Marokko erschienen, von Mermeir: „Chronique de l'an 1911“, von Albin: „Le Coup d'Agadir“, und von Tardieu, etwas romantisch: „Le Mystère d'Agadir“, eine Art von Fortsetzung seiner „Conférence d'Algeciras“, und von dem Engländer E. D. Morel: „Marocco in diplomacy“. Wenn es das bessere Teil des Journalismus ist, den richtigen Aufstakt zur historischen Bewertung gegenwärtiger Ereignisse zu geben, so muß man den Franzosen den Preis zuerkennen, trotz aller ihrer Absichtlichkeit, — und Morel zugestehen, daß er eben wegen der unverblümten Absichtlichkeit seines historischen Versuches ein sehr fesselndes Buch geschrieben hat, das übrigens anti-Grey ist und deutschfreundlich. Alle diese Veröffentlichungen zeigen viel Interesse für das Detail, das für seine Anordnung aus dem Abschluß der ganzen Kampagne sehr profitiert, und es ist unverständlich, daß man es in Deutschland für eine Taktfrage hält, sich über Marokko keine Gedanken mehr zu machen, das doch die erste Probe auf die Mittel und Schwierigkeiten rein kommerzieller Weltpolitik durch eine ausgesprochene Militärmacht ist. —

Man hat das Recht, den Anfang der ganzen Affäre in die französisch-spanischen und französisch-englischen Geheimverträge zu legen und die Unterlassung einer offiziellen Mitteilung über sie an Deutschland. Das war eher ein Verstoß gegen die diplomatische Form, nicht notwendig ein sachlicher Eingriff oder Angriff. Denn um die gleiche Zeit, 1904, soll der scheidende deutsche Gesandte nach Berlin berichtet haben, es reiche aus, ein Generalkonsulat an Stelle der offiziellen und politischen Vertretung zu sehen; damals, so erzählt Tardieu, wünschte Nadolin bei einer Frage nach diesen Verträgen „nicht indiscret zu sein“.

Man kann es Frankreich nicht übel nehmen, daß es ein direktes Eingreifen Deutschlands lieber abwartete. Seine kolonialistischen Methoden neigten zur

unauffälligen pénétration pacifique. Jede Form von Internationalität bedeutete eine erweiterte Publizität, und wenn sie nicht zu umgehen war, dann lag der Wunsch nach Beschränkung sehr nahe. So wurde eine Anzahl Spezialverträge abgeschlossen, die Schweigeverträge waren, und zwar geschah das mit den Nationen, von denen es feststand, daß sie sonst reden würden, und so wurden Ägypten, Tripolis und sogar ein Teil Marokkos zu Objekten einer Parallelaktion zu dem französischen Vordringen gemacht. Für Deutschland lag die Kompensationsfrage weniger klar, jedenfalls war schon in vorangegangenen Jahren von Frankreich der Versuch gemacht worden, Deutschland in die internationale Vorbereitung der Marokko-Affäre hineinzuziehen, mit gänzlich vagem Resultat. Aber Deutschlands Position blieb auch vieldeutig, als es nun seinerseits die Initiative ergriff, — wohl mit jener Frage Nadolins, die nicht indiskret sein wollte.

Selten war aber auch der Stoff einer politischen Aktion nachgiebiger, jeder Form zugänglicher, und gerade darum sind die Ideen und Anschauungen außerordentlich klar ersichtlich, trotz aller verzwickten einzelnen Hergänge, aus denen gehandelt und aus der Menge der Möglichkeiten gewählt wurde.

Deutschland konnte z. B. die Ignorierung überhaupt ignorieren. Es konnte aber auch zu einer reinen formalen Aktion greifen, auf die Notwendigkeit aufmerksam machen, ihm als immerhin wirtschaftlich interessierten Teil Kenntnis von einschneidenden politischen Veränderungen zu geben, aber es konnte sich auch politisch als positiv beteiligt und ein unabhängiges Marokko für notwendig erklären. Die extremste Forderung wäre eine Teilung Marokkos gewesen. Alle diese Aktionen mussten auf das Recht zurückgehen, sich an den wirtschaftlichen Fortschritten des Landes zu beteiligen, und sie ließen sich unter Umständen eben auf diese ökonomischen Grundforderungen beschränken.

Alle diese Möglichkeiten konnten auf verschiedene Weise ausgespielt werden. Entweder sie bildeten das sachlich letzte Ziel des ganzen Eingriffs, oder, da sie bestanden, so konnte man ihre Nichtverwirklichung verhandeln, sie anderen Zwecken dienstbar machen.

Wie man sie zur Geltung brachte, auch da stand man am Kreuzwege. Man konnte sich den Gegner verbinden, oder ihn sich weiter verfeinden, — man konnte aus der Sache so gut ein Geschäft machen wie einen Prozeß.

Jede dieser Möglichkeiten ist ausgespielt worden oder hat gewirkt, weil sie ausgespielt werden konnte. Die Summe der Mittel zu Druck und Stoß war ungeheuer reich; darin lag eine große Verlockung. Und man schien die Mittel auch wieder durch den Zweck fordern zu können, z. B. Europa imponieren und in Marokko verdienen. Aber diese Vielfältigkeit nahm leicht dem Urteil die Schärfe. Es konnte zu beruhigend sein, daß man auch im schlechtesten Falle noch hoffen durfte, aus aufgeblasenen Nichtigkeiten der diplomatischen Situation einen greifbaren Vorteil ziehen zu können.

Nichts war hier notwendig, sehr vieles wünschenswert. So war nichts notwendiger, als sich ein bestimmtes festes Ziel selbst zu geben. Man kann nicht sagen, daß Bülow, dem nichts wirklich war außer der diplomatischen Finte, diesen Entschluß zum Eigentlichen, Positiven fasste. Man kann nicht sagen, daß überhaupt von Konsequenz geredet werden kann, aber daß es wenigstens einige Male zu Konsequenzen kam, war hauptsächlich Holsteins Werk.

Als man sich einmischte, scheint man in Berlin noch ganz unter dem Eindruck dieser hoffnungsvollen Unbestimmtheit gestanden zu haben, die für das Umland ebenso viele Befürchtungen bedeutete. Man mußte diese Nervosität sehr aus, ließ Vermutungen zu, die die Reibungsfäche außerordentlich ausdehnten. Den Franzosen wurde nur klar, daß Deutschland „quelque chose“ wünschte. Es wäre sehr unrecht, nicht zuzugeben, daß sie auch bereit waren zu zahlen, und, nachdem sich Deutschland wirklich gemeldet hatte, ihm die gleiche Behandlung widerfahren zu lassen wie England und Spanien. Andererseits hätten sie es auf einen Krieg ankommen lassen, wenn Deutschland wirklich versucht hätte, auch in Marokko der große Nachbar zu werden. Deutschland dagegen war gerade in den Extremen gemäßigt, ohne das durchscheinen zu lassen, es wollte sich Marokko keinen Krieg kosten lassen, aber hielt die Aufregungen für ersprießlich, die einen Krieg ankündigen. Es hat auch niemals daran gedacht, etwas zu okkupieren. Daß man das weder in Frankreich erfuhr noch in Deutschland, das während der ganzen Zeit zum Gegenstand einer schwerfälligen und arroganten Demagogie durch die Regierung gemacht wurde, die sich bitter rächt und noch rächt, — diese Unklarheit war ein momentaner Vorteil, aber auf die Dauer verfälschte sie die Situation zu eigenem Schaden. Ganz abgesehen von den Indiskretionen, die aus dem Liebenberger Kreis kamen und sehr bald die verantwortlichen Leute in Paris beruhigten.

Das Charakteristische um diese Zeit, 1905, ist, daß man damals gerade so weit war wie 1911; es war alles bereit zu einem tüchtigen Handel. Holstein erwog damals durchaus die Möglichkeit, die ganze, mit Hilfe der Person des Kaisers und so demonstrativ behandelte Sache auf den Kongo zu dirigieren, statt auf Algeciras. Der damalige deutsche Geschäftsträger in Tanger ließ solche Erwägungen gegenüber dem französischen Vertreter durchblicken, was Tardieu und andere ausdrücklich erwähnen. Und man kann heute nicht mehr bezweifeln, daß Frankreich, dem Marokko damals vielmehr eine finanziell-ökonomische als eine nationale Angelegenheit war — mehr zu geben bereit war als später unter den Scheinwerfern ganz Europas. Aber Deutschland ging auf keinen Handel ein, der schädliche Interessen gefördert hätte, man wünschte seine Kraft an dem strittigen Objekt selbst zu demonstrieren, hielt sich an diesen imaginären Wertmesser vor allem, und erzwang die Konferenz. Es war das umständlichste und verbindlichste und, wie sich herausstellte, wirkungsloseste Verfahren. Man rief Europa zusammen, um sicher zu sein, daß man im Rate der Völker vernommen werde.

Delcassé musste gehen, und zwar unmittelbar auf Veranlassung der starken finanziellen Gruppe, die der eigentliche Unternehmer in Marokko war, und die immer noch auf einen großen Handel hoffte.

Über Algeciras ein so umfängliches Buch wie Tardieu zu lesen, ist eine schwierige Aufgabe. Von einem großen Handel keine Rede, aber dafür von unzähligen kleinen. Es war fast nur ein Streit um Demonstrationsobjekte für die Stellung, die man in Europa habe. Die Konsolidierung der wichtigsten ökonomischen Fragen blieb späteren Beschlüssen vorbehalten, so das Bergrecht. Aber Deutschland triumphierte in der Einsetzung eines schweizerischen Obersten namens Müller für die marokkanische Küstenpolizei. Hier schon kritisierte sich die formalistische und überladene Behandlung der ganzen Frage; und im Buch Tardiens, das nur der „Konferenz“ gewidmet ist, wird die Unregelmäßigkeit des Auftretens Deutschlands, das Ultimata stellt, diese widerruft, Anerbietungen macht, die zurückgezogen werden, Kleinigkeiten zum Mittelpunkt treibt, das Wichtige verschleiert, etwas zu behaglich und mit falschen Betonungen breitgeschrieben, aber im ganzen bestand diese oszillierende Art und fand in der Tatsache ihren Grund, daß wir nicht so interessiert waren, wie wir taten, unser Interesse gar nicht wirklich beileben hatten. Man kann da deutlich sehen, wohin eine Politik gerät, deren Leitstern unverankerte Begriffe sind, wie: „Demütigung“, „Prestige“, „unsere Vormachtstellung auf dem Kontinent“ usw., eine Rabenschär, die sich auf jeden fahlen Baum setzen kann um zu krächzen. So spielten wir nur eine negative Rolle, nämlich, einer unmöglichen politischen Verfassung, wie sie in Marokko war, das zweifelhaftes Leben ein paar Jahre noch zu fristen, sonst nichts, und in dieser gedankenlosen Negativität lag unser Misserfolg von vornherein beschlossen, gegenüber dem positiven Ziel, das die Schritte Frankreichs leitete und ihm von selbst einen immer festeren Tritt gab.

Was wollten wir in der Tat in Marokko? Tardieu erzählt von Bülow's Bemerkung: „C'est une occasion“. Hielt man es für ein geeignetes Demonstrationsobjekt, um die Existenz Deutschlands in Europa fühlen zu lassen? Es ist für die Zukunft interessant zu überlegen, daß Marokko, unerreichbar von den Bewegungen einer noch so hohen Politik, seine eigene historische Bestimmung hatte. Hätte man ein unentschlossenes, kleinmütiges Frankreich gegenüber gehabt, ohne Hilfe von sich oder von anderen, Marokko wäre ihm den Weg entgegengegangen, den Frankreich zurückzulegen nicht den Mut gehabt hätte. Kein Sultan hätte es daran hindern können. Die geographische Basis war zu eindringlich und die ökonomische Seite, so beweglich heutzutage das Geld ist, dadurch entschieden. Unsere Politik konnte nichts anderes sein als künstlich, wenn wir Gleichberechtigung mit Frankreich erstrebten, sie konnte nur zerstörerisch sein, wenn wir es zu verhindern suchten in Marokko der Herr zu werden. Anstattdessen glaubte man mit formalen Genugtuungen, und das war Algeciras, gleichzeitig praktische reale Vorteile sich bereiten zu können, so schuf man in dem souveränen Sultan ein

politisches Phantom, und nahm an, die Wirklichkeit werde dieser allerdings einwandfreien staatsrechtlichen Konstruktion eines von allen Mächten, sogar Schweden, anerkannten Herrschers von selbst nachkommen!

Immerhin, diese erste Phase, in der die Politik allen Gründen voranging, um deren willen sie da ist, scheint weniger lehrreich als die zweite. Nach Algeciras nahmen die Franzosen Marokkos Unabhängigkeit einfach hin, und das sah nach einem Überwiegen des deutschen Standpunktes aus; die Ära der ungestörten ökonomischen Ausbreitung aller Völker Europas schien nun gekommen. Aber der unerwartete Erfolg trat ein, daß die ökonomischen Verhältnisse sich kaum besserten und ungemein unklar wurden. Es bestanden Gesellschaften, aber trotz aller Stipulierungen der jeweiligen Anteile der Nationen, wirkten sie nicht. Die Künstlichkeit, die erzwungene Unreife der politischen Situation machte sich geltend. Und die französischen Finanziers besaßen genug Urteil, um eine Taktik der besseren Zukunft zu treiben. Sie ließen sich in nichts ein, was gezwungen hätte, einmal vereinigte Interessen weiter zu verfolgen, bis Deutschland den politischen Ballast über Bord warf. Nichts ist interessanter, was diesem Verzicht folgt, der noch nicht genug die politische Neugründung Marokkos garantierte, die sich doch als eine absolute Notwendigkeit seiner wirtschaftlichen Erschließung herausgestellt hatte. Deutschland hoffte nun von diesem gemilderten „status quo“ um so größere ökonomische Fortschritte, es gibt auch höchst befriedigende Konferenzen und eine Art Vertrag zwischen den Unterhändlern, aber auf eine wirklich entgegenkommende Note Deutschlands, die sich auf ihn beruft, schweigt dann plötzlich Frankreich während vier Monaten. Die versöhnende Manier, die nur eingeschlagenen wurde, blieb ohne Wirkung, weil sie nicht tabula rasa machte. Deutschland hätte 1911, als Frankreich einem unhaltbaren Zustande endgültig ein Ende machen wollte, vielleicht geschwieg, wenn es ökonomisch entschädigt worden wäre, das ist Albins Ansicht, aber das war nicht der Fall, und so revidierte Deutschland die ganze Lage durch den Coup d'Agadir und erzwang diesmal die Anerkennung seiner Rechte, um sie zu verkaufen. In diesem Moment waren wir wieder ganz militärisch, nachdem wir nach 1908 von einem kaufmännischen Eifer gewesen waren, der sich fast kompromittierte. Wir schlugen, damals, eine Teilung der staatlichen Unternehmungen in Marokko vor, die die Mitunterzeichner von Algeciras kaltstellte und gegen den Sinn des Vertrages war.

Man könnte nicht deutlicher sehen, welch komplizierte Sache ökonomische Interessen sind, wenn sie zur Angelegenheit zwischen Nationen werden. Obgleich sie das natürliche Band zwischen den Angehörigen verschiedener Völker zu sein scheinen, werden sie fatal, wenn sie das gemeinsame Objekt ihrer politischen Vertretung bilden. Man suchte in Deutschland politisch und doch rein ökonomisch zu denken, und diese „Realpolitik“ war vielleicht die Wurzel aller Übel, sie nahm der politischen Aktion, die Bülow hatte, den natürlichen Schwerpunkt und wünschte die nationalen Gefühle zu kapitalisieren, die man früher benutzt, um loszu-

schlagen. Wir kamen im schimmernden Mantel, aber mit Ökonomie gefüttert, und drehten ihn kurzerhand um, als wir für den Glanz fürchteten. Wir isolierten das ökonomische Interesse, nachdem wir es vorher politisch gedeutet hatten, und erklärten uns damit unfähig der geschlossenen Wirkung einer Politik mit den ganzen Kräften der Nation. Es ist lohnend in der Tat, den Gang der Ereignisse auch hier zu verfolgen: wie sich Marokko, diplomatisch genommen, zu dieser allgemein politischen nationalen Bedeutung in den beiden Ländern verhielt.

Der Anfang der französischen Initiative in Marokko lag sicherlich in Motiven keiner breiteren Basis als der Burenkrieg von seiten Englands; da war eine Gründergruppe, ein modernes und sehr verstümmeltes Pendant zur ostindischen Kompanie, — die aber keine selbständige Politik treibt außer in Paris. Auf der anderen Seite die französische Regierung, die durch die persönlichen Interessen der reichen Leute, die in den Comités und Sociétés saßen, zugleich Frankreichs Wohl zu fördern überzeugt waren. Delcassé war ein harter, nach Pflichtermessen handelnder Administrator, und wenn er, als Deutschland die ganze Affäre unter dem Zeichen hoher Politik auffaßte, sich entfernen mußte, so war das mehr das Werk eines, von Prestigefragen weniger als von Finanzfragen berührten comité, für das „Arrangements“ der Weisheit höchster Schluß waren. Damals hatte es ganz recht. Es war gut, daß am Anfang der Krise Finanzleute in der Sache überall am Werke waren, und Rovier war Ministerpräsident. Die Bankiers wollten zu Anfang die Verständigung, auf die die Beamten bei uns zuletzt kamen.

Es ist falsch zu sagen, daß 1905 Marokko in Frankreich eine nationale Angelegenheit gewesen sei, ein Ziel also, für das jeder sich verpflichtet gefühlt hätte seine Kräfte von persönlichen Zwecken abzuziehen und einem Unternehmen zur Verfügung zu stellen, das nur aus der Gesamtheit des Volkes vollbracht werden kann. Man hielt es im ganzen überhaupt für inopportun dem Geschäft diese Wendung zu geben, und Delcassés rein „patriotische“ Auffassung der Sache galt mit Recht für verfrüht. Es sind, nach dem Buche Tardieu zu urteilen, keine Anzeichen da, daß die interessierten Geldgruppen sich prinzipiell jemals über diesen, nach unmittelbaren Profiten urteilenden Standpunkt hinaus begeben hätten, aber die Idee des großen Reiches in Marokko sickerte allmählich ein, und bis 1908 wuchs die Anziehungskraft, die der mögliche Machtgewinn besaß, im Volke. Die geschäftlich unbeteiligte große Mehrheit des Landes erfüllte sich mit der reinen politischen Gesinnung Delcassés, und so wurde 1911 der Zug nach Fez möglich, der 1905 unpopulär gewesen wäre. Aber auch nach ihm ein Kampf der rein „businesmäßigen Betrachtung“ der Lage mit dem Willen zur nationalen Macht, dem der Inbegriff des Sieges die staatliche Unterwerfung sein mußte. Dieser Gegensatz lag zwischen Caillaux und de Selvès — ein Kampf zwischen recht ungleichen Gehirnen, trotzdem endigte er mit dem Siege de Selvès, und seiner *raison d'état* über die Klugheit Caillaux', der möglichst hinter den Kulissen ein fulantes Geschäft machen wollte, wie uns Albin anschaulich erzählt. Aber

dieser Moment gehörte durchaus Delcassés Ideen und seiner breiteren Behandlung der Sache, und das trug de Selves bei dem rigorosen Durchhalten seines extremen Standpunktes.

In der Tat, die innere Linie der Ereignisse in Frankreich bewegt sich aufwärts. Die Prestigefrage, in einem entscheidenden Sinne, wurde zuletzt und nicht als Abstraktum in die Debatte geworfen. Man machte diese nationale Politik nicht zum Geschäft, weil man das Geschäft nicht mehr zur Politik werden ließ, als es nötig war. Algeciras und alles, was damit zusammenhängt, ist freilich Politik, aber mehr symbolisch, und der eigentliche Prozeß der Politisierung war, daß sich Marokko in Frankreich zu einer volkstümlichen Angelegenheit auswuchs. Das phantasielose Ziel: Macht zu erwerben, trug den Sieg über unsere Politik davon, die mit Grund nicht mehr auf sich nehmen konnte und wollte als Handelsinteressen, so sehr sie auch mit charmanteren Aspirationen angestrichen waren.

Hierin scheint für uns in der Tat die Schwere dieser ganzen Zeit zu liegen, und eine vorschnellere Retrospektive könnte hier Zeichen tragischer Verknüpfung entdecken. Es besteht ja in Deutschland ein großer Patriotismus der Handelsinteressen, und man hat sich gewöhnen wollen, Absatzgebiete als gleichwertiges Surrogat der Machterweiterung im totalen Sinne der „Mehrung des Reiches“ zu betrachten. Aber doch, daß wir bei dem „Absatzgebiet“ Marokko so harte Erinnerungen haben, liegt daran, daß wir unsere Kräfte nur zum Teil und in unbequemer Koordination spielen lassen konnten und wollten, daß es um einen Preis ging, der schwierig zu bestimmen ist — der mehr wert war, als die zahlenmäßig gewürdigte Arbeit einiger Hamburger Kaufleute, und weniger, als daß man mit gutem Gewissen darum Blut vergießen dürfen. Es wurde an den Stolz und das Rechtsgefühl des Volkes appelliert, nicht ohne Grund, aber doch wiederum um einer Sache willen, die niemals die ökonomischen Opfer hätte rechtfertigen können, die jeder mit Vergnügen seinem Stolze als Deutscher gebracht hätte. Der war ununterbrochen im Spiele, aber er erfuhr, nicht wie er ausgespielt wurde, aber dem Resultate nach, die seine Herbeiwälzung — nicht hatte, gewisse Nuancierungen. Und diese Nuancierungen haben bis jetzt nur negative Bedeutung, weil viele Leute noch nicht sehen, daß sie unserem wahren Interesse entsprechen, das sich in Marokko gegen fast alle menschlichen Absichten durchsetzte. Die Situation war kompliziert und neu, von einigen Theorien, meist aus der falschen Ecke, nur spärlich erhellt, wir wollten keinen Krieg, aber kein Zweifel, daß unsere politischen Methoden noch von der Erinnerung an Zeiten lebten, zu denen er selbstverständlich hinter ihnen gestanden hatte. Daß es ohne ihn versucht wurde, ist ein Aktivposten der Regierung, aber sie verdarb den Text durch die Melodie. Dieser Text war jedenfalls neu, und zwang seine wirklich originalen Bedeutungen denselben Leuten erst auf, die nur geglaubt hatten, in ihm gewohnte Worte ein wenig umgestellt zu haben.

Die nationalen Gefühle bewegten sich schon seit Algeciras in absteigender

Linie, in einer parodiren Verfassung langsam fortschreitender Verblüffung. Man wollte im Grunde nicht gern für Marokko einen Krieg anfangen, aber nach den angeschlagenen Tönen war man doch immerhin zu allem bereit. Es ist peinlich sich die Phasen vorzustellen, in denen es jedermann klar wurde, daß auf diese Bereitswilligkeit verzichtet werde. Bis, nach Agadir, die ganzen vorangegangenen Jahre der Aufregung mit allen kriegerischen Erregungen in nuce wiederholt wurden, zur wirkungsvollen Vorbereitung des absoluten Kollapses, nach dem 4. November, an dem der allgemeine Zorn des deutschen Mannes im Grunde weniger der angeblichen „Blamage“ der Regierung galt, als dem Gefühl, selbst der Blamierte zu sein, an den man so häufig appelliert, den man aber nie in Anspruch genommen hatte, sodaß jeder einsah, daß er zu Unrecht strapaziert worden sei, und daß seinen Gefühlen kein anderer Abstieg mehr möglich war als ins Lächerliche.

In der Tat, wenn die Frage, um die es sich handelte, mit einem übertriebenen Aufwand von psychologischen und nationalen Momenten behandelt worden war, so konnte es nicht ausbleiben, daß ihre Lösung unter denselben unsachlichen Gesichtspunkten betrachtet und natürlich falsch beurteilt wurde. Es war gut und sogar tapfer, daß wir nicht Krieg anfingen, und, gegen eine europäische Koalition, wie sie nur Napoleon erlebt hat, haben wir 1911 immerhin auf der einzigen möglichen Linie eine Kompensation durchgesetzt. Die Verschärfung der Triple-Entente in den letzten Jahren war wohl unumgänglich und ihr hätte, wenn es überhaupt möglich war, schon lange vor Marokko entgegengetreten werden müssen. Vielleicht gut, daß gerade Marokko, das nie eine Lebensfrage für uns war, die erste Probe über das Thema unserer rein wirtschaftlichen Expansion gegenüber dem mangelhaften Wohlwollen von Europa darstellte. Denn dies ist eben die „marokkanische Frage“, wie weit sich Handelsinteressen, ohne jede Perspektive auf Gewalt, wie sie in Eroberung und Kolonisation beschlossen ist, überhaupt politisch behandeln lassen.

Es ist ja im ganzen unser Fall, daß wir geographisch sehr schlecht bestellt sind, und wir können weder China noch Persien, noch Südamerika nehmen. Kein einzelnes Absatzgebiet ist einen Krieg wert; was gebraucht wird, ist Ruhe und Sicherheit an sich, aber demgegenüber bleibt es wahr, daß die Welt der politischen Organisation mindestens so bedarf als der kommerziellen, und daß die natürlichen Möglichkeiten anderer Nationen, die uns vielleicht in vielen Beziehungen unterlegen sind, viel größer sind als unsere eigenen, und daß diese Nationen darum, national genommen, Erfolge haben, die wir durchaus verdienten, die sie aber der leichteren politischen Anknüpfung da verdanken, wo für uns nur die kommerzielle Invasion möglich ist. Dieser politischen Komplikation unserer, fast gezwungenermaßen friedlich kommerziellen Interessen glaubte man lange in Berlin eine Politik des status quo entgegenstellen zu können. Dies Prinzip ist auch jetzt noch wirkungsvoll in der öffentlichen Meinung, die jedenfalls eifersüchtig über jede politische Bewegung der Welt wacht. Aber die Politisierung der Rolle Frankreichs in

Marokko war unumgänglich, sie stieg über alle grünen Tische und war durch keine Prozente zu berechnen. Nun liegt es ja in der Tat nahe, uns als die natürlichen Freunde des status quo, als des besten Mittels ökonomischer Gleichberechtigung zu präsentieren. Aber Marokko beweist, daß der ökonomische Fortschritt zugleich mit der politischen Reaktion gehemmt wird. Unser Interesse scheint also das zu sein, die Teilung der Welt möglichst zu beschleunigen, so daß das Feld ökonomischen Einflusses groß genug bleibt, um Eifersucht und Überkonkurrenz im politischen Lichte, das immer schädlich ist, möglichst zu zerstreuen, mit einem Worte, unser Interesse ist eine Politik möglichst schneller politischer Erschließungen aller der wirklichen und — imaginären Märkte der Welt, die durch politische Eifersucht jetzt gesperrt und sogar verdorben werden.

In Deutschland gibt es viele Leute, die noch im Innersten hoffen, wir bekommen einmal ein Viertel China oder Brasilien. Wenn man für solche imaginären Hoffnungen baufällige und dadurch lebensgefährliche Provisorien aufrecht erhält, so entstehen allzu leicht jene eigentümlichen Erhitzungen, in denen die unterbundenen Arbeitskräfte der Nation sich in Faustschlägen Luft machen. Wir können in der Vereinigung politischer Ansprüche, die sich wohl hintanhalten, aber nicht verneinen lassen, gar nicht freundlich genug sein, denn insgesamt haben wir nur ökonomische Interessen, Politik für Kaufleute, für die Sicherheit des Landes und ihre eigentliche politische Unbeteiligung doch das erste Interesse ist, wenn es auch vorübergehend für sie nützlich sein mag, aus der Toga eines Gesandten hervorzulugen.

Jedenfalls gibt diese Art politischer Initiative, in die wir ja immer mehr einzulenken scheinen, mehr Prestige als jene schwerfällig drohende, welche anderen Verantwortungen untersagt, welche wir selbst nicht bereit sind zu übernehmen. Das alles unter der Voraussetzung, daß man unsere nationale Stoßkraft für wesentlich kommerziell hält, und in ihr die große Tendenz unseres Auftretens in der Welt findet.

Dieses Programm klingt nicht sehr stolz? Aber es involviert nur, was die letzten 10 Jahre vollständig gezeigt haben, daß unsere Politik keinen Grund hat, extreme Mittel für wünschenswert zu halten, und die großen Effekte von der Addition individueller Leistungen erwarten muß, denen man nicht die Lasten falsch pointierten nationalen Ehrgeizes zumuten darf.

Das ist eine Grundlinie, sicher die wichtigste. Aber damit ist nicht gesagt, daß das Kongo-Abkommen ein zufälliges Anhängsel ist. Unsere Kolonien, ohne daß sie für unser nationales Wohl je entscheidend werden können, besitzen natürlich Erweiterungsmöglichkeiten, und hier sollte ein kolonisatorisches und politisches Fortschreiten das Nebenprodukt unserer kommerziellen Politik werden, deren ausgleichender, fast übermenschlich unparteiischer Sinn eines Gegengewichtes bedarf. Der Mechanismus, der dafür spielen müßte, ist eine Frage an sich. Es wird

jedenfalls überall in der Welt empfunden, wenn es auch an manchen Stellen zum guten Ton gehört, es nicht einzugehen, daß unsere Energie sich nur zum allgemeinen Unheil beschränken ließe, und über unsere kommerzielle Kraft hinaus besteht noch ohne Zweifel ein Überschuß, mit dem Marokko gelehrt hat zu rechnen, — uns und andere.

Dr. Chr. D. Pflaum: Die neue Lebenskraft des Dreibundes.

Im Augenblick einer bedeutsamen, in ihrer ganzen Tragweite noch kaum zu übersehenden Wendung der politischen Verhältnisse in Nordafrika und im europäischen Orient über den alten, sich demnächst verjüngenden Dreibund zu schreiben, ist nicht unbedenklich. Italien nennt dank dem heutigen Frieden mit der Türkei ganz Libyen sein eigen, aber zur Eroberung Libyens und zur Sicherung des neuen Besitztums nach außen bleibt Italien noch viel zu tun. Welche Aufgaben sodann der balkanische Krieg Italien und noch mehr Österreich-Ungarn stellen wird, und wie bei der Lösung dieser Aufgaben beide Mächte ihr Einvernehmen zu erhalten oder wiederherzustellen vermögen, läßt sich ohne Prophetengabe auch noch nicht sagen. Und doch handelt es sich, was das bestehende Gleichgewicht der politischen Besitz- und Machttitel im nahen Orient betrifft, um die bisherige Hauptvoraussetzung des Bundesverhältnisses zwischen Italien und Österreich-Ungarn, das auch künftig ohne eine freundliche Verständigung über die wechselseitigen Orient-Interessen nicht zu denken ist.

Es ist zum Glück ein sicherer Anhalt für das Vertrauen auf eine solche Verständigung gegeben. Österreich-Ungarn und Italien sind sich seit Jahren einig und haben schriftlich festgelegt, daß keines von beiden die Küste Albaniens ganz oder teilweise in seinen Besitz nehmen dürfe, und daß Albanien, wenn es nicht mehr türkisch sein könne, einen selbständigen Staat in bereits genau umschriebenen Grenzen bilden solle. Man darf annehmen, daß die Albanesen, die so oft und erst vor kurzem wieder eine so starke Probe ihres Nationalitätsbewußtseins gegenüber den Osmanen gegeben haben, entschlossen und stark genug sein werden, um ihr Territorium und ihre politische Zukunft auch gegenüber den Montenegrinern oder anderen bereits staatlich organisierten Balkanvölkern zu salvieren. Damit wäre, wie immer der Balkankrieg im übrigen ausgeht, für Italien und Österreich-Ungarn Albanien außer Frage. Wenn auch

Österreich-Ungarn dank seinem Protektorat über den christlichen Teil der Albaner und dank seiner langjährigen stetigen Arbeit „kultureller Durchdringung“ Albaniens hier einen öffentlichen Einfluß besitzt, dem gegenüber konkurrierende Bemühungen Italiens nur schwer aufkommen, so ist und bleibt doch unter politischem Gesichtspunkte allein maßgebend, daß die östliche Küste des Adriatischen Meeres militärisch von keinem von beiden Reichen genutzt werde und damit der Zugang ins Mittelmeer aus der Adria und der Rückweg keinem von beiden verschönkt werden könne. Das schließt nicht aus, daß Verhältnisse im Mittelmeer, auf die wir später zu sprechen kommen, Österreich-Ungarn und Italien ein Übereinkommen geraten erscheinen lassen, kraft dessen sie gemeinsam in beider Interesse unter Umständen den Zugang zur Adria gegen dritte Mächte militärisch sperren.

Einen Berührungs punkt haben Italien und Österreich-Ungarn aber auch bereits in bezug auf Mazedonien. Er verdient um so sorgfältigere Beachtung, als hier die Divergenz der Strebungen besonders augenfällig ist. Es ist bekannt, daß der Bündnisvertrag Italien und Österreich-Ungarn auf die Erhaltung des status quo in Mazedonien und für den Fall der Unmöglichkeit der weiteren Erhaltung des status quo auf Vereinbarung neuer Richtlinien des bezüglichen Verhaltens verpflichtet. Wir haben im Verlaufe des italienisch-türkischen Krieges gesehen, mit welcher Sorgfalt Italien alles vermieden hat, was Umwälzungen Mazedoniens herbeiführen oder begünstigen konnte, und wir haben erst kürzlich in der, von der unbedingten Zustimmung Italiens begleiteten diplomatischen Initiative Österreich-Ungarns zugunsten einer Verwaltungsreform der europäischen Türkei die Probe erhalten, daß auch Österreich-Ungarn nach bestem Vermögen die bisherige Territorialordnung zu stützen bedacht gewesen ist. Wenngleich nun das geäußerte Programm der vier Balkanstaaten, welche die Türkei jetzt bekriegen, nicht die Aufteilung Mazedoniens unter sie enthält, sondern nur die Durchsetzung von Reformen unter Fortbestand der türkischen Herrschaft über Mazedonien, so ist doch allgemeines Geheimnis, daß die vier Balkanstaaten die Aufteilung Mazedoniens unter sich bereits grundsätzlich und mit einigen Vorbehalten auch konkret vereinbart haben. Wird nun die Türkei ihrer Angreifer Herr, dann sind deren Absichten ohne weiteren Belang. Unterliegt aber die Türkei und vermögen die Balkanstaaten das türkische Gebiet einzunehmen und besetzt zu halten, dann besteht kein Zweifel, daß sie nicht gewillt sein werden, es wieder zu räumen, selbst wenn das mehr oder minder volltonige europäische Konzert es heischt. Denn dieses Konzert kann wohl tönen, kreischen, donnern, aber niemand durch Gewalt zwingen. Einen Zwang vermöchten allein einzelne Großmächte auszuüben, und für diese bestände natürlich nur dann zureichende Veranlassung, die Unkosten auf sich zu nehmen, wenn ihre Sonderinteressen dabei einen entsprechenden Vorteil erfüllen. Da Deutschland und England selbst beim besten Willen nicht als Exekutoren gegen die Balkanstaaten fungieren könnten, da Frankreich seine Kriegsschiffe und Soldaten diesem Zwecke zu widmen schwer-

lich geneigt sein kann, so kämen überhaupt nur Russland, Italien und Österreich-Ungarn in Frage. Russland sieht aber aus mannigfachen sentimentalnen und nationalen Gründen die Verwirklichung der Wünsche der Balkanstaaten gar nicht ungern und fühlt sich ganz gewiß nicht berufen, ihnen gewalttätig entgegenzutreten. Was Italien betrifft, so streiten sich gewissermaßen zwei Seelen in seiner Brust. Die eine gebietet die Erhaltung der europäischen Türkei in Verfolg eines weisen konservativen Grundsatzes und aus betätigungsbedürftigem Wohlwollen für den geschlagenen, aber sehr schägbaren und vielumworbenen bisherigen Gegner. Die andere möchte aus Liberalismus und Mitgefühl für nationale Strebungen sowie in Konsequenz früherer Bekennnisse italienischer Regierungsvertreter den Balkanstaaten die Verwirklichung ihrer Wünsche freigeben, zumal ihr Bündnis bezeugt, daß sie sich untereinander zu einigen wissen und aus eigener Kraft zum Ziele zu gelangen vermögen. Während dabei für Italien auch ins Gewicht fällt, daß seine moralischen und kommerziellen Interessen, also die einzigen, die es auf dem Balkan hat, im großen ganzen bei den vier Balkanstaaten nicht schlechter fortkommen als bei der Türkei, ist es im Gegenteil für Österreich-Ungarn von vornherein feststehend, daß die vier Balkanstaaten oder wenigstens der eine und andere von ihnen ein Hemmnis seiner vitalen Erfordernisse sein werden, wo die Türkei es nicht gewesen ist bzw. sein würde. Es wäre somit allein Österreich-Ungarn, das den Balkanstaaten mit Entschiedenheit in den Weg zu treten Grund hätte, — — gesetzt, daß die Balkanstaaten nicht spontan den österreich-ungarischen Erfordernissen Genüge zu tun sich bereit finden. Worauf es Österreich-Ungarn hauptsächlich ankommt, das ist, daß der Sandschak Novi-Bazar kein Bestandteil eines serbisch-montenegrinischen Einheitsstaats oder Serbiens oder Montenegro werde, daß er also türkisch bleibe oder, wenn das nicht mehr anängig ist, in Österreich-Ungarn einverleibt werde; des weiteren, daß über den Sandschak hinaus ein möglichst kurzer Weg zum Ägäischen Meere, also am besten der nach Saloniki, frei bleibe. — Hieraus geht hervor, daß sich Österreich-Ungarn und Italien, wenn sie wollen, ohne Schwierigkeit und mit beiderseitigem Nutzen zusammenfinden können in der Aufrechterhaltung des territorialen status quo in Mazedonien. Wenn sie das aber nicht wollen, wenn Italien es vorzieht, die Balkanstaaten gewähren zu lassen, und wenn diese ihrerseits der Macht und den natürlichen Interessen Österreich-Ungarns die besagten Zugeständnisse machen, — wäre da ein Grund zur Zwietracht zwischen Italien und Österreich-Ungarn? Meines Erachtens, nein. Denn wie der jahrzehntelange Besitz des Sandschaks seitens Österreich-Ungarns Italien nicht im mindesten gestört hat, so würde es auch ein neuerlicher Besitz nicht tun; und wenn Österreich-Ungarn den Weg nach Saloniki findet, so kann Italien, das solchermaßen von seinem Partner in der Adria bedeutend entlastet würde, gut und gern der letzte sein, der sich dagegen auflehnt.

Wie es auch kommen möge, es fehlt, wie wir gesehen haben, der Grund, um an eine künftige Übereinstimmung der Gesichtspunkte bezüglich einen Aus-

gleich der Interessen Italiens und Österreich-Ungarns nicht zu glauben. Es bedarf nur der rechtzeitigen und aufrichtigen Fühlungnahme beider Regierungen, die auch den Schein von Überrumpelungsabsichten ausschließt, um den Fortbestand des wechselseitigen Vertrauens auch in Orientangelegenheiten unter allen Umständen zu erhalten.

Man könnte einwenden, daß Italien durch gesonderte Vereinbarungen mit Russland betreffend den Balkan nichts weniger denn Zuversicht zu den Absichten Österreich-Ungarns bekundet habe. Der Einwand hat viel für sich. Die Vereinbarungen Italiens mit Russland gehören indes zu der Kategorie der sogenannten Rückversicherungen, von denen Deutschland gleichfalls in Abkommen mit Russland das erste Beispiel gegeben, ohne daß Deutschlands Verhältnis zu Österreich-Ungarn an Intimität und Erspriesslichkeit dabei dauernd eingebüßt hat. Des weiteren ist zu bedenken, daß die italienisch-russischen Vereinbarungen den status quo zur Voraussetzung haben und Eventualitäten der Änderung des status quo nur insofern berücksichtigen, als Österreich-Ungarn den Anstoß zu ihnen geben würde. Im Hinblick auf den status quo haben wir also substantiell eine volle Übereinstimmung Italiens, Russlands und Österreich-Ungarns. Im Hinblick auf eine Änderung des status quo, wie sie der Krieg der Balkanstaaten gegen die Türkei mit sich bringen kann, hat sich Italien mit Russland nicht die Hände gebunden und seine Verständigung mit Österreich-Ungarn nicht präjudiziert. Ja, ich möchte glauben, daß für diesen Fall Italien einen etwaigen Kontrast Österreich-Ungarns und Russlands zu beheben geneigt und vorzüglich befähigt wäre, indem es, sagen wir, bei Österreich-Ungarn eine Kompensierung Russlands befürwortet, wie sie namentlich in der Zustimmung zu der Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch die Dardanellen läge, in bezug auf die Italien für sein Teil im Gedenken an die wohlwollenden Bemühungen Russlands um den Friedensschluß Italiens mit der Türkei Russland gern zu Willen wäre.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß der Dreibund in seiner äußeren Gestaltung, in seinem inneren Zusammenhalt und in seiner Entwicklungsfähigkeit nicht nur nicht zu verlieren, sondern viel zu gewinnen hätte durch das Einvernehmen der drei Verbündeten mit Russland in den konkreten politischen Angelegenheiten. Es würde hier zu weit führen, das näher auseinanderzusehen; vielleicht übernimmt es schon eine nahe Zukunft, das durch Tatsachen zu veranschaulichen. Hier genüge die Bemerkung, daß der Dreibund, der wie jede einfache oder komponierte Wesенheit einer markanten, durch Abweichung oder Gegensatz zu anderen Wesenheiten belebten Eigenphysiognomie nicht entraten kann, sie durch die Fühlungnahme jedes seiner drei Glieder mit Russland gegenüber der Triple-Entente nicht einbüßen würde, denn für ein mehr als zureichendes Quantum von Abweichung und Gegensatz sorgen schon Frankreich und England.

Gerade Frankreich und England sind es, an denen sich meines Erachtens die neue Lebenskraft des Dreibundes zu erproben haben wird. Wie bekannt, ist der

Dreibund eine defensive Veranstaltung und wird es bleiben. Nicht er ist es also, der es irgendwie auf eine Provokation anlegen oder sonstwie Händel suchen könnte. Er muß aber mit der Möglichkeit, provoziert zu werden, rechnen und seinen Plan haben, um im Interesse aller drei und jedes einzelnen der Bundesglieder exakt, stark und mit höchsterreichbarem Erfolge auf jede Provokation reagieren zu können.

Ich lasse dahingestellt, wo und wie eine englische oder französische oder englisch-französische Provokation eines Gliedes des Dreibundes einzusehen könnte. Es genügt vorauszusehen, daß sie eines der drei angehen würde, um sogleich alle drei zu engagieren, — — wenn sich alle drei hierzu verpflichtet hätten. Indessen haben sowohl Österreich-Ungarn wie Italien nach den bisherigen Stipulationen keine Verbindlichkeit gegen England. Das erklärt sich daraus, daß bei der letzten Erneuerung der Bundesbeziehungen das Verhältnis Englands zu Frankreich noch nicht den Charakter angenommen hatte, den es hente hat, und daß damals die Überlegenheit der englischen Flotte und des englischen Machtworts noch so gewaltig war, daß Italien und Österreich-Ungarn weder einzeln noch gemeinsam nötigenfalls sich Englands hätten erwehren können. Für Italien kam hinzu, daß es mit England und mit Frankreich Verträge eingegangen war, welche die Verteilung der afrikanischen Mittelmeerküste betrafen, Verträge, die sich Italien ersparen möchte, aber Deutschland selbst ihm anriet, ahnungslos, daß hier jener peinliche innere Widerspruch der italienischen Politik begründet wurde, der auf der Konferenz von Algeciras so bedenkliche Früchte zeitigen sollte.

Heute liegen die Dinge so, daß die Verträge Italiens mit England und Frankreich betreffend die afrikanische Mittelmeerküste dank dem Kriege Italiens mit der Türkei und dem Frieden von Lausanne nunmehr — ich bediene mich hier eines Ausdrucks des italienischen Ministerpräsidenten Giolitti — vollständig liquidiert sind, und daß Italien England und Frankreich gegenüber die Hände völlig frei hat. (Auch Grenzfragen auf afrikanischem Gebiete sind nicht mehr zu regulieren, und eine Vereinbarung zu wechselseitiger Unterstützung gegen die mohamedanischen Eingeborenen, von der man gesprochen hat, scheint mir mehr Bedenkliches, als eindeutig Nützliches zu bieten.) Des weiteren sind die englischen Flottenstreitkräfte relativ bedeutend zurückgegangen und längst nicht mehr zureichend, um die englische Suprematie zugleich im nördlichen und im südlichen Meere zu gewährleisten. Die französische Seemacht hingegen ist zwar ansehnlich, aber aus verschiedenen Gründen nicht gefürchtet genug, und indem sie nächst England oder vielmehr heute wegen der englischen Unzulänglichkeit die Rolle der Beherrscherin des Mittelmeers in Anspruch nimmt, akzentuiert sie in Italien und in Österreich-Ungarn das Bewußtsein der eigenen Macht auch zur See und der Pflicht, die eigene Geltung zur See nicht bloß zu decken, sondern auszustalten. Zudem: wenn überhaupt die Rolle des Beherrschers des Mittelmeers irgendwem zukommt, so ist wohl durch geographische Lage, Geschichte und ethnische Kraft

Italien hierfür indiziert. Gehen die Interessen Österreich-Ungarns und Italiens parallel im Hinblick auf Dritte, die eine Suprematie im Mittelmeer für sich begehren und vorbereiten; entspricht es des weiteren den Interessen beider, daß die Kräfte dieser Dritten möglichst viel und möglichst fest anderweit, d. h. durch Deutschland, gebunden werden, so liegt nichts näher als die bündnisgemäße Systematisierung auch der Seestreitkräfte Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens gegen jedweden Feind. Erst so würde der Dreibund ein geschlossenes Ganzes von gewaltiger Kraft. Der kräftige, dessen Kraft anschaulich ist, bildet nicht bloß ein Element, sondern das Fundament des Friedens. Will man ihm aber den Krieg aufnötigen, dann ist er der Sieger, und die positiven Früchte des Sieges können nicht ausbleiben und sind reich.

Doch wird man mir entgegenhalten, daß der Parallelismus und die Identität maritimer Interessen Österreich-Ungarns und Italiens noch nicht zureichende Voraussetzungen sind für eine einheitliche Zusammenfassung der Seestreitkräfte beider. Allerdings: der jahrelange, in geschichtlichen Daten und wechselseitigen Begegnungen wurzelnde Gegensatz und Wetteifer in beider Seerüstungen läßt sich nicht leugnen. Aber die eingangs besprochene negative und positive Übereinstimmung in bezug auf den Balkan; das beiderseitige Interesse an der Freiheit des Überganges von der Adria zum Mittelmeer und umgekehrt, sowie die durch Einvernehmen überaus leicht werdende gemeinsame Schließung der Adria gegen dritte; die neue große, indes noch schwierige Stellung Italiens im Mittelmeer; die Unzulänglichkeit der Seestreitkräfte des einen und der des anderen vereinzelt gegenüber denen des eventuellen Feindes in Ansehung der wahrscheinlichen, um nicht zu sagen: sicheren, Überlegenheit der vereinten Seestreitkräfte des einen und anderen; endlich das Fehlen eines gemeinsamen Objekts des Begehrens über See und die Aussicht auf Vorteile für jeden von beiden nach gemeinsam erungenem Siege, — dies alles erscheint mir mehr als zureichend, um ein positives Zusammenwirken Italiens und Österreich-Ungarns zur See herbeizuführen. Im übrigen ist daran zu erinnern, daß vor ein paar Jahren sowohl im österreich-ungarischen gemeinsamen Parlament wie in der italienischen Deputiertenkammer von Vertretern der Regierung ausdrücklich erklärt worden ist, daß die beiderseitigen Kriegsflotten nicht nur nicht in gegenseitliche Beziehung zu stellen seien, sondern vielmehr jeder von beiden erwünscht sei, die andere blühend und stark zu sehen. Seither sind hüben und drüben von mehr und minder maßgebenden Persönlichkeiten öffentlich viele Worte gesprochen worden zugunsten eines Zusammenwirkens Österreich-Ungarns und Italiens im Mittelmeer. Wäre nicht die Bestreitung der Kosten eines den Zielen und Plänen solchen Zusammenwirkens im großen Stil entsprechenden Flottenbaus so empfindlich, dann hätte diese Auffassung noch mehr Boden gewonnen. Immerhin ist es doch wohl eindeutig bezeichnend, daß heute in Italien, wo man sich, genau besehen, am meisten sträubte gegen die Anerkennung Österreich-Ungarns als Mittelmeermacht, kaum noch etwas in diesem Sinne ver-

Die neue Lebenskraft des Dreibundes Chr. D. Pflaum

nehmbar ist und Fachleute nur noch darauf Wert legen, daß in Anbetracht der geographischen Gegebenheiten Italiens Flotte gegenüber derjenigen Österreich-Ungarns nicht geringere Stärke habe wie $1\frac{1}{2}$ zu 1.

Es ist demnach darauf zu rechnen, daß der 1914 ablaufende, 1 Jahr zuvor zu erneuernde, höchstwahrscheinlich aber wegen der neuen Mittelmeerverhältnisse schon binnen kurzem erneuerte Bündnisvertrag erstens Österreich-Ungarn und Italien über das bisher vertragsgemäße wechselseitige Neutralitätsverhältnis hinaus führt zur eventuellen Aktionsgemeinschaft ihrer Kriegsflotten im Mittelmeer und zweitens eine klare, feste und erschöpfende Systematisierung aller fundamentalen äußerpolitischen Interessen und aller zu ihrer Deckung verfügbaren Kriegsmittel der drei Verbündeten bringt. Nur wenn das geschieht, kann sich jeder der Verbündeten sicher fühlen und wird jeder von ihnen im eigenen Interesse wie in dem der Bundesgenossen alle zweideutigen Verhältnisse meiden.

Bei der politischen Reife, welche die Staaten des Dreibundes erlangt haben, werden sie sich in politischen Dingen von der klaren vernunftgemäßen Berechnung und von den Normen der eingegangenen Verträge bestimmen lassen. Damit erhält das Bündnis aber noch nicht das Maximum seiner Lebenskraft, damit erhalten im besonderen die täglichen Beziehungen der Verbündeten noch nicht die ganze Annehmlichkeit und Erspriesslichkeit, die sie haben können und darum sollen. Es bedarf, um auch dies zu erreichen, wechselseitigen Vertrauens, Wohlwollens, Verstehens, Hochachtens. Es sind da nicht allein und heutzutage bei weitem nicht in erster Linie die Regierungskanzleien, auf die es hierbei ankommt. Auch für sie, sowohl in Berlin wie in Rom wie in Wien, gab es freilich in den letzten Zeiten nur zu oft Anlaß, „pater, peccavi“ zu rufen. Vielmehr ist es die Öffentlichkeit in den verschiedenen Ländern und ihr Ausdruck, die Presse, welche von ihr vielfach eigenem selbstgerechtem, vermeintlich überlegenem, schulmeisterlichem Urteilen des bundesgenössischen Volkes ablassen und sich zu möglichst sympathischem Verstehen durchfinden sollte. Man darf hoffen, daß das geschieht, denn die letzten Zeiten waren eine gute Schule.

Die Kräfte der drei Partner des Dreibundes haben höchst bedeutenden Zuwachs erfahren. Italien hat in seinem Kriege mit der Türkei um Libyen ein geläutertes, hochstrebendes National-, Staats- und Kulturbewußtsein von bewundernswerter Festigkeit und Bestimmtheit an den Tag gelegt und wirtschaftliche, finanzielle und militärische Tüchtigkeit bewiesen, die Europas Erwartungen weit überstieg. Italien kennt seine neuen Aufgaben militärischer Natur namentlich zur See und ist gerüstet, um ihnen zu genügen. Für Österreich-Ungarn gilt das gleiche. Es hat nicht nur alle Propheten seines Zerfalls infolge der Kontraste der Nationalitäten längst Lügen gestraft, sondern im Gegenteil einen einheitlichen, klaren und starken Willen zu äußerpolitischer Selbstbehauptung offenbart, den alle Welt sorgsamst in Rechnung zu stellen bedacht ist. Deutschland endlich hält fest

an seiner weltpolitischen Stellung und besitzt nunmehr die Machtmittel, um sie zu gewährleisten.

Drei Mächte von solcher Art nach klaren, großzügigen Kriterien aufrichtig vereint, stellen eine Kraft dar, wie sie die Welt noch nicht gekannt hat, eine Kraft zugleich, die dank dem friedliebenden, gerechten und dem Kulturfortschritt ergebenen Edelsinn ihrer Leiter der Welt nur zum Segen gereichen kann.

Rom, 15. Oktober 1912.

Dr. Pflaum.

N. Freiherr von Stetten: Der kriegerische Balkan.

Im politischen Verdeprozeß des nahen Ostens vollzieht sich unverkennbar deutlich — eine gewaltige Verschiebung der Einflüsse. Die europäischen Großmächte, die ehedem bestimmend und regulierend eingriffen, verlieren sichtlich an Boden, teils weil sie untereinander *n einig* Sonderinteressen verfolgten, teils auch weil die kleinen Gegner der Türkei, die Balkanstaaten, kulturell und national in rascherem Tempo erstarckten, als das osmanische Reich, dessen Ansätze zur Wandlung in einen modernen Staat immer wieder stecken blieben. So schicken sich denn die Balkanstaaten an, die Regulatorrolle zu übernehmen und über das Los der Türkei entscheiden zu wollen. Gegen diese Ausschaltung der Großmächte erweist sich die Ableierung des akademischen Leitmotivs, vom unabdingt zu erhaltenden Status der Türkei, als bedenklich wirkungslos. Die Tatsache, daß sämtliche Balkanstaaten plötzlich und überraschend, allen diplomatischen Warnungen zum Trotz, ihre Wehrkräfte mobil gemacht haben, um eine extrem gehaltene, nur für eine niederbruchsreife Türkei annehmbare Forderung nach Autonomie der Vilajete von Mazedonien und Adrianopel unter Kriegsandrohung zu stellen, richtet sich ebenso sehr gegen Europa, als gegen die Türkei. Man mag sie deuten und drehen, wie man will, — sie ist die *Emancipation des Balkans von der Vormundschaft der Großmächte*, ist eine Niedergabe der Alten durch die Jungen. Zur Stunde, da ich dies schreibe, erscheint die gleichzeitige Mobilmachung von Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro gegen die Türkei, nachdem der Krieg nur von letzterem erklärt ist, allerdings mehr als eine geschickt inszenierte *Dreademonstration*, die der politischen Welt zeigen soll, wie man Reformen von der Türkei erzwingt — im Gegensatz zu der unzulänglichen Methode der Großmächte. Bleibt es bei der Demonstration, so ist sie nach ihrer Mache, nach dem überraschenden Moment der ad hoc hergestellten

Schein-Einigkeit der rivalisierenden Balkanstaaten, eine Leistung, welche diese Gesellen zu Meistern macht, ein Meisterstück. Wird jedoch, wie es den Anschein hat, Krieg daraus, wird die zweifellos noch vorhandene, latente Kraft des Türkentums entfesselt, dann sinkt die Komödie zu einem tollen Wagnis herab.

Ein genauer Kenner der Balkanverhältnisse, der die Tiefe der trennenden Momente unter den heute in Einigkeit zu den Waffen gerufenen Balkannationalitäten zu bewerten weiß, wird in der chronologischen Folge der Mobilmachungen schon ein Anzeichen der Gefährlichkeit des Unternehmens für die Angreifer erblicken. Bulgarien, der stärkste, vorgeschrittenste und zumeist an der Reformennot im Türkischen beteiligte, machte den Anfang. Die politischen Ansprüche Bulgariens sind die weitgehendsten und greifen einschneidend weit in jene der Serben ein. Ein zukünftiges Großbulgarien kann kein starkes Serbien neben sich dulden. Die zutage getretene, vielfach verblüffende Einigkeit in der Mobilmachung beruht daher weder auf zukunftssichernden Traktaten und Bündnissen, sondern ist einzig und allein eine R e f l e x i o n nach der bulgarischen Bereitstellung zum Krieg, um unter allen Umständen mit dabei zu sein, mitzusprechen. Ein Produkt berechtigter Besorgnis, bei etwaigen Erfolgen zu kurz zu kommen, von Bulgarien, als Sieger, an die Wand gedrückt zu werden und damit seine Zukunftsaufklärungen endgültig gescheitert zu sehen. Auch Griechenland und Montenegro haben sich aus den gleichen Beweggründen beeilt, mit von der Sache zu sein.

Das ist der Kern der Einigkeit. Einer Einigkeit, die in dem Augenblick verpuffen würde, wenn Bulgarien als kräftigster, den Hauptkampf bestreitender Teil seine Ansprüche durch kriegerische Erfolge territorial geltend machen wollte.

Da Bulgarien in der jetzigen Krise unstrittig die Führspize hat, ist es gewiß von Interesse, die Motive klarzustellen, die den politisch vorsichtigen König Ferdinand, der die äußere Politik seines Landes absolutistisch lenkt, bewogen haben können, gerade den jetzigen Zeitpunkt zu wählen, bis zur ultima ratio zu gehn. Es ist zweifellos, daß schon unter dem verkrachten jungtürkischen Regiment, welches mit großen kulturellen Reformansätzen begann und damit den Anklagen und Forderungen der Balkanstaaten zugunsten ihrer schlecht behandelten Brüder den Boden entzog, sich dann aber doch nur als politische Partei auswuchs, im letzten Stadium umschwenkte und sich wieder auf das eigentliche islamitische Türkentum zu stützen suchte, in der mazedonischen Provinz die Behandlung der christlichen Bevölkerung wieder ganz auf den hamidischen Tiefstand von ehemals herabsank. Ja — in gewisser Hinsicht noch verschlechterte, da sich eine reaktionäre Strömung im islamitischen Teil, der nun wieder von Regierungs wegen zum Zug kam, eine Tendenz zur Unterdrückung des inzwischen gewachsenen Selbstgefühls der mazedonischen Christen fühlbar mache. Dazu traten noch die

finanziellen Schwierigkeiten der Türkei, die durch den Krieg mit Italien so weit stiegen, daß Militär- und Zivilbeamte in der Provinz — ganz wie unter Abdul Hamid — unbezahlt blieben, demnach wieder zum alten System der Expressung ihres Unterhalts aus der Bevölkerung griffen — kurzum Wirkung und Gegenwirkung, Mishandlung, Rechtsbeugung und Ungerechtigkeit auf der einen Seite und Widerstand, auswärtige Propaganda, Anschläge auf der andern — wie früher das mazedonische Feuer wieder anbliesen.

Die weitgehenden Zugeständnisse, welche die türkische Regierung, die des äußeren Krieges wegen inneren Frieden brauchte, an die Albaner machen mußte, erhöhten noch die Unzufriedenheit der Mazedonier. Die Großmächte brachten es inzwischen zu keiner volleinigen Druckaktion, wie sie diese heute in zwölfter Stunde noch zur Erhaltung des Friedens versuchen, damals wohl aus schonender Zurückhaltung, die ohnehin durch den Tripolis-Krieg bedrängte Türkei nicht allzu sehr zu vergrämen.

Die landläufige Erklärung für den Entschluß König Ferdinands geht dahin, daß er der Überspannung des bulgarischen Volkswillen nicht mehr stand zu halten wußte. Das ist ein Irrtum. Die Straße von Sofia, die vielen, brotlosen Mazedonier in Bulgarien schreien seit 10 und mehr Jahren bei jedem Anlaß nach Krieg. Aber sie haben es niemals vermocht weder die politische Klugheit des Königs zu überrumpeln, der zwar den systematischen Ausbau der bulgarischen Wehrmacht in der gleichen Tendenz wie die mazedonischen Schreier betrieb, aber zu warten versteht, noch die bulgarische Volksmehrheit mit sich fortzureißen. Denn das blutarme Anfangsbulgarien hat einen gewissen Bestand, einen Grad von Wohlhabenheit erreicht, welcher der Neigung zu abenteuerlichen Wagnissen entgegenwirkt. Es bliebe also nur als Schlüssel zur Erklärung der Kriegslust des Zars der Bulgaren übrig, daß dieser die Überzeugung oder Meinung gewonnen habe, die Türkei sei reif zum Niederbruch. Erwähnt, aber nicht vertreten, sei die vielfach geglaubte Version, Italien habe König Ferdinand den Entschluß suggeriert, um die Türkei friedensgeneigt zu machen. Tatsächlich ist ja ein Friedensschluß unter dem Druck des Mobilmachungsrummels im italienischen Sinne zustande gekommen. Anzunehmen aber ist, daß der auf Beurzelung seiner Dynastie ängstlich bedachte Roburgo am bulgarischen Thron sich zu einem solchen Babanquespiel für fremde Rechnung nicht verleiten ließ.

Dass die Türkei heute — bei ungebrochener Armeekraft, bei der durch die islamitische Reaktion geförderten Konzentration ihrer latenten Kräfte, bei der sicheren Voraussetzung, daß jedes Spekulieren auf Unbotmäßigkeit der Albaner verfehlt wäre (die Zeitungsmeldungen, daß albanische Führer mit Bulgarien liebängeln, sind sehr zum grano salis aufzunehmen) — noch durchaus nicht reif ist für den Eintritt der türkischen Schlusskatastrophe, kann kein objektiver Beobachter des Osmanentums leugnen. Einen Stoß gegen eine genügend widerstandsfähige Türkei, selbst bei Kooperation aller in Betracht kommenden Türken-

gegner (die übrigens militärisch unmöglich ist) zu wagen, sollte logischerweise vor allem Bulgarien, des hohen Einsatzes wegen, nur dann riskieren, wenn die Mächte oder mindestens Rußland der bulgarischen Angriffspolitik garantieren würden, bei militärischen Misserfolgen, die Integrität des bulgarischen Besitzstandes unter allen Umständen zu wahren.

Hierin also liegt noch ein Zipfel an Macht der Großmächte, hierin die Möglichkeit für Europa, den Frieden am Balkan in letzter Stunde zu erzwingen und den schwindenden Einfluß der Mächte wieder herzustellen.

Noch sind die Mobilmachungen nicht der gefürchtete Orientkrieg. Noch sind sie ein Drohversuch zur Erreichung von Reformen. Dass jedoch die Türkei die extreme Autonomieforderung, welche die Autonomie der mazedonischen Vilajete und jenes von Adrianopel unter ausländischen Gouverneuren, dann die Mitkontrolle der Balkanstaaten über die Reformendurchführung begeht, aus Existenzgründen derzeit absolut nicht gewähren kann, ist klar, schließt aber nicht aus, dass die Türkei mindestens jene Reformen sofort zusichert, welche das jungtürkische System vorsah. Bestehten die Balkanstaaten auf ihren überspannten Forderungen, die nur mehr eine Rumpftürkei übrig ließen, dann müssen die Waffen entscheiden. Europa vermag dann noch immer sein verlorenes Prestige wiederzugewinnen, wenn es dem Kampf gänzlich fernbleibt.

Major a. D. Georg Postel: Die deutschen Kaisermanöver.

Unter den zehn Programmpunkten, die Paul Lindau in dem 1. Januarheft 1912 in einem „Brief an den neuen Herausgeber“ für das neue und verjüngte „Nord und Süd“ zusammenstellte, ist einer militärischen Umschau nicht speziell gedacht. Von den „Fragen der inneren und äußeren Politik“, die Paul Lindau als ersten Programmpunkt nennt, dürfte aber auch die Wehrpolitik als eine der weltgeschichtlichen Aufgaben unseres Kultursystems umschlossen werden. Auch der Soldat gehört zu den Kulturpionieren, insbesondere der deutsche. Und wenn der Adressat des Lindauschen Briefes, Professor Dr. Ludwig Stein, in demselben Januarheft in seinem Artikel „Kulturpolitik“ zutreffend schreibt: „Die orientalischen Völker verfallen, während unsere Errungenschaften in Wissenschaft und Technik, in Recht und Staat, in Heer und Marine, in Handel und Industrie, in Kunst- und Lebensstil die Modelle geworden sind, nach denen Amerika zunächst,

weiterhin aber das ganze zivilisierte Erdenrund nachahmend sich einzurichten im Begriffe steht" . . . so ist mit diesen Worten deutlich gekennzeichnet, daß eine Abhandlung über die größte Friedensaktion der deutschen Wehrpolitik, über die Kaisermanöver, nicht aus dem für „Nord und Süd“ festgelegten Rahmen fällt.

Modelle für die Umwelt sind die Errungenschaften auch in Heer und Marine geworden, und deshalb darf man auch an das moderne Kaisermanöver, an die alljährliche große Kriegsbereitschaftsprüfung, schildernd und prüfend in einer Zeitschrift herantreten, die sich der Lösung politischer und sozialer Fragen widmet, die also Kulturpolitik treibt. Denn Kultur ist, nach einer vom Herausgeber von „Nord und Süd“ angezogenen Definition des Wieners Friedrich Jodl, das unter bestimmten Umständen zu besonderer Intensität gesteigerte Streben der Menschen, seine Persönlichkeit und sein Leben vor den feindlichen Mächten der Natur, wie vor dem Antagonismus der übrigen Menschen zu sichern. Politischer und wirtschaftlicher Antagonismus sind die bestimmten Umstände, die den Wehrkörper Deutschlands schon im Frieden nötigen, die moralischen und physischen Kräfte zusammenzufassen und sie auf die Intensität ihrer Steigerung vorzubereiten, die der Krieg erheischt.

Die Manöver überhaupt und insbesondere die Kaisermanöver dienen der Ausbildung von Führer und Truppe, von geistiger und physischer Kraft. Wenn Clausewitz in seinem Werke „Vom Kriege“ die moralischen Kräfte mit der eigentlichen blankgeschliffenen Waffe, die physischen dagegen mit dem hölzernen Heft vergleicht, eins ohne das andere nicht zu verwenden und zu verwerten, so ist trotz der unerlässlichen Zusammengehörigkeit beider gleichzeitig durch die Wahl des Beispiels mit angedeutet, welcher Teil zu prävalieren hat.

Die Kaisermanöver beschäftigen — so ist wenigstens bislang ihr Verlauf gewesen — 2 bis 4 und mehr Armeekorps alljährlich, je nachdem die Lage der als Übungsgelände in Anspruch genommenen Provinzen als zentrale oder Grenzprovinzen die Zusammenziehung von 2 oder mehr Armeekorps zuläßt. Hiernach richtet sich auch die Anlage des Manövers durch den Chef des Generalstabes der Armee. Während bei den Manövern 1909 der Kampf zweier auf einem abgesonderten Kriegsschauplatze allein fechtenden Armeen, im Jahre 1911 der zweier von den Hauptkräften weit getrennten Flügelarmeen zur Darstellung kam, sind die Manöverparteien im laufenden Jahre (III., XII. Armeekorps und 9. Infanterie-Division gegen IV. und XIX. Armeekorps) als die mittleren Armeen eines roten und blauen Heeres gedacht gewesen. Ihre Entschließungen und Bewegungen sind sowohl von den Absichten der beiderseitigen angenommenen obersten Heeresleitungen und ihrer Nachbararmeen, wie von dem Ergebnis der Meldungen abhängig gewesen, die ihnen durch ihre Heereskavallerien und durch die Luftaufklärung zugingen. Die Führer, auf roter Seite General der Infanterie von Bülow, auf blauer der sächsische Kriegsminister Generaloberst Frhr. von Hause, waren dadurch vor eine Aufgabe gestellt, wie sie bei den Massenheeren

eines künftigen Krieges den meisten Armeeführern zufallen wird. Die Kriegslage war folgende: Während die Armeen eines blauen Staates gegen eine Westmacht kämpften, überschritt ein zweiter Gegner (rot) die blaue Ostgrenze und rückte in zwei Gruppen durch die Neumark (tatsächlich) und durch das nördliche Böhmen (angenommen) vor. Nach einem entscheidenden Erfolge im Westen begann Blau am 6. September mit der Eisenbahn starke Kräfte nach Magdeburg (angenommen) und an die Saale (tatsächlich) zu überführen, um nunmehr auch den Kampf mit dem roten Ostheer aufzunehmen. Reservetruppen standen in den Pässen des Erzgebirges (angenommen), an der Elbe von Dresden bis Torgau (tatsächlich) und in Linie Torgau-Wittenberg-Brandenburg-Rathenow (angenommen). Am 7. September hatte die (angenommene) böhmische Gruppe des roten Heeres sich bis auf zwei Tagemärkte dem Erzgebirge genähert, die nördliche (tatsächlich auftretende) Gruppe die untere Neiße erreicht.

Blau war also nach zwei Fronten hin engagiert. In einer solchen Lage entsprach es durchaus den Anforderungen einer tatkräftigen Kriegsführung, daß Blau zunächst dem Einfall des roten Osttheeres nur schwache Kräfte entgegenstellte, mochte darüber selbst die Hauptstadt des blauen Staates in Feindes Hand fallen. Denn nie darf der Besitz einer Stadt oder eines Landesteiles das Ziel der Kriegsführung bilden, sondern nur die Vernichtung des feindlichen Heeres. Erst nach Zertrümmerung der feindlichen Hauptmacht auf dem westlichen Kriegsschauplatz konnte daher der Aufmarsch gegen den von Osten heranrückenden Feind beginnen. Der Aufmarsch der blauen Armee wurde soweit nach vorn gelegt, als es die Lage erlaubte. Dabei mußte berücksichtigt werden, daß bei einem Vorführen des rechten blauen Flügels etwa bis an die Elbe die rote böhmische Gruppe von Hause aus in der Flanke des blauen Heeres gestanden hätte. So ergab sich der Aufmarsch der blauen Armee an der Saale und bei Magdeburg.

Da es nicht Aufgabe dieser Abhandlung sein soll, den Verschlingungen der taktischen Wege nachzuspüren, auf denen beide Manöverparteien ihre Aufgaben zu lösen suchten, sondern verbildlichend hervorzuheben, was Truppenverwendung, Verkehrs- und Nachrichtentechnik und — last not least — die Magenfrage der für Friedensverhältnisse ansehnlichen Masse von 125 000 Mann Bemerkenswertes boten, so kann jetzt und im folgenden die eigentliche Gefechtshandlung nur gestreift werden, wo dies zur Verdeutlichung der Fortschritte in den Leistungen von Führern und Truppen nötig wird.

Die Manöverarmeen — kurz so genannt zum Unterschied von den nur angenommenen Armeen — unterlagen einer Kriegsgliederung, die die Zusammensetzung und die Befehlsverhältnisse für die Dauer der Manöver regelte. Sie gab, wie sie dies ebenfalls im Ernstfalle zu tun hat, den Parteien ihre kriegsmäßige Organisation. Danach bestand Rot aus 61 Bataillonen, 65 Eskadrons, 64 Feldbatterien und 8 Batterien der schweren Artillerie des Feldheeres. In diesen Beständen war ein Kavalleriekorps (Heereskavallerie) von zwei Kavallerie-

Divisionen zu je 3 Brigaden, je 1 Maschinengewehrabteilung und je 1 reitenden Feldartillerieabteilung zu 2 Batterien nebst je 1 auf Kraftwagen beförderten Jägerbataillon enthalten und je 1 Kavallerie-Pionier-Abteilung. Der roten Manöverarmee waren außerdem die Divisionsbrückentrains ihrer 5 Infanterie-Divisionen, 2 Korpsbrückentrains und 1 Reserve-Korpsbrücketrain beigegeben. Die reichliche Ausrüstung mit Brückenmaterial entsprach der Absicht der Manöverleitung, einen kriegsmäßigen Übergang der ganzen roten Manöverarmee über die Elbe zur Darstellung zu bringen. Neben Funkentelegraphenabteilungen und Fernsprechzügen teilten sich das Lenkluftschiff P. III und zwei Fliegerabteilungen zu je 6 Fliegern in die Aufklärung und Nachrichtenübermittelung. Blau verfügte über 49 Bataillone, 64 Eskadrons, 52 Feldbatterien und 8 schwere Batterien, einschließlich eines Kavalleriekorps von 2 Divisionen in gleicher Zusammensetzung wie die rote Heereskavallerie, aber ohne „befahrene“ Infanterie. Brückenmaterial war ihm nicht beigegeben, wohl aber neben Funkentelegraphie und Fernsprechabteilung das Lenkluftschiff Z. III und zwei Fliegerabteilungen zu je 6 Flugzeugen. Die Tage des 9. und 10. September waren den Präliminaroperationen der beiden Heereskavallerien vorbehalten, während im übrigen die Manöverarmeest erst vom 11. September ab in Tätigkeit traten. Das Elbstück zwischen Dresden und Riesa war, wie schon erwähnt, von schwachen blauen Reservetruppen (einem aus Reservisten gebildeten Regimente) besetzt. Außerdem beschäftigten sich mit der direkten Sicherung dieser Stromstrecke 6 Privat-Motorjachten des freiwilligen Motorjachtclubs von Deutschland, jede Jacht armiert mit einem Maschinengewehr und einem Scheinwerfer. Es war ein erster Versuch, Privatmotorjachten zur Betätigung im Manöver heranzuziehen. Mehr als unliebsamen Aufenthalt haben diese schwachen Stromsicherungen gegenüber der vordringenden roten Heereskavallerie und später der roten Manöverarmee natürlich nicht bereiten können. Immerhin wird dieser Versuch in einem künftigen Kriege, wenn es sich um — wenn auch nur vorübergehende — Stromsicherungen handelt, nicht unwiederholt bleiben. Die rote Heereskavallerie durchbrach am 9. September zwischen Meißen und Riesa die schwache Sicherungskette und ging mit sämtlichen Pferden (etwa 3000) schwimmend über die Elbe auf deren linkes Ufer. Reiter und Sattelzeug wurden auf den Halbbooten der Kavallerie-Pionierabteilungen übergesetzt. Eine nach Kürze der Zeit und Art der Ausführung ganz hervorragende Leistung: Die Elbe ist hier etwa 120 Meter breit und war durch den anhaltenden Regen der vorangegangenen Tage sehr wasserreich. Die Aufgabe der roten Heereskavallerie ward es nun, die Durchbruchsstelle an der Elbe für die nachrückende rote Manöverarmee freizuhalten und die blaue Heereskavallerie aus dem Felde zu schlagen, um sie von der Elbe fern zu halten. Es gelang ihr dies in einer wichtigen Attacke am 10. September zwischen Oschatz und Riesa, wobei bei der sonst gleichen Stärke der beiden Heereskavallerien (je 12 Regimenter) das Feuer der auf Kraftwagen herangebrachten blauen Jägerbataillone den ent-

scheidenden Ausschlag gab. Der Versuch, „befahrene“ Infanterie der roten Heereskavallerie beizugeben, war neu und hat sich glänzend bewährt. Frankreich ist auf eine ähnliche Maßnahme schon seit längerer Zeit eingerichtet; es stattet seine Kavallerie-Divisionen mit radfahrender Infanterie aus. Auch in der Friedensorganisation seiner Kavallerie ist Frankreich etwas voraus: es besitzt bereits Kavallerie-Divisionsverbände, während Deutschland nur eine Gardekavallerie-Division ständig verfügbar hat, zu Manövern und für den Kriegsfall aber erst Divisionsverbände schafft. Hierüber, sowie über die allgemeine Tätigkeit der Heereskavallerie und über die daraus resultierende Notwendigkeit der Existenz von größeren Kavallerieverbänden bereits im Frieden muß doch einiges gesagt werden, ebenso über die Frage, ob der Kavallerie neben der Hauptaufgabe der Aufklärung und außer der (selbstverständlichen) Verfolgung sonst ein Anteil an einer Schlachtentscheidung zugesprochen werden kann. Denn diese Fragen sind für die künftige Friedensorganisation der Kavallerie von Wert. Die Aufgabe der Heereskavallerie wird immer darin bestehen, möglichst frühzeitig Einblick in die Verhältnisse beim Gegner zu gewinnen. Sie muß deshalb nicht nur die gegnerische, gleiche Zwecke verfolgende Kavallerie aus dem Felde schlagen, sondern auch vorgeschoßene feindliche Abteilungen aller Waffen zurückdrängen und bis in die Nähe der feindlichen Heereskolonnen vordringen. Es ist deshalb, wenn nicht schon wie in Frankreich und Russland Divisions- und größere Verbände im Frieden dauernd existieren, unbedingt notwendig, wenigstens vorübergehend solche Verbände zu bestimmten Aufklärungsübungen zu schaffen, um Führer und Truppe mit den Schwierigkeiten bekannt zu machen und sie daran zu gewöhnen, die der Leitung, Befehlsübermittlung und Einheitshandlung räumlich ausgedehnter Massen sich entgegenstellen. Bei Ausbruch eines Krieges werden die Heeresgruppen des modernen Kampfmassenkörpers an diejenigen Punkte der Grenze zum Aufmarsch dirigiert, die nach der politischen, strategischen und taktischen Lage für den Ansatz der Operationen am günstigsten liegen. Daß die für eine moderne Armee nötigen verschiedenen Aufmarschplätze sich räumlich auf große Entfernungen verteilen, liegt auf der Hand, ebenso aber auch, daß eine Störung dieses Aufmarsches oder auch nur ein vorzeitiges Bekanntwerden seiner örtlichen Teilung und truppenkörperlichen Gliederung (Kriegsgliederung) im ersten Falle Zeitverlust, im letzteren Verzicht auf überraschendes Handeln bedeuten würde. Die erforderliche Abwehr und Verschleierung ist nun einzige und allein Sache der Kavallerie, und zwar der Kavallerie von solcher Masse, daß sie den räumlichen Anforderungen der Verschleierung lückenlos genügen und dabei gleichzeitig die Kraft zur Abwehr der gegnerischen gleichen Maßnahmen in sich tragen kann. Hierzu sind also große Kavallerieverbände notwendig, denen eine wohlvorbereitete, abgekürzte Mobilmachung einen Vorsprung von mehreren Tagen vor den übrigen Armeeteilen geben muß. Die Bewegungen der Heereskavallerie, auf beiden Seiten zu gleichen Zwecken, müssen unvermeidlich zum Aufeinanderprasseln führen,

und wer da dem wichtigeren Anprall weichen muß, dessen Armee verliert nicht nur den schützenden Frontschleier, sondern auch für einige Zeit die Möglichkeit, die Maßnahmen des Gegners zu verfolgen. Das ernste Spiel der Heereskavallerie vollzieht sich in dem Raum zwischen den Fronten der aufmarschierenden Armeen und tritt aus diesem, durch einseitigen oder beiderseitigen Vormarsch immer enger werdenden Raum und somit aus der eigentlichen Aufgabe der Aufklärung heraus, um schließlich an den Flügeln der zu Schlachtrücken werdenden Fronten seine Fortsetzung gegen Flanke und Rücken des Feindes zu suchen. Die Frage, ob nach diesem Heraustreten aus dem Zwischengelände der Kavallerie eine Mitwirkung an einer Schlachtentscheidung möglich sei, wird von Fachleuten verschieden beurteilt. Glauben die einen, den heutigen Feuerwaffen Kavallerie nicht entgegenführen zu können, so wollen die anderen auf die Mitwirkung der Kavallerie auch in offener Feldschlacht nicht verzichten. Das Richtige dürfte, wie so oft, in der Mitte liegen. Wie es nicht am Bedürfnis fehlen wird, der Kavallerie Kavallerie entgegenwerfen zu müssen, so wird es auch im Gange der Schlacht nicht immer an Gelegenheit fehlen, gegen Infanterie oder Artillerie die Wucht eines überraschenden Kavalleriestoßes wirken zu lassen. Sache des geschulten Kavallerieführers wird es aber sein, hierzu den geeigneten Moment zu erfassen und vorausberechnend zu erwägen, damit dieser Moment seine Geschwader auch in geeigneter Verfassung finde. Der glücklich abgelauschte Augenblick kann hier durchaus entscheidend wirken, aber ein Versehen des Augenblicks, hier so recht „des mächtigsten von allen Herrschern“, zu nutzlosen Opfern führen. Freilich — opferlos kann auch der schneidigste und geschickteste Einsatz der Kavallerie nicht verlaufen; das ist bei der heutigen Feuerwirkung ausgeschlossen, aber auch ganz nebensächlich, wenn es sich um opferlos nicht erreichbare Ziele handelt, — — die anderen Waffen bluten ja auch! Nur muß der Einsatz dem Gewinn entsprechen. Dazu aber bedarf es geschulter, nerviger Führer: geschult, um den richtigen Augenblick zu erfassen; nervig, um die Kühle des Urteils nicht ungeduldigem Wagemut zu opfern. Diese Eigenschaften sind aber Früchte ernster Friedensarbeit. Nur wenn der Führer im Frieden schon vor Geschwadermassen steht, kann er deren Führung lernen, sich ein Bild von ihrer Verwendung machen. Deshalb sind die großen Kavallerieübungen nicht eine imposante Spielerei, als welche man sie zuweilen hingestellt findet, sondern ein notwendiges Schulungsmittel. Fast genau innerhalb der vorstehend gekennzeichneten Richtlinien haben sich auch die rote und blaue Heereskavallerie bei den Aufklärungsübungen am 9. und 10. September und später während der Operationen der Manöverarmeen bewegt.

Nun steht es ja außer Zweifel, daß die technischen Errungenschaften im Luftverkehr, die Luftschiff- und Flugzeugerkundung, einen nicht unerheblichen Teil der Aufklärung übernehmen können, übernommen haben und bei weiterer Entwicklung der kaum aus den Kinderschuhen herausgetretenen Luftverkehrs-

technik noch übernehmen werden. Die Fernaufklärung wird ihre Hauptaufgabe werden und die Aufklärung in Geländen, die Bewegungshindernisse bieten. Es wird sich aber, soweit die Nahaufklärung in Frage kommt, immer nur um eine Ergänzung, nicht um einen Ersatz der kavalleristischen Aufklärung handeln; denn es fehlt der Luftekundung — zurzeit wenigstens noch gänzlich — die offensive und defensive Kraft, die einen nicht unwesentlichen Teil der kavalleristischen Erkundung bildet. An zwei Manövertagen war die Luftekundung teilweise gänzlich lahm gelegt, Wind und Wetter hatten ihre Fittiche beschnitten und namentlich ein stundenweiser Nebel am 13. September, der der 40. blauen Division mangels jeder Aufklärung am Südrande des Hubertusburger Waldes gegenüber dem roten linken Flügel den Untergang bereitete. Der Erfolg der Flieger im allgemeinen ist sehr verschiedenartig gewesen — übrigens kein Wunder, denn auch hier, wo überhaupt Flieger zum zweiten Male im Dienst der Manöver auftraten, will noch manches neben der reinen Bewegungstechnik gelernt werden. Es war auf jedem Flugzeug außer dem Flugzeugführer ein Beobachtungsoffizier. Die Berichte über die soeben beendeten französischen Armeemanöver erwähnen unter anderem, daß die Flieger dort auch zum Auffinden von markierten Verwundeten benutzt worden sind; an sich gewiß eine schöne Aufgabe, nur will es nicht recht verständlich sein, daß man sich hiervon Erfolge verspricht. Denn dem Flugzeug gibt nur die rasende Propellerarbeit Lebensfähigkeit und bei der Schnelligkeit des Fluges, die ja Voraussetzung für das Verweilen des Apparates in der Luft ist, kann die Erkennbarkeit versteckt liegender Verwundeter kaum zu erwarten sein. Aber auch selbst die Möglichkeit im einzelnen Falle angekommen, was ist dadurch gewonnen? Der Flieger kann den Verwundeten nicht auf den Apparat setzen und zum Verbandplatz tragen. Hier scheint doch die in Russland geübte Verwendung von Sanitätshunden praktischer zu sein. Mehr vertraut mit dem Luftekundungsdienste zeigten sich die Lenkluftschiffe Z. III. und P. III. Die an sich geringere Gefährlichkeit beim Fluge, die weitgehendere Beobachtungsausrüstung und die Beteiligung mehrerer Beobachter an der Erkundung haben sehr gute Ergebnisse gebracht, die zudem durch drahllose Telegraphie der Truppenleitung übermittelt werden konnten. Ob und inwieweit den Luftschiffen durch Kruppsche und Ehrhardtsche Ballonabwehrgeschütze, die auf jeder Seite vorhanden waren, Zerstörer erwachsen sein würden, läßt sich im Frieden nicht unzweifelhaft feststellen. Die Tatsache des Beschossenwerdens konnte nur durch abgelauffene Raketen zur Erscheinung kommen. Immerhin bleibt eins zu bedenken: Das Luftschiff kann sich der Sicht bei einigermaßen klarem Wetter nicht entziehen und zeigt sogar sein Herannahen durch ein vernehmliches Propellergeräusch an; das Ballongeschütz dagegen vermag sich unauffällig zu verstecken und auf dem Panzerautomobil der Flugrichtung des Luftschiffes rasch zu folgen. Ein Kampf zwischen Luftschiff und Luftschiff, zwischen Luftschiff und Flugzeug oder zwischen Flugzeugen untereinander ist in diesem Manöver noch nicht zur Er-

scheinung gekommen; als Zukunftsaussicht muß er aber immer im Auge behalten werden.

Wie die Truppenführung von der geschulten Intelligenz abhängig ist, so ist die Truppenleistung abhängig von der Erhaltung der physischen Kräfte und ihrer ökonomischen Inanspruchnahme. Deshalb bildet auch das Problem der Verpflegung eine Wesensseite der jährlichen Kaisermanöver. Mit der Einführung der Feldküchenwagen ist man hierin ein tüchtiges Stück vorwärts gekommen. Heut ist man übereinstimmend der Ansicht, daß die unliebsame Vergrößerung der Bagage (impedimentum nannten sie die Römer) gern für die Möglichkeit in den Kauf genommen werden müste, die Truppe jederzeit, auch während des Marsches, ja selbst während des Gefechts, abspeisen zu können. Um die enormen Kosten zu ersparen, die eine vollständig kriegsmäßige Verpflegung der Truppen angesichts der hierzu nötigen Ausrüstung mit Verpflegskolonnen, mit Lebensmittel- und Futterwagen mit sich gebracht hätte, ist nur das III. Armeekorps (der nördliche Teil der roten Manöverarmee) kriegsmäßig verpflegt worden. Ihm waren außer den Feldküchen Lebensmittelwagen, Futterwagen, Verpflegskolonnen beigegeben. Jeder Mann trug eine eiserne Portion. Zur Füllung der Kolonnen, aus denen sich die Lebensmittel- und Futterwagen ergänzten, standen die Eisenbahnen im Rücken von Rot der ganzen Breite der jeweiligen Stellung nach dem Armeeführer zur Verfügung; seine Aufgabe war es, die jeweiligen Ausladungen zu bestimmen. Die gesamte Heereskavallerie war wie im Kriege mit Lebensmittel- und Futterwagen versehen, außerdem befand sich bei jeder Kavallerie-Division eine Last-Kraftwagen-Kolonne. Die Biwaksbedürfnisse wurden nicht vorrätig gehalten und nachgeführt, sondern grundsätzlich durch freihändigen Ankauf beschafft. Versuche, die man mit dieser Methode in verschiedenen Provinzen Deutschlands bei anderen Gelegenheiten angestellt hatte, waren so günstig ausgefallen, daß die Heeresleitung die allgemeine Anwendung während der Manöver anordnete. Für die Unterkunft während der Kaisermanöver gilt als Regel das Biwak. Die seit Jahren eingeführte tragbare Zeltausrüstung bietet einen selbst bei Kälte und Nässe nicht unbehaglichen Unterschlupf und hat dem offenen Biwak von früher unter freiem Himmel viel von seinen Widerlichkeiten, allerdings auch bei schönem Wetter durch den Wegfall der damals üblichen Lagerfeuer manches von seiner Romantik genommen. Man manövriert aber nicht, um Romantik zu pflegen.

Der Sanitätsdienst, dessen Bedeutung mit der Größe der modernen Massenheere im gleichen Maße wächst, kommt in den Kaisermanövern in den fürs Feld vorgeschriebenen Formationen nicht oder nur sehr beschränkt zur Darstellung. Meist werden außerhalb der Manöver gelegene, besondere Übungen hierfür angezeigt. Es fehlen ja im Manöver die des Sanitätsdienstes bedürftigen Opfer des Gefechts; diese müßten, wie bei den besonderen Feldsanitätsübungen, angedeutungsweise dargestellt werden (was bei den französischen Armeemanövern, wie

bei den Fliegern erwähnt, gemacht worden zu sein scheint). Immerhin wäre es gewiß äußerst lehrreich, mit einem Kaisermanöver eine kriegsmäßige Sanitätsübung zu verknüpfen, etwa in der Weise, wie die kriegsmäßige Verpflegungsform für einen bestimmten Truppenteil, und zwar in der vollständig feldmäßigen Form.

Um die Kaisermanöver gleichzeitig zu einer Leistungsprobe für die Eisenbahnabteilung und die Eisenbahnbehörden des Manöverlandes zu benützen, bleibt der Zeitpunkt des Manöverschlusses und die Gruppierung der Truppen an demselben vollständig dem Verlaufe der Operation überlassen. Aufgabe der Eisenbahnabteilung wird es dann, den gehärtischt Menschenknäuel zu entwirren und — soweit nicht für einzelne Teile Märsche in Frage kommen — mit der Eisenbahn den Standorten zuzuführen. Die Eisenbahnabteilung und die Bahnbehörden haben musterhaft gearbeitet. Am 13. September um Mittag schloß das Manöver; bereits am Abend gingen kleinere Transporte ab, mit dem Morgengrauen des 14. September die größeren und am Mittag dieses Tages befanden sich rund gegen 100 000 Mann auf der Achse; eine geradezu als vorbildlich zu bezeichnende Leistung.

Noch ein kurzes Wort über die den Manövern vorausgehenden Kaiserparaden. Fach- und Tagespresse bringen immer Erörterungen hierüber. Radikalisten bezeichnen den Parademarsch und die Parade als überflüssig. Sie gehen damit entschieden zu weit; denn die früher einmal vorhanden gewesene zu starke Betonung des Parademäßigen ist längst auf dasjenige Maß zurückgeführt worden, welches dem Parademarsch als Mittel zum Zweck zukommt. Vom ersten Rekrutentage an wird an dem ungeschickten, manchmal auch unbotmäßigen Körper des jungen Soldaten gearbeitet, um ihm Fasson zu geben, seine Glieder dienstwillig und den Mann zum Herrn seines Körpers zu machen. Energie gegen sich selbst ist das erste Ergebnis der Übungen des Parademarsches. Diese Energie aller einzelnen, die beim parademäßigen Vorbeimarsch einer Truppe das Ganze bilden, in aller Fülle unter ein Gebot zu stellen, ist das erzieherische Resultat des Parademarsches. Die Disziplin einer Truppe, die aus sicherster Beherrschung des Körpers und des Willens besteht, kann bei keiner Erzerzierung manipulation so zutage treten, wie beim Parademarsch. Ein Einwurf: Die Truppe soll auf dem Gefechtsfelde nichts wieder von dem abstreifen, was sie auf dem Erzerzierplatz erlernte. Gewiß, mit dem Parademarsch wird kein Feind ins Verderben marschiert werden, aber die eiserne Disziplin, die einer Truppe durch den Parademarsch anerzogen ist, wird ihre Früchte tragen. Der Parademarsch ist eben nicht Selbstzweck, sondern Mittel. Was nun aber die Verurteilung der Parade selbst, dieses militärischen Schauspiels, anlangt, so übersehen ihre Gegner doch eine Anzahl von Imponderabilien. Abgesehen davon, daß überhaupt nur bei Kaisermanövern die Zusammenziehung von ganzen Armeekorps vorkommt und somit die einzige Möglichkeit geboten wird, eine Korpsparade zur Vorführung zu bringen, darf man doch auch der Bevölkerung

ein gewisses Anrecht auf dieses Schauspiel nicht absprechen. Je mehr, dank der allgemeinen Wehrpflicht, unser Heer ein Volksheer im wahrsten Sinne des Wortes geworden ist, desto mehr wächst das Interesse an ihm und der Anspruch der Allgemeinheit darauf, sich auch von seinen Leistungen und seinem Zustande überzeugen zu können. In diesem in jedem Manöverjahre und in allen jeweils in Betracht kommenden Distrikten hervortretenden Wunsche der Bevölkerung liegt ein ganz unschätzbar wertvolles Moment germanischen Wesens und patriotischer Gefühlsäußerung, das unserem Volke zu erhalten und in ihm zu beleben auch fernerhin eine Nebenaufgabe der Heeresleitung sein und bleiben muß.

Alles, Parade und Manöver, Friedendsdienst und Kriegsprüfung, arbeitet ja nur auf ein Ziel hin, auf die Erhaltung des Friedens hinter dem schimmernden Wehrschirm der Armee. Nur unter seinem Schutze kann unser Kultursystem weiter aufwärts gehen. Zu der Mitarbeit der Armee hierbei gehört aber, gerade weil sie dem Frieden dienen will, die Vorbereitung auf den Kampf und auf die Schlacht, die nicht ein isolierter mechanischer Vorgang, sondern ein gewaltiger Akt menschlicher Seelentätigkeit ist, in welchem die Kultur, der Charakter und die ganze Entwicklung der beteiligten Völker eine wichtige kausale Rolle spielen.

Friedrich von Hindersin,
kaiserlicher Landgerichtsrat a. D.:

Zur Aufhebung und Änderung der Freiheitsstrafen.

Ein Vorschlag für die Gesetzgebung.

Es werden immer mehr Stimmen laut, die sich gegen die Freiheitsstrafen erklären und eine stärkere Verwendung der Vermögensstrafen empfehlen. Es ist dies tatsächlich nur ein Zurückgehen auf frühere Verhältnisse, wie denn beispielsweise das altgermanische Recht im allgemeinen nur Vermögensbußen kannte, das Wehrgeld oder „Werigeld“, — so insbesondere auch für Totschlag. Ich habe indessen nicht die Absicht, hier eine Historie der Geld- und Freiheitsstrafen zu geben, zumal ich das Gebiet nicht beherrsche. Aber ich halte es für sicher, daß gerade die historische Betrachtung ergeben würde, daß man die Freiheitsstrafen keineswegs immer als etwas Notwendiges oder gar Nützliches betrachtet hätte. Sie sind nur sehr allmählich aufgekommen und zwar der Hauptsache nach als Verlegenheitsbehelf.

Wenn sich nun in neuerer Zeit immer mehr Stimmen für bedingte Begnadie-

gung oder bedingte Verurteilung erklären, so liegt dies vor allem wohl daran, daß man die Freiheitsstrafen beschränken möchte, weil man eben immer mehr zu erkennen anfängt, daß sie mehr schaden als nützen. Ganz unbedenklich sind übrigens diese bedingten Begnadigungen und Verurteilungen nicht. Denn zunächst ist es schwer oder richtiger unmöglich, eine gleichmäßige Praxis für ihre Anwendung herbeizuführen. Und ferner wird der unbedingt Verurteilte es immer als eine Ungerechtigkeit empfinden, daß er unbedingt, ein anderer aber bedingt verurteilt wurde. Und wer will denn die Garantie übernehmen, daß nicht in Wahrheit der unbedingt Verurteilte im Einzelfall der bedingten Verurteilung — also tatsächlich meist des Straferlasses — weit würdiger war als der nur bedingt Verurteilte? Auch ist es mit dem späteren Wohlverhalten des bedingt Verurteilten zuweilen eine eigene Sache. Der Begnadigte erfüllt wohl scheinbar die vorgeschriebenen Bedingungen, aber die Nachbarn und Kenner sagen in ihrem Innern: „Er hat sich nur nicht erwischen lassen.“ —

Und trotzdem bin ich kein Gegner der bedingten Begnadigung und Verurteilung, denn das eine Gute haben sie eben doch, daß sie die Freiheitsstrafen wenigstens zum Teile beseitigen und zwar meist in den Fällen, wo diese ganz besonders unangebracht und ganz besonders schädlich sein würden. Hebt man freilich die jetzigen Freiheitsstrafen ganz auf und ersetzt sie durch Verbannung oder Vermögensbuße, so sehe ich die Notwendigkeit der bedingten Verurteilung nicht mehr ein.

Aus den letzten Worten geht schon hervor, daß ich die jetzigen Freiheitsstrafen — Zuchthaus, Gefängnis, Festung und Haft — beseitigen und durchweg durch Verbannung und Vermögensbußen ersetzen möchte, und man wird zunächst einwenden, daß das vielleicht als Gedanke „sehr schön“, im übrigen aber gänzlich unpraktisch und unmöglich ist.

Es ist aber keineswegs unmöglich, und ich bitte vonseiten des Lesers nur um ein wenig Geduld. Die Gefängnisse lassen sich eben nicht so ganz in der Kürze umreißen. Aber mein Vorschlag ist durchaus praktisch und durchaus ausführbar, und gerade der kundige Praktiker wird mir das einräumen müssen, — so sehr er ihn im übrigen auch als eine höchst unbequeme Neuerung verwerfen mag.

Räumen wir nun zunächst einige Steine aus dem Weg, über die der Laie — und vielleicht auch hier und da ein Jurist — gleich im Anfange stolpern könnte.

Und zunächst: ich habe von der Aufhebung der Freiheitsstrafen gesprochen. Die Untersuchungshaft kommt also nicht in Frage, denn sie ist keine Strafe. Die Untersuchungshaft bliebe bestehen.

Warum verhängt der Richter die Untersuchungshaft? Um die Flucht des Übeltäters — ich wähle den altmodischen, aber umfassenden Ausdruck — zu verhindern. Und dann vor allem, um zu verhüten, daß der Übeltäter die Spuren der Tat verwischt, Zeugen beeinflußt und dergleichen mehr. Und um alles das unmöglich zu machen, sehe ich allerdings kein anderes Mittel als die Haft, und ich

glaube nicht, daß die strafende Justiz dieses Mittel jemals wird entbehren können. — Ob aber die Untersuchungshaft heutzutage nicht viel zu häufig verhängt wird, — insbesondere aus übergroßer Angstlichkeit des Richters, damit der Übeltäter nur ja nicht davonläuft, — das ist eine andere Frage, die ich hier nicht erörtere.

Also, die Untersuchungshaft bliebe bestehen.

Die Frage, die sich nun zunächst erhebt, wäre wohl die: Was geschieht mit den schweren Verbrechern, Mördern, rückfälligen Dieben, Brandstiftern und dergleichen mehr? Der Hauptgrund, warum man diese Leute jetzt einsteckt, ist einfach genug: Man sieht sie als gemeingefährlich an, und darum will man sie nicht frei umherlaufen lassen, man will sie vorläufig außer Kurs setzen, — um einen populären Ausdruck zu gebrauchen. Denn ihr bisheriges Verhalten rechtfertigt die Annahme, daß ihr freies Umherlaufen auch fernerhin die Allgemeinheit gefährden würde. Die Gesamtheit der Bürger vor so gefährlichen Elementen zu schützen, das ist der Hauptgrund, aus dem man sie einsteckt, und die anderen Zwecke der Strafe — also vor allem Abschreckung und Besserung — kommen entschieden erst in zweiter Reihe. Und diese Gründe sind durchaus zutreffend und unwiderlegbar, und ich bin durchaus der gleichen Ansicht: Man darf sie vorläufig nicht frei umherlaufen lassen.

Das ist denn auch durchaus nicht meine Absicht, und der Leser wird sich erinnern, daß ich nicht nur von Vermögensbußen, sondern auch von Verbannung gesprochen habe. Man verbanne diese Leute also in eine möglichst entfernte Kolonie, wo sie für uns gänzlich unschädlich wären. Das wäre dann tatsächlich auch eine Freiheitsstrafe, wenn auch in sehr vielem anders als jetzt, und ich komme auf das Nähere später ausführlich zurück. Man vergesse auch nicht, daß mein Thema lautet: Zur Aufhebung und Änderung der Freiheitsstrafen. — Ich will übrigens schon hier bemerken, daß nicht jeder Verbrecher — also nach heutigem Sprachgebrauch jeder, der mit Zuchthaus bestraft wird — in die Kolonien müßte. Nur wer zu mindestens zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wäre, also zu zwei Jahren Verbannung, wie es nun hieße, — müßte nach meinem Dafürhalten diese Wanderung antreten. Denn nur in wirklich schweren Fällen liegt die Notwendigkeit des „Außenkurssezens“ vor. Die Verbrecher aber, die man mit minder schwerer Strafe belegte, blieben im Inland — wo und in welcher Weise, das wird sich aus dem Folgenden ergeben. — Der Prozentsatz der Verbrecher, die auf diese Weise in die Verbannung müßten, wäre übrigens äußerst gering. Ich habe keine Tabellen zur Hand, aber es ist ohne weiteres klar, daß es sich hier um eine verhältnismäßig geringe Minorität handelt. Lassen wir diese Minorität vorläufig aus dem Spiel!

*

*

*

In allen übrigen Fällen — wohl gemerkt, allen — hätte nun die Vermögensbuße an die Stelle der Freiheitsstrafen zu treten. — Aber warum bin ich in dieser

Weise gegen die Freiheitsstrafen? Denn wenn man etwas aufheben will, muß man doch seine Gründe haben. Es könnte ja sein, daß die Gefängnisse eine nicht nur notwendige, sondern sogar eine höchst nützliche Einrichtung wären. Man könnte ja aufstellen, daß die Gefangenen körperlich und geistig gebessert das Gewahrsam verließen, und daß der Staat finanziell einigen Vorteil von ihnen zöge.

Der letztere Grund ist allerdings unmöglich. Jedermann weiß, daß der Staat mit den Gefängnissen durchaus kein Geschäft macht, und daß die Herren Gefangenen dem Steuerzahler zur Last fallen. Ein kundiger Finanzmann würde hier Gelegenheit zu einer höchst glänzenden Ausführung haben; ich selber muß leider verzichten. Aber das bleibt sicher: finanziell genommen sind die Gefangenen eins der schlechtesten Geschäfte, die der Staat jemals in die Hand nahm, und es ist nicht abzusehen, wie sich das auch nur in der allerentferntesten Zukunft ändern soll.

Aber ich weiß wohl, daß der geschäftliche Standpunkt hier nicht der durchschlagende ist, — wenngleich er immerhin doch auch mit in Betracht kommt. Wie steht es denn nun mit der Besserung der Gefangenen in körperlicher und geistiger Hinsicht?

Um es kurz heraus zu sagen: Von einer Besserung kann gar nicht die Rede sein, und was die Gesundheit anlangt, so findet bei einigermaßen längerer Straf dauer eine geradezu erschreckende Verschlechterung statt: Schwindsucht und Geisteskrankheit — und anderes mehr. Ja, diese Wirkungen dürften bei jahrelanger Freiheitsentziehung geradezu die Regel sein, wenngleich sie nicht immer schon im Gefängnis zutage treten, aber das Gefängnis legte den Keim. Das „Material“ — um diesen für Menschen freilich nicht sehr passenden Ausdruck zu gebrauchen — wird also in höchst bedenklicher Weise verschlechtert, — was für den Staat doch ganz unleugbar einen Verlust bedeutet.

Und wie kann das alles auch anders kommen? Man steht ja zwischen Scylla und Charybdis. Einzelhaft? Die wirkt gesundheitlich am allerschädlichsten, und man ist jetzt wohl allgemein zu der Überzeugung gekommen, daß der „Ungebildete“ sie nicht vertragen kann. — Man kann ruhig hinzusetzen: Und der Gebildete auch nicht.

Beschäftigt man aber die Gefangenen zusammen, so gibt es auch hier Bedenken. Wird das Schweigesystem auf das strengste durchgeführt, so ist das nicht viel besser als die Einzelhaft. Und andererseits ist wieder der Verkehr zwischen den Gefangenen keineswegs unbedenklich, denn einige rändige Schafe — will sagen, verdorbene Elemente — sind immer da. Und gerade diese führen so leicht das große Wort, und da moralische Verderbtheit gerade so leicht ansteckt wie eine ansteckende Krankheit, so ist man von der Verbrecherschule nicht weit. Das ist denn auch tatsächlich recht häufig der Fall, und man darf das den Gefängnisanstalten nicht so sehr zum Vorwurfe machen. Denn völlig verhindern läßt sich der Verkehr zwischen den Gefangenen niemals. — Der Mensch ist nun eben ein

geselliges Tier, und nimmt man den Gefangenen die Geselligkeit, so wenden sie — ich möchte fast sagen, aus Notwehr — jedes Mittel und jede List dagegen an.

Es widersteht mir — vielleicht mit Unrecht —, hier ein allzu abschreckendes Bild zu entwerfen, das an einen Schauerroman erinnern könnte, aber ich fürchte, ich fürchte, das Material dazu läge mindestens im Einzelfall vor. Jedenfalls aber wäre es im höchsten Grade wünschenswert, wenn menschenfreundliche und erfahrene Ärzte — am besten solche, die dem Gefangenewesen an sich fern ständen — zunächst einmal die gesundheitlichen Verhältnisse eingehend untersuchten und sich darüber vernehmen ließen. Es ist mir leider gar nicht zweifelhaft, daß sie sich dann über die ungünstigen Einflüsse der Gefängnisse recht energisch äußern würden, und daß das Gesamtbild ein äußerst trauriges wäre, — traurig genug, um auch die Gleichgültigen aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln.

Ich bleibe also dabei: Das Menschenmaterial wird in den Gefängnissen verdorben, und das nicht nur körperlich, sondern auch geistig. Man kann den menschenfreundlichen Bestrebungen, die in dieser Richtung gemacht werden, so viel Sympathie entgegenbringen, als man will, aber Tatsachen sind nicht aus der Welt zu schaffen. Und die Tatsache ist nun einmal die, daß die Leute nicht moralisch gebessert, sondern verschlechtert herauskommen, — immer abgesehen von einigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen.

Und selbst diese Ausnahmen sind verdächtig. — Da fällt mir eine Episode aus dem Copperfield von Charles Dickens ein, ebendemselben Dickens, der beispielweise sehr lebhaft für die Aufhebung der Schuldgefangnisse eintrat. Und man fand das ganz unpraktisch und unmöglich — selbstverständlich, bis die Schuldgefangnisse schließlich doch aufgehoben wurden. Und nun war es äußerst praktisch, und man „hatte es immer gesagt“. — Selbstverständlich! —

In dem genannten Roman nun kommt der heuchlerische Vösewicht Uriah Heep vor — übrigens eine unvergessliche Gestalt — und er kommt zuletzt ins Gefängnis. Der Held des Romans besucht später dies Gefängnis, und nun wird dieser Heep vorgeführt — als Mustertyp des gebesserten Sträflings — nach Ansicht der Gefängnisbeamten, in Wahrheit aber noch um einiges verlogener und schlechter als vorher. — Und so kann es bei den scheinbar Gebesserten nur zu leicht sein. — Charles Dickens mag manchem heute etwas altmodisch vorkommen, aber ein ganz vorzüglicher Menschenkenner war er darum doch. —

Was ist also die Wirkung der Gefängnisse?

Für den Staat eine starke Einbuße an Geld, ein sehr schlechtes Geschäft. Für die Gefangenen zum allermindesten eine große Gefahr für Körper und Geist, eine Gefahr, der sehr viele erliegen. Und das ist wiederum ein Verlust für den Staat — und die Menschheit dazu. —

Ich muß — zögernd und nicht eben gerne — noch folgendes hinzufügen: Auf die Gefängnisbeamten wirkt ihr Beruf auch nicht gerade sehr günstig. Man

wußte im Mittelalter ganz gut, warum man den Henker und ähnliche Leute für unehrlich erklärte. Es ist eine böse Sache, immer mit Menschen umzugehen, die man sich gewöhnt hat, als moralisch minderwertig zu betrachten, und über die man eine ziemlich unbedingte Gewalt hat, — um ganz davon zu schweigen, daß einige Haussordnungen die Prügelstrafe vorsehn. Zum allermindesten liegt die große Gefahr vor, daß diese Beamten in „Herzenshärtigkeit“ und Roheit verfallen. Nehmen wir an, daß die meisten dieser Gefahr entgehn. Aber Menschen sind die Gefängnisbeamten ja wohl auch.

Jedenfalls aber ist es höchst bedenklich, Gefängnisbeamte über Fragen wie die hier vorliegenden als klassische Zeugen aufzurufen. Denn sie haben ein entschiedenes Interesse daran, daß die Gefängnisse weiterbestehen, und es ist nur allzu begreiflich und natürlich, daß diese Beamten gern annehmen, daß ihre Wirksamkeit nur die allersegensreichsten Folgen hat. — Aber ich wiederhole es: Ich denke gar nicht daran, diese Beamten als Personen anzugreifen, ich greife nur die Institution an.

Andererseits wäre es freilich höchst interessant, gerade diese Beamten zu hören. Denn Erfahrung haben sie ja denn doch. Und vielleicht daß gerade aus ihrer Mitte einer erstände, der das, was ich vorbringe, in noch weit eindringlicherer und beweglicherer Weise erläuterte und ans Licht zöge. Ein gewisser Mut wäre dazu freilich wohl nötig.

*

*

*

Ich will also, daß an die Stelle der Freiheitsstrafe überall die Vermögensbuße tritt. Dabei kommt natürlich fast alles auf das Wie an. Ich denke mir die Ausführung, wie folgt:

Nehmen wir an, eine beliebige Person würde jetzt zu einer Woche Gefängnis verurteilt, etwa wegen Schlägerei. Statt dessen würde er in Zukunft zu dem Verluste seines halben Einkommens während einer Woche verurteilt. Wenn er also täglich 4 Mark Einkommen hätte, so wären das 14 Mark Geldstrafe. Man könnte auch wohl auf etwas höhere Strafe erkennen, vielleicht auf 28 Mark, weil die Unannehmlichkeit, die ein Tag Gefängnis bringen würde, hier wohl höher einzuschätzen wäre als 2 Mark.

Aber woher erfährt man das Einkommen? Das ist sehr einfach. Man erfährt es durch die Steuerbehörde, die bekanntlich alles weiß. Und diese Behörde trieb dann auch die Strafe ein und zwar mit der Steuer zugleich, also im allgemeinen vierteljährlich. Geringere Strafen könnten sehr wohl auf einmal eingezogen werden, bei höheren dürfte man freilich die Zügel so straff nicht anziehn. Wäre also jemand zum Verlust des halben Einkommens während eines Jahres verurteilt, so würde man die Einziehung besser auf zwei Jahre verteilen. Sein Einkommen würde also während zwei Jahren um ein Viertel gefürzt. — Alles Weitere wären Detailfragen.

Angenehm wäre eine solche Kürzung nun unzweifelhaft nicht, aber das soll sie auch gar nicht sein. Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, daß ich irgendwie beabsichtige, der Strafe ihren abschreckenden Charakter zu nehmen. Strafen sollen abschrecken und empfindlich treffen, sonst sind sie keine Strafen. Hier aber wird der Übeltäter an seinem Portemonnaie getroffen, einer bekanntlich äußerst empfindlichen Stelle, und die vierteljährliche Zahlung mahnt ihn immer wieder in der peinlichsten Weise. Das ist auch eine Besserungsmethode und zwar eine wirksame, wenn auch durchaus nicht sentimental. Und doch wird trotz all dieser Unannehmlichkeiten der Übeltäter, wenn man ihn vor die Wahl stelle, die Geldstrafe der Freiheitsstrafe vorziehen. — Von vagabunden und ähnlichen Leuten, die allerdings das Gefängnis vorziehen würden, spreche ich später.

Es gibt nun aber sehr viel Leute, die kein Einkommen haben. Wie setzt man die Strafe für diese fest? — Auch diese Frage ist mit biblischer Einfachheit zu lösen. „Bei Personen, die kein Einkommen haben, wird als tägliches Einkommen 2 Mark angenommen.“ Die halbe Einkommensstrafe betrüge also hier für den Tag eine Mark.

Ich habe bei dem oben Gesagten immer mit einer relativen Geldstrafe gerechnet, die sich nach dem Einkommen regelt, nicht mit dem jetzt herrschenden „starren System“, wo stets auf feste Strafen, also von 1 Mark aufwärts, erkannt wird. Aber das bestehende System ist ungerecht, denn 3 Mark Geldstrafe bedeuten für den einen den Verlust eines Tagelohns und für den andern so gut wie nichts. Es ist ja gewiß richtig, daß auch bei den heutigen Verhältnissen der Richter auf die Vermögenslage des Bestraften Rücksicht nimmt, aber er kann es selbst beim besten Willen nur in höchst ungenügender Weise. Die Steuerbehörde aber weiß ohne weiteres Bescheid, und es versteht sich von selbst, daß ihre Festsetzung des Einkommens in derselben Weise für die Festsetzung der Strafe zu gelten hätte wie für die Steuer.

Man kann nun allerdings hier einwenden, daß bei diesem System ein Milliardär als Einkommensverlust eines halben Tages — vielleicht für eine ganz geringfügige Übertretung — eine ganz unmäßige Summe zu entrichten hätte. Darauf könnte man zunächst bemerken, daß sehr begüterte Leute ganz ungemein selten mit den Strafgesetzen in Konflikt kommen, und daß sie sich eben in acht zu nehmen hätten. „Habeat sibi“ und so weiter! Ich bin aber so schroff nicht und gebe zu, daß in einzelnen und seltenen Fällen — ich bitte aber dies „einzeln“ und „selten“ zu unterstreichen — in der Tat eine Härte vorliegen könnte. Indessen — Härten und Kanten hat jedes Gesetz und jede allgemeine Bestimmung. Die Vermögensbuße des halben Einkommens würde beispielsweise auch einen Arbeiter, der acht Kinder und seine Mutter zu erhalten hätte, ganz unverhältnismäßig härter drücken als einen völlig allein stehenden Ledigen, und der Richter könnte wohl nicht immer auf diese Verhältnisse volle Rücksicht nehmen. — Zur Be-

seltigung von solchen Härten ist aber der Gnadenweg da, und er ist von jeher dazu dagewesen. —

Wenn man nun auf die bezeichnete Weise vorgeinge, so würden nach meinem Dafürhalten ganz unzweifelhaft mindestens 60 Prozent der Verurteilten ihre Strafen bezahlen. Der Staat mache also ein recht erträgliches Geschäft, die Einziehung durch die Steuerbehörde wäre bequem, und die Erhebungskosten wären gering. Wären aber statt dessen nach dem früheren System die üblichen Freiheitsstrafen ausgesprochen, so würde der Staat statt jedes Gewinnes ein höchst erhebliches Minus zu buchen haben, und hier möchte ich wiederum einen Finanzmann herbeiwünschen, um dies Minus in recht augenfälliger Weise zu beleuchten. — Ich will übrigens noch das eine betonen, was sich bei der Eintreibung der Geldstrafen schon jetzt und alle Tage herausstellt. Die Strafen werden von sehr vielen Leuten bezahlt, von denen man annehmen sollte, daß sie durchaus nicht zahlen können. Aber sie wollen eben nicht „sagen“, und da wird das Geld doch aufgetrieben. — Und so würde es selbstverständlich auch hier gehn.

Aber immerhin blieben etwa 40 Prozent der Verurteilten übrig, die nicht zahlen könnten — oder nicht wollten, wie der Kenner hinzusegt. Zu den letzteren gehören insbesondere Bagabunden, Bettler und ähnliches. Was geschieht nun mit diesen 40 Prozent?

Wir müssen diesen Rest von 40 Prozent zunächst in zwei Klassen einteilen, in solche, die „übel beleumundet“ sind, und in die andern. Das Gericht hätte bei jeder Verurteilung sich darüber schlüssig zu machen, ob der Verurteilte „übel beleumundet“ ist. Es ist nach den Akten dazu sehr wohl in der Lage, und diese Erklärung dürfte nur den Gerichten zustehn, weil eben nur die Gerichte unabhängig und von allen Beeinflussungen, auch politischen, frei sind.

Die Strafvollstreckungsbehörde könnte nun — ich sage, sie könnte, sie müßte also nicht — die „Übelbeleumundeten“ nach Rechtskraft des Urteils ohne weiteres in ein Arbeitshaus stecken, wo sie ihre Geldstrafe abzuarbeiten hätten. Arbeitshäuser bestehen bekanntlich schon jetzt und sind hauptsächlich mit Landstreichern, Bettlern und Prostituierten besetzt. Diese Leute würden wohl auch in Zukunft die Arbeitshäuser der Hauptssache nach bevölkern, doch würde noch mancher andere „Übelbeleumundete“ dazukommen.

Die Verurteilten müßten natürlich Lohn für ihre Arbeiten beziehen, wobei wohl 2 Mark als Mindestlohn einzusezen wäre. Eine Mark des Tagesverdienstes ginge zunächst auf die Strafe, eine weitere Summe wäre für Wohnung und Beistung anzurechnen. Aber unzweifelhaft müßte der Tageslohn für manche Arbeiten höher berechnet werden als 2 Mk., so daß für den Sträfling ein Überschuß verbliebe, wie sich ja auch jetzt die Sträflinge zuweilen gar nicht unerhebliche Überschüsse erarbeiten. Mit diesen Überschüssen könnte sich aber nach dem neuen System der Sträfling von einem Teile der Strafe befreien, denn man darf niemals vergessen, daß er ja nur zu Geldstrafe verurteilt ist, und der Staat würde kaufmännisch

äußerst töricht handeln, wenn er nicht jede Teilzahlung mit Vergnügen annähme. Hier liegt also wiederum eine große Erleichterung der Strafe gegen früher; der Sträfling könnte sich durch Fleiß einem Teile der Strafe, richtiger einem Teile der Abbußung im Arbeitshause entziehen. Es wäre eine Prämie des Fleißes, und im Fleiße liegt Besserung.

Ich kann hier nicht näher auf die Arbeitshäuser eingehen. Sie sind wohl in manchem verbessерungsbedürftig, und vielleicht daß die Einrichtungen des Pastors von Bodelschwingh hier die allersorgsamste Beachtung verdienen. Genug, daß nur „Übelbeleumundete“ in diese Anstalten zu bringen wären, und daß auch diese sich jederzeit durch Zahlung ganz oder teilweise von dem Arbeitshause befreien könnten. —

Damit wäre für die „Übelbeleumundeten“ gesorgt! Was nun an Zahlungsunfähigen noch übrig bliebe, das könnte man höchstens auf 20 Prozent aller Verurteilten schätzen. Dieser Rest wäre nicht übel beleumundet, und es würden der Hauptssache nach Leute sein, die wegen irgend einer Dummheit bestraft wären und die nicht zahlen könnten.

Aber zunächst: Eine große Hauptssache wäre schon erreicht. Die Trennung der unverdorbenen von den verdorbenen Elementen. Das ist es ja gerade, was hente so schwer und so schmerzlich vermißt wird, und was die Gefängnisse so äußerst gefährlich macht: diese Mischung der ganz verdorbenen Elemente mit den besseren. — Ich weiß ja wohl, daß man eine solche Trennung auch heut schon versucht, aber sie ist nach heutigem System ganz und gar nicht durchzuführen, — wie ich schon andeutend bemerkte. Hier aber wäre sie durchgeführt. —

Diesen besseren Rest also von etwa 20 Prozent müßte man dazu anhalten, in staatlichen „Beschäftigungshäusern“ täglich etwa 8 Stunden zu arbeiten.

Der aufmerksame Leser wird hier leicht den Verdacht schöpfen, daß diese „Beschäftigungshäuser“ nicht viel anders sein würden als die heutigen Gefängnisse. Aber sie sollen etwas durchaus andres sein. Die Leute sollen täglich ihre 8 Stunden arbeiten, sonst nichts. Das dies in einem bestimmten Hause geschieht, ist bei jeder Fabrik und jeder Anstalt ebenso. Im übrigen aber wären sie freie Leute und könnten wohnen und essen, wo sie wollten. Es ist selbstverständlich, daß von Gefangenekleidung und dergleichen nicht die Rede sein könnte.

Die Umstände würden nun allerdings dazu führen, daß man ihnen die Möglichkeit geben müßte, im Beschäftigungshause selber zu wohnen und zu essen, weil sie es dort am billigsten haben könnten. Aber das müßte natürlich in ihrer freien Wahl stehen, und sie könnten natürlich auch in diesem Falle außerhalb der Arbeitsstunden die Anstalt verlassen. Sie würden auch dann nicht anders dastehen als Tausende von Angestellten, die gezwungen sind in der Anstalt zu wohnen.

Dieser bessere Rest nun würde wohl kaum aus sehr guten Arbeitskräften bestehn, denn die guten Arbeitskräfte haben meistens auch guten Lohn und würden ihre Strafen bezahlen können und wollen. Es würden also wohl zum einen Teil

gebrechliche Leute sein, zum anderen Teile solche, die ihre Arbeitskräfte nicht verwenden können wegen Überfüllung des Marktes und dergleichen. Sie müßten nun „angemessen“ beschäftigt werden, denn eine Vorschrift in diesem Sinne wäre notwendig, und ich gebe zu, daß die Aufgabe des Vorstehers nicht ganz leicht sein würde. Als Arbeitslohn müßte man wiederum mindestens 2 Mark täglich rechnen, — obgleich der Wert der Arbeit wohl häufig geringer wäre, — und 1 Mark hiervon würde auf die Strafe zurück behalten. Daß der Staat mit diesen Anstalten ein Geschäft machen würde, ist äußerst unwahrscheinlich, aber man bedenke erstens, daß es sich um einen geringen Prozentsatz handelt, und daß zweitens nach dem System von heute die Sache nicht anders ist. Ja, der Staat hat nach dem heutigen System viel höhere Ausgaben für diese Leute zu betätigen, weil jetzt die Kosten für das Bewachungspersonal hinzukommen, Kosten, die in den Beschäftigungshäusern so gut wie fortspielen.

Eine Arbeits- und Haushaltung müßte natürlich auch in diesen Beschäftigungshäusern vorhanden sein wie in jeder Fabrik auch. Und wer sich in grober Weise gegen diese Ordnung verginge, der könnte durch eiligen Beschluß des Amtsgerichtes des Ortes zur weiteren Verbüßung in das Arbeitshaus geliefert werden. Denn ein energisches Straf- und mehr noch Drohmittel dürfte allerdings unerlässlich sein. Ich glaube indessen nicht, daß solche Fälle irgendwie häufiger vorkommen würden. Das Arbeitshaus ist sehr gefürchtet, und das ist in diesem Falle kein Unglück.

Und schließlich möchte ich noch einmal hervorheben, daß diese Beschäftigung in der Anstalt — mit der freien Bewegung in den Freistunden — durchaus nichts Entehrendes an sich hätte. Das ist aber bei den jetzigen Gefängnisstrafen leider nur allzu sehr der Fall, und Pharisäertum und moralischer Hochmut machen sich jetzt nur allzu sehr gegen alle breit, die einmal „gesessen“ haben. Und das ist nicht nur in den höheren, das ist gerade auch in den unteren Ständen der Fall. Der Verständige wird freilich über dies Pharisäertum die Achseln zucken und den englischen Ausdruck: „cant“ vor sich hinnurmeln, aber damit ist in der Sache nichts geändert. — Fürst Bismarck sagte zwar einmal humoristisch: „Ja, wer hätte denn nicht schon einmal Gefängnis gehabt?“, und ich glaube, daß das geschah, als die Ultramontanen ihm die Freiheitsstrafen ihrer Geistlichen im Kulturmampf vorhielten. Aber diese Höhe der Anschauung ist keineswegs allgemein verbreitet.

*

*

*

Alles, was ich bisher vorgeschlagen habe, ist ausführbar, durchaus praktisch ausführbar, aber die Praktiker werden folgenden Einwand erheben: Bei diesem System werden sich sehr viel Verurteilte, — insbesondere aber die zu hohen Vermögensstrafen Verurteilten — der Strafe durch die Flucht entziehen, sie

werden „durch die Lappen“ gehen, um einen nicht ungewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen.

Zwar für die „Übelbeleumundeten“ ist gesorgt. Die sitzen im Arbeitshaus, wo für Bewachung ja das Nötige getan wird, und vorher werden sie wohl sämtlich in Untersuchungshaft gesessen haben. Hier würde die Sache nicht anders stehen als jetzt. —

Der ganze Einwurf aber wäre sehr leicht zu entkräften, wenn man an die Stelle des Wortes: „übel beleumundet“ das Wort: „fluchtverdächtig“ setzte. Dann würden eben alle Fluchtverdächtigen ins Arbeitshaus kommen.

Aber gegen diese Änderung wehre ich mich ganz entschieden. Denn für „fluchtverdächtig“ kann man so ziemlich jeden erklären und zwar mit ganz erträglichen Gründen. Dann kämen Leute ins Arbeitshaus, die ganz und gar nicht dahin gehörten, und der Teufel wäre durch Beelzebub vertrieben. — Und es würde mir auch nicht gefallen, wenn man für die nur „Fluchtverdächtigen“ wieder besonders vorsorgte, — was an sich ja ginge.

Ich würde es vielmehr ruhig hinnehmen, wenn einige Übeltäter davonliefen, mit andern Worten, wenn sie sich durch Selbstverbannung der gegen sie erkannten Strafe entzögen. Denn das ist es doch: Sie wählen die Selbstverbannung statt der Strafe.

Und nun denke man zunächst einmal an Athen und Rom, wo man sich in den meisten Fällen sogar der Todesstrafe dadurch entziehen konnte, daß man die freiwillige Verbannung wählte. Ich verlange ja nicht, daß wir ganz so vornehm denken sollen als die alten Griechen und Römer. Und ich denke auch selbst nicht ganz so vornehm, und die Verhältnisse sind ja anders. Aber einer Geldstrafe in mittlerer Höhe — also nach altem System einer Freiheitsstrafe von einigen Monaten — können wir die Selbstverbannung aus der Heimat wohl gleichsetzen. —

Bei Verurteilten, die Vermögen im Inlande haben, könnte man übrigens rechtzeitig auf dies Vermögen Beschlag legen, natürlich nur vorläufig, — damit sie es nicht versilbern und davon gehen.

Wenn aber vermögenslose Personen „durch die Lappen gingen“, so bestände eine nur allzu begründete Hoffnung auf Wiedersehen. Die Zeiten sind vorbei, wo man in Amerika jede vermögenslose Person gänzlich unbesehnen annahm. Und unsere Nachbarstaaten schließen wie alle zivilisierten Nationen vermögenslose Ausländer mit großer Schnelligkeit wieder ab, auch wenn diese Personen sich durchaus nichts Besonderes zu schulden kommen ließen. Die Abneigung gegen vermögenslose Ausländer ist eben ganz allgemein. — Man würde also einen Teil dieser Verurteilten wiedersehen.

Und nun kämen sie ohne weiteres ins Arbeitshaus. Denn wer in dieser Weise vor der Strafe davonlief, den kann man wohl als „übel beleumundet“ bezeichnen. — —

Wir müssen nun schließlich zu den Verbrechern zurückkehren, die wir ein wenig aus dem Auge verloren haben. Das waren also die Übeltäter, die nach dem neuen System mit Verbannung nicht unter zwei Jahren bestraft würden, was nach heutigem Recht einer Zuchthausstrafe von nicht unter zwei Jahren gleichkäme. Wir wollten sie in unseren Kolonien unterbringen, denn wozu haben wir am Ende unsere Kolonien?

Ein besonderer Anspruch auf gesundes Klima wäre nicht zu erheben. Unsere Kaufleute und Soldaten gehen am Ende auch in die Kolonien und nehmen die Gefahr der Gesundheitsverschlechterung auf sich, und das müßten die Herren Verbrecher eben auch tun! Sie müßten diese Gefahr als eine unangenehme, aber notwendige Nebenfolge der Strafe hinnehmen, und angenehm sollen ja Strafen überhaupt nicht sein. Es versteht sich indessen von selbst, daß man bei den Sträflingen dieselben Vorsichtsmaßregeln gegen das Klima anwendete wie bei den andern auch. Und damit genug! Es hat wirklich keinen Zweck, hier sentimental zu werden, — um so weniger, als ich ja bereits ausführte, daß unsere insländischen Gefängnisse keineswegs gesund sind.

Man denke aber nicht, daß ich nur an den Bau von größeren Zuchthäusern dächte oder an etwas, das einem Bagno auch nur entfernt ähnlich sähe. Ich denke vielmehr an eine Art Plantagenwirtschaft mit kleinen Hütten als Wohnungen und einer keineswegs großen Bewachung, — mehr Arbeitsaufseher als Gefängnisauflöser. Eine Militärabteilung könnte ja zu aller Sicherheit in der Nähe sein. Wie man aber die Sträflinge beschäftigen sollte, das wäre eine Frage der Zukunft. Daß es möglich ist, sie zu beschäftigen und zwar in gewinnbringender Weise, das halte ich für über allen Zweifel erhaben. Aber selbstverständlich müßte ein praktischer Mann da sein, der das Nötige in die Wege leitete. Und vor allem einer, der zu wollen verstände. Denn von denen, die nicht wollen und die sich bei jedem praktischen Vorschlag hinter der bequemen Ausrede verstecken: „Praktisch völlig unmöglich“, — von der Sorte hätten wir ja gerade genug.

Und was die Behandlung der Sträflinge anlangt, so verlange man zwar Arbeit von ihnen, anstrengende Arbeit, aber sonst nicht viel. Und wenn die Frauen der Gefangenen sie begleiten wollten, so sollte man das in jeder Weise begünstigen, und man wird auch für die Frauen Beschäftigung finden können. Und wenn sich die Unverheirateten drüben verheiraten, um so besser! Was bessert denn solche Menschen am leichtesten? Ein völlig verändertes Leben, Arbeit, — möglichst gesunde Arbeit in freier Luft — Familienleben und, wenn möglich, Umgang mit Besseren. Von all diesen Mitteln hat man bisher nur sehr wenige angewendet.

*

*

*

Ich bin am Ende und fürchte beinahe, ich bin zu kurz gewesen. Man hätte ja großes historisches Geschütz auffahren können — ohne allzu große Anstrengung,

und unendlich viele Gesetzesparagraphen zitieren, beinahe ohne jede Anstrengung. Aber ich wollte mich nicht nur an Gelehrte und Juristen wenden, die sich das alles ja leicht hinzudenken können, ich wollte mich an alle wenden, denn es ist eine Frage, die alle berührt, eine soziale Frage, um das Wort denn auch einmal zu brauchen, eine Frage der Menschheit — ich glaube es ohne Übertreibung sagen zu können. In Einzelfragen kann man ja vielfach anderer Ansicht sein, manche Detailsfragen sind absichtlich nicht berührt, um die Klarheit des Bildes nicht zu gefährden, es sind nur die Umrisse eines Systems, aber doch ein System. Und nun möge das Ganze für sich sprechen, und der Verständige möge es nicht darum verachten, weil ich die großen Worte vermieden habe. Auch die großen Worte wären zu haben gewesen.

Freilich: Der Widerspruch wird kaum ausbleiben. Da wird man — gleichsam auf der rechten Seite — von Gefährdung der Autorität des Staates reden, — der wohl selten weniger gefährdet war als in diesem Falle, — da wird man — gleichsam auf der linken Seite — von allzu viel Zwangarbeit und von ungünstigem Klima sprechen. — Nun, gleichviel, wenn nur . . . aber wie sagt doch Goethe:

„Ihr Vernünftigen, seid mir in die Mitte gestellt!“

Prof. Ignaz Goldziher: IV. Internationaler Kongress für Religionsgeschichte.

(9.—13. September 1912 in Leiden.)

Man darf Religionswissenschaft nicht mit Theologie verwechseln. Während das Objekt der letzteren durch eine bestimmte historische Religionsform begrenzt wird, auf die ihre Forschung gerichtet und durch deren Voraussetzungen sie selbst in ihrer freiesten Entfaltung bedingt ist, steckt erstere als ihr Problem die Religion als eine allgemeine Erscheinung des Seelenlebens der Menschheit aus, in deren Entwicklungsgang sich die historischen Konfessionen einordnen. Die Aufzeigung der Tatsachen dieses Entwicklungsganges, von dem ersten Auftauchen des religiösen Triebes bis zu seinen reifsten Bezeugungen, der Nachweis der Gedanken und Formen, in denen jene der Menschheit eigene Emotion auf den verschiedenen Stufen ihrer Entfaltung in den verschiedenen ethnischen Kreisen zum Ausdruck kommt, die Erforschung der psychischen, ethischen und sozialen Faktoren, durch welche jene Ausdrucksformen in ihren zahlreichen Varietäten hervorgerufen werden, die Ergründung der Gesetzmäßigkeit und endlich der Gesetze selbst, die in diesem weiten Gebiete des Seelenlebens walten: alles dies bildet die Aufgabe der Religionswissenschaft. Schon

IV. International. Kongress f. Religionsgeschichte J. Goldziher

diese flüchtige Übersicht über den Kreis, den diese Aufgaben umschließen, rechtfertigt die Erweiterung ihrer Benennung als vergleichende Religionswissenschaft, wie die Engländer gerne sagen: Comparative Religions.

Ohne diese Benennung zu gebrauchen, haben die großen Philosophen, in Deutschland besonders Schelling und Hegel, den Gesetzen der Religionsentwicklung in ihren fortschreitenden Erscheinungsformen nachgeforscht und sie in den Zusammenhang ihrer Systeme gesetzt. Sie arbeiteten jedoch im Verhältnis zu dem Reichtum des in Betracht kommenden Tatsachenkreises mit beschränktem Material. Die durch die indogermanische Philologie zur Verfügung gelangende Kenntnis von den Religionen der Verwandten der Griechen und Römer, die aus ihren Gräbern emportauchenden Dokumente der ägyptischen und babylonischen Vorzeit und die fortschreitende Sicherheit ihrer philologischen Deutung, ferner die immer mehr sich ausweitende Kenntnis der religiösen Gedanken und Riten der sogenannten Naturvölker (Primitiven) haben den Horizont bis dahin erweitert, daß von einer vergleichenden Religionswissenschaft ernstlich die Rede sein konnte. Marx Müller, ein Schüler Schellings, hat, durch dessen Vorlesungen über den Ursprung der Mythologie beeinflußt, im Zusammenhang mit der vergleichenden Sprachwissenschaft auf die Bedeutung einer vergleichenden Religionswissenschaft hingewiesen und dieselbe als von der Theologie verschiedene und unabhängige Wissenschaftsdisziplin in zahlreichen Werken begründet, in denen er, im Anfang vornehmlich im Anschluß an Adalbert Kühn, allerdings mit Blicken auf die außerindogermanischen Erscheinungsformen, von der vergleichenden Mythologie und der Vedenforschung ausging, um in späteren Werken, besonders in seinen Glasgower Vorlesungsreihen (1889—92) „Natural Religion“, „Physical Religion“, „Anthropological Religion“, „Theosophy, or psychological Religion“ das Problem der Religionsentstehung und Entwicklung in ethnologischem und philosophischem Sinne zu erfassen.

Man hat seither die philologische Methode M. Müllers in der Erklärung der Mythologie vielfach abgelehnt (Andrew Lang war ihr heftigster Bekämpfer), auch seine psychologische Motivierung des Ursprungs der Religion („das Innwerden des Unendlichen“, sense of infinite) hat nicht viel Zustimmung gefunden. Man spricht jetzt nicht mehr viel von den Sonnen-, Mond- und Wettermythen; an ihrer Stelle sind in den epochalen Werken Edward Tylors, Frazers und derer, die in ihren Wegen wandeln, auf diesem Gebiete die Termini Totemismus, Animismus, Pandämonismus u. a. geläufig geworden. Aber unleugbar hat Marx Müller den Anstoß dazu gegeben, daß — gleichgültig auf welchen theoretischen Grundlagen — die vergleichende Religionswissenschaft im Anschluß an die Ethnographie als selbständiger Wissenschaftskreis behandelt und anerkannt wird. Wie M. Müller, als Philologe, auch in der Religionsforschung zumeist mit den in religiösen Litteraturen verdichteten Äußerungen des religiösen Triebes arbeitete, so hat er auch für dies

J. Goldziher IV. International. Kongress f. Religionsgeschichte

Forschungsgebiet in dem bändereichen „Sacred Books of the East“, das er mit Hilfe der kompetentesten Fachmänner schuf, ein Quellenrepertorium geboten, neben dem frühere Versuche dieser Art als armselige Zwerggestalten erscheinen. Nicht minder bahnbrechend hat er auch für die äußere Anerkennung und die Nutzbarmachung der von ihm angebahnten Bestrebungen für die allgemeine Bildung gewirkt. Die vergleichende Religionswissenschaft wurde bald, namentlich in England und Amerika, ein bevorzugtes Thema zahlreicher Serien-lectures, durch die die Resultate der Religionswissenschaft und die Überzeugung von ihrer Wichtigkeit in das allgemeine Bildungsbewußtsein eingedrungen sind. Es war seine Anregung, durch die die Trustees der 1849 errichteten und im Sinne kirchlicher Theologie verwendeten Stiftung Robert Hibbert's dazu bestimmt wurden, dieselbe seit 1878 für Vorlesungen über allgemeine Religionswissenschaft zu verwenden, eine Verfügung, die die stattliche Reihe der auch im Druck erschienenen Hibbert-Lectures zunächst von Max Müller selbst (über indisches), von Le Page Renouf (über ägyptisches), von Montefiore (über israelitische Religion), von Euenen (über Weltreligion und Volksreligion), von Rhys Davids (über Buddhismus), von Renan (über die letzten Zeiten des römischen Heidentums) u. a. im Sinne wissenschaftlicher Religionsbetrachtung hervorrief. Diese Vortragsreihen erweisen ihre Tendenz auch schon in ihren Titeln: „Ursprung und Wachstum der Religion, illustriert durch die Religionen von Indien usw.“ Also die Darstellung der Einzelreligionen soll das Versuchsobjekt sein, von dessen speziellen Erscheinungen man zu den allgemeinen religionswissenschaftlichen Erkenntnissen aufsteigen solle.

Diesem Beispiel schlossen sich auch andere Vorlesungszyklen über religiöse Materien an. Ihnen verdanken wir in den Edinburger Gifford-Lectures ansehnliche Förderungen der Religionswissenschaft (ich brauche nur beispielweise Tieles in 2 Bänden erschienene grundlegenden Vorträge „Einleitung in die Religionswissenschaft“ aus den Jahren 1896 und 1898 zu nennen), in den Burnett-Lectures (Aberdeen 1888—1891) das epochemachende Werk von W. Robertson Smith „Lectures on the Religion of the Semites“, eine erste Serie (fundamentale Institutionen), deren Fortsetzung durch den frühzeitigen Tod des genialen Cambridger Professors unterbrochen worden ist.

In sehr intensiver Weise ist Amerika dem englischen Beispiel gefolgt. Jenseits des Ozeans hat durch die eifrige Bemühung des hervorragenden Assyriologen, Professor Morris Jastrow in Philadelphia, dem wir eine den Stand der modernen Wissenschaft in selbstständiger Weise zusammenfassende Monographie des assyrisch-babylonischen Religionswesens verdanken, die Religionswissenschaft einen ehrenvollen Platz in den gelehrten Bestrebungen erhalten. Innerhalb der American Oriental Society vertritt eine besondere Sektion die Forschungen über allgemeine Religionswissenschaft. Dabei ist ein Committee for Lectures on the History of Religions tätig, durch die Berufung kompe-

IV. International. Kongress f. Religionsgeschichte J. Goldziher

tenter Fachmänner aus Europa und Amerika, durch die planmäßige Veranstaltung von Vorlesungsreihen an amerikanischen Hochschulen und wissenschaftlichen Instituten, eine den Anforderungen wissenschaftlicher Betrachtungsweise entsprechende Kenntnis der religiösen Vorstellungen der verschiedenen Gruppen der Menschheit in ihrem historischen Entwicklungsverlauf den gebildeten Klassen zugänglich zu machen und dadurch aus der Vereinsamung der Studierstuben zu einem Element der allgemeinen Bildung zu erhöhen.

Mit der Anregung des allgemeinen Bildungsinteresses ging die Würdigung im höheren Unterrichtswesen, durch das jene Bestrebung erst einen Rechts-titel erhalten konnte, Hand in Hand. Auf diesem Gebiete schritt Holland mit gesunder Tatkraft voran. Das Universitätsgezetz vom Jahre 1876 stellte die theologischen Fakultäten der holländischen Universitäten in den Dienst der allgemeinen Religionswissenschaft, wodurch dieselben von der Einschränkung durch konfessionelle Interessen erlöst werden sollten. Zugleich wurde in Leiden der erste Lehrstuhl für die Religionsgeschichte errichtet und mit einem der Bahnbrecher dieser Wissenschaft, C. P. Tiele, besetzt, worauf die Vertretung dieser Wissenschaft auch an den übrigen Universitäten Hollands folgte. Nicht lange zögerte Frankreich, dem holländischen Beispiel zu folgen. 1879 konnte das Collège de France auf dem neuerrichteten Lehrstuhl den geistvollen Albert Réville begrüßen, der für das durch ihn inaugurierte Wissenschaftsgebiet die treffende Charakterisierung als théologie laïque prägte. Ihm folgte auf ganz kurze Zeit sein diesen Beruf mit Begeisterung erfassender, trefflicher Sohn Jean Réville und, nachdem dieser seinem Wirkungskreise jählings entrissen wurde, der in der katholischen Kirche Frankreichs viel umstrittene Alfred Poisy. Außer diesem Lehrstuhl des Collège de France wurde im Rahmen der École pratique des Hautes Études an der Sorbonne eine Section d'Histoire des Religions eingerichtet, an der ungefähr zwanzig Lehrkräfte das Studium der großen Fragen der Religionsgeschichte vertreten und die literarischen Dokumente des religiösen Lebens der Menschheit interpretieren. Ein bedeutendes Hilfsmittel finden diese wissenschaftlichen Bestrebungen in Frankreich an dem durch Emil Guimet auf weiten Reisen erworbenen religionsgeschichtlichen Museum, das früher in Lyon als Privatbesitz des Sammlers aufbewahrt, durch seine Münizenz in den Besitz des Staates überging, der diesem großartigen wissenschaftlichen Schatz eine würdige Stätte im Trocadéro errichtete, die zu den lehrreichsten Sehenswürdigkeiten der französischen Hauptstadt gehört. Auch dieses Museum ist durch die in demselben gehaltenen zumeist populären Vorträge eine Lehr- und Verbreitungsstätte der Resultate der Religionswissenschaft. In Deutschland hat man sich gegenüber der selbständigen Vertretung dieser Disziplin an den Universitäten lange Zeit ablehnend verhalten. Neuestens hat jedoch die allgemeine Religionsgeschichte (sie ist in ihrem Wesen und ihren Zielen von der Religionswissenschaft nicht verschieden) Lehrstätten an großen Hochschulen Deutschlands errungen.

Berlin hat Lehmann aus Kopenhagen, neuestens Leipzig als den ersten Professor des neuerrichteten Lehrstuhls Söderblom aus Upsala berufen; zugleich ein Beweis für die Tatsache, in welch hervorragender Weise der Betrieb der Religionswissenschaft an den Hochschulen der nordischen Nationen gewürdigt wird. Ist ja auch nach Leiden selbst als Nachfolger Tieles der Däne Kristen Berntsen berufen worden.

Der lebendige Fluss der neuen wissenschaftlichen Bestrebungen wird auch in Zeitschriften, die denselben dienen, konzentriert. Neben den zahlreichen ethnographischen, theologischen und Missions-Zeitschriften, die ihr Augenmerk natürlich auch auf Fragen der Religionswissenschaft richten und ihr wertvolle Materialien liefern, entstehen nun Fachzeitschriften für die neuen Ziele. Im Schatten der Pariser Lehrstühle wurde die „Revue de l'Histoire des Religions“ gegründet, die seit 1880 in je zwei Jahrestümern erscheint; in Deutschland dient seit 1898 das durch Th. Achilles begründete, durch weil. Albrecht Dietrich (Heidelberg) in die Bahnen der Usenerischen Philologenschule gelenkte Archiv für Religionswissenschaft den Aufgaben der letzteren, die es noch besonders in den im Gefolge des Archivs ausgegebenen Beiheften durch wichtige Monographien fördert.

Nun kann sich als letzte Sanktion der selbständigen Geltung der Religionswissenschaft auch der Gedanke ihr gewidmeter periodischer Kongresse einstellen. Der Kongressgedanke ist zuerst bereits 1897 aufgetaucht und seine Verwirklichung ist in einer Stockholmer Versammlung versucht worden, die jedoch der gestellten Aufgabe nur sehr mangelhaft entsprechen konnte. Erst durch die energische Initiative und Bemühung der Pariser Kreise ist er im Jahre 1900 unter dem Namen: Internationaler Kongress für Geschichte der Religionen zur Tat geworden. Daß die Idee solcher Kongresse von vornherein mit der Ausschließung wie immer gearteter positiv-theologischer Tendenz verbunden war, kommt in den für dieselben entworfenen Satzungen zum Ausdruck, wonach die Verhandlung konfessioneller Stoffe von ihnen streng fernzuhalten sei.

Man darf demnach diese wissenschaftlichen Versammlungen nicht mit einer anderen Art von Vereinigungen verwechseln, deren Anlaß nicht in objektiv wissenschaftlichen Interessen lag, sondern in dem praktischen Ziele einer Ausgleichung der durch die verschiedenen positiven Religionsbekenntnisse des ganzen Erderrundes hervorgerufenen Gegensätze. Unsere Leser hören hier nicht zu allererst von der bei Gelegenheit der Weltausstellung 1893 nach Chicago einberufenen Versammlung, deren Tendenz durch ihre Benennung als Religionsparlament gekennzeichnet ist. Ihre Verhandlungen sind in ihren mehrere Bände fassenden Proceedings vereinigt und von Professor Bonnet-Maury, der an ihr als Vertreter des liberalen Protestantismus französischer Zunge persönlich

IV. International. Kongress f. Religionsgeschichte J. Goldziher

teilnahm, in übersichtlicher Weise resumiert worden. (Le parlement des religions à Chicago, Revue de l'Histoire des Religions, XXVIII. Bd., auch in Buchform.)

168 Delegierte repräsentierten 10 historische Religionen und 15 verschiedene Rassen und verhandelten durch 16 Tage (11.—27. September) über die Stellung ihrer Bekennenisse zu den Grundfragen des religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Lebens und untersuchten die Bedingungen der Ermöglichung des von ihnen allen ersehnten Zukunftsideals einer Universalreligion. Da kamen außer den kirchlichen Autoritäten der auch im Westen vertretenen Religionsformen auch katholische Kirchenmänner aus Amerika nahmen daran Anteil) die Sprecher der asiatischen Religionen (Brahmanen, Buddhisten verschiedener Nuancen, Konfuzianer, Taoisten, Schintoisten u. a.) zu Wort, um, im Grunde, in rationalistischer Darlegung der Prinzipien ihrer Religionen als Apologeten für dieselben zu wirken. Es sollten die gemeinsamen Gesichtspunkte sämtlicher konfessionellen Varietäten herausgestellt, die Spitzen und Schärpen derselben abgeschliffen werden. Es wurde recht viel geredet, gepredigt; aber es lässt sich freilich nicht nachweisen, ob aus diesem Wetttreden irgend ein praktischer Erfolg erwuchs oder ein solcher angebahnt wurde.

Es hat allerdings nicht an optimistischen Männern gefehlt, die das Religionsparlamentswesen mit dem Chicagoer Versuch nicht als definitiv abgeschlossen betrachten, sondern dasselbe zu einer bleibenden Einrichtung gestalten wollten. Der französische Abbé Victor Charbonel fand jedoch wenig Anklang mit seinem Gedanken, im Ausstellungsjahr 1900 einen zweiten Religionskongress in Paris zusammenzutreten zu lassen. Man kann in der Revue bleue vom Jahre 1896 die Bescheide lesen, die ihm auf sein diese Absicht kundgebendes Rundschreiben zugingen. Wenige stellten dem geplanten Unternehmen ein günstiges Prognostikon. Selbst die gegen dasselbe prinzipiell kein Bedenken hegten, wie Jules Simon, de Vogüé, äußerten sich in sehr pessimistischer Weise über den zu erwartenden Erfolg. Zumal die Vertreter des hohen Klerus, denen Charbonel sein Rundschreiben zugesandt hatte, mochten ihre Hand zur Ausführung seiner Anregung nicht leihen. Sie erblickten in der Teilnahme an einer solchen Vereinigung eine prinzipielle Konzeßion an den Skeptizismus, an die Voraussetzung der relativen Gleichwertigkeit aller Religionsformen, ihrer Diskutabilität aus dem Gesichtspunkte der seligmachenden Kraft. Der Abbé musste sich schließlich selber sagen: „Der französische Episkopat ist fast einstimmig, das Projekt als bedenklich, gefährlich und überaus unbequem abzulehnen. Was will es sagen, daß die amerikanischen Bischöfe an einem Religionsparlament teilgenommen haben? Dort drüben beunruhigt man sich nicht viel um Theologie und Syllabus. Amerika ist nicht Frankreich. Amerikanisieren wir uns nicht; sondern bleiben wir untereinander und halten wir fest an unseren orthodoxen Prinzipien.“

Statt des zweiten Religionsparlamentes des Abbé Charbonel konnte im Aus-

stellungsjahr 1900 der erste „Internationale Kongress für Geschichte der Religionen“ in Paris zusammengetreten. Die als Ehrenpräsidenten dieser ersten Versammlung aussersehenden Max Müller und Tiele lagen schwer krank da-nieder und konnten sich nur durch Begrüßungsschreiben an den Präsidenten des Kongresses beteiligen, der eine durch sie ins Leben gerufene und geförderte wissenschaftliche Bewegung in einen Mittelpunkt vereinigte. „Sie sehen heute,“ — sagt M. Müller in seinem Schreiben — „daß wir nicht vergebens gearbeitet haben. Unsere Studien erregen kein Stirnrunzeln mehr, sind nicht bloß geduldet. Nein, man folgt ihnen mit Interesse und Sympathie, sie werden auch von denen geachtet, die sie früher herabgesetzt hatten.“ . . . „Allenthalben scheint man sich heute mit dem Gedanken befriedet zu haben, daß, wer nur eine Religion kennt, gar keine kennt, und daß man gar keine Religion verstehen kann, wenn man nicht ihren Ursprung und ihre Geschichte kennt. Jedoch, als solche Gedanken zu allererst ausgesprochen wurden, wurden sie als sehr gefährlich, ja sogar als lezterisch betrachtet. Wir wissen heute, daß Religion an sich nicht notwendig Tempel und Priester erfordert. Die arme samoedische Frau, die am frühen Morgen aus ihrem Zelte tritt und sich vor der Sonne verbeugend sagt: „Wenn du dich erhebst, erhebe ich mich auch von meinem Lager, und wenn du zur Ruhe gehst, tue ich dasselbe um zu schlafen“ — der alte Neger der westafrikanischen Küste, der vor seinem Fetisch betet, der ihm bei irgend einer feierlichen Gelegenheit gegeben wurde — der Nothäuter, der vor seinem Pfosten betet, auf welchem sein Totem oder die Namen seiner Ahnen gezeichnet sind — sie haben alle Religion, und Jener, der alle Gedanken versteht, ob sie nun ausgedrückt werden oder nicht, versteht auch all dieses Stammeln.“

Der Pariser Kongress, dessen Organisation den nachfolgenden Versammlungen als Muster gedient hat, durfte in jeder Beziehung als gelungen und erfolgreich beurteilt werden. Seine Sektionsgliederung, die in den Sektionen sowie in den allgemeinen Versammlungen vorgelegten Studien und Vorträge gewährten einen Blick auf das weite Gebiet, das in dieser Wissenschaft umfaßt und im Sinne bewusster Arbeitsteilung gepflegt werden müsse, auf die Probleme, die für die Zukunft zu stellen seien. Die Resultate und Anregungen, die aus diesem ersten Kongress hervorgingen, sind in zwei Bänden seiner Akten verkörpert. Wir werden mit denselben von dem ersten unbestimmten Aufkeimen des religiösen Triebes, durch seine Betätigung in den rohen Vorstellungen und Formen der Naturvölker, bis hinauf in die feinen Regionen der ethischen Religionen geführt. Philologie, Psychologie, Ethnographie und Geschichte reichen einander die Hand, um die Tatsachen einer bunten Erscheinungswelt vorerst in unbefangener Weise festzustellen, zu erklären, die geistigen Kräfte bloßzulegen, die in ihnen tätig sind, und auf die Gesetzmäßigkeit zurückzuleiten, die in diesem großen Entwicklungsverlauf vorherrscht. Es hat sich in dem lebendigen Zusammenwirken jener, die an den Forschungen über diese Frage interessiert sind, gezeigt, daß die zu erschließen-

IV. International. Kongress f. Religionsgeschichte J. Goldziher

den Wahrheiten der Religionswissenschaft nicht durch die Aufstellung nebelhafter aprioristischer Theorien, sondern durch die vergleichende Gruppierung einer Fülle von sicher festgestellten Tatsachen und den Versuch des Aufsteigens zu den ihnen innenwohnenden Prinzipien zu erlangen seien.

In demselben Geist folgte dem Pariser der in Basel (1904) versammelte zweite, und der nach Oxford einberufene dritte (1908) Internationale Kongress für Religionsgeschichte. Allenthalben wurde es mit einem ungeteilten Beifall aufgenommen, daß als der Sitz des vierten Leides erwählt wurde, die Stätte, an der so viele Bausteine für das Gebäude dieser Wissenschaft bereits zu einer Zeit gefügt wurden, als sich dieselbe zur Stellung einer unabhängigen, selbständigen Disziplin noch nicht aufgeschwungen hatte. Der Schauplatz der Wirksamkeit Tieles bot sich wie eine natürliche Sammelleiste der Vertreter jener Forschungen dar, zu deren Anerkennung er so reichlich beigetragen hatte. Dies wird im Kreise der ruhmreichen alten Hochschule durch eine pietätvolle Institution ver gegenwärtigt, durch die sogenannte Tieles-Sämer der Universitätsbibliothek. Die Witwe des großen Religionsforschers der Universität verewigte sein Andenken durch die Schenkung der reichhaltigen, alle Gebiete der Religionswissenschaft umfassenden Bücherei des Meisters an die Universitätsbibliothek, die für die Unterbringung dieser Sammlung, welche ein fast unschätzbares Hilfsmittel für das religionsgeschichtliche Studium bietet, die entsprechenden Räume in der unmittelbaren Nachbarschaft erwarb, wo sie, in der äusseren Form des Arbeitszimmers dieses berühmten Lehrers, der Stiftung als selbständigem Bestandteil der Universitätsbibliothek eine sinnvolle Stätte gründete.

Der vierte internationale Kongress für Religionsgeschichte, zu dem 9 Regierungen und an 50 Universitäten und gelehrté Gesellschaften sich durch ihre Delegierten vertreten ließen, tagte vom 9. bis 13. September in den Räumen der altehrwürdigen Universität unter dem Präsidium von Professor Chantepie de la Saussaye, der in der Organisation des Kongresses von Professor B. J. Erdmanns, als Generalsekretär, erfolgreich unterstützt war. Außer ihnen haben an demselben die Träger der besten Namen der in religionsgeschichtlichen Fächern tätigen Lehrer der Hochschule teilgenommen. Ich brauche nur den Vize-Präsidenten Snouck Hurgronje zu nennen, den Schöpfer und Führer der modernen Islamwissenschaft, dessen Gedanken die wissenschaftliche Bearbeitung dieses Gebietes der Religionswelt in neue Pfade gelenkt und die geschichtliche Betrachtung derselben angebahnt haben. Die Arbeiten des Kongresses waren neben einer den allgemeinen Fragen und den Primitiven gewidmeten Sektion nach den verschiedenen Gebieten der Religionserscheinungen gegliedert: für chinesische, japanische und indische Religionen, dann für die des klassischen Altertums, für die Religionswelt des Semitismus, für Islam, für das Religionsleben germanischer, slavischer und keltischer Völker, für Fragen der christlichen Religionsgeschichte wurden je besondere Sektionen eingesetzt — eine Gliederung,

die vom ersten Pariser Kongresse her festgestellt war. Da die einzelnen Mitglieder, in der Regel, den Vorträgen jener der zu gleicher Zeit tagenden Sektionen anwohnen, mit der sie vermöge ihrer Fachzugehörigkeit am nächsten verbunden sind, wäre es unbillig, von einem aktiven Sektionsmitgliede ein speziell eingehendes Referat über die Arbeiten der Sektionen zu erwarten, denen es nicht angehört hat. Jedoch sind die bedeutenderen Momente der Vorgänge in den Sektionen durch privaten Verkehr und durch die journalistische Berichterstattung (dabei gingen die fundigen Referate des *Nieuwe Rotterdamse Courant* allen anderen voran) zu aller Kenntnis gelangt.

Von den Vorträgen über allgemeine Stoffe der Religionswissenschaft gehörte zu diesen vor allen Dingen der einleitende Vortrag des Grafen Goblet d'Alviella (Brüssel) über Methodologie der religionswissenschaftlichen Forschung, in der er das Zusammenwirken der historischen und vergleichenden Methode als den sichersten Weg zur Feststellung der Tatsachen der Religionsentwicklung erwies. Viel Eindruck machte der fesselnde Vortrag von Dobschütz (Breslau) über die Entwicklung des Begriffes der Gottesgemeinschaft, dem die Studien Titius' (Göttingen) über die Evolution des Gottesglaubens und die feine Synthese Bertholet's (Basel) über die Bestätigung des religiösen Versöhnungsgedankens in den verschiedenen ethnographischen und historischen Schichten nicht nachstanden. — Die Kenntnis des religiösen Lebens und der religiösen Gesichtspunkte der Naturvölker (Primitiven) wurde durch die Abhandlungen K. Th. Preuss' (Berlin), der zugleich sein neues Werk über „Die Religion der Kora-Indianer“ vorlegte, über die religiösen Grundlagen der Erogamie und Panhus (Haag) über die Religion der Buschener in Niederländisch-Guinea bereichert. In dieser Sektion hörte man auch den interessanten Vortrag des Fräuleins Doren (Maryland) über die Regengötter der amerikanischen Indianer und den der Frau Wanda v. Bartels (München) „über den Kultus eines roten Gottes“. — M. W. de Visser (Leiden), Masson Durfet (Paris) und J. S. Speyer (Leiden) beschäftigten sich mit wichtigen Einzelfragen des vielverzweigten Buddhismus, namentlich in seinen chinesischen, japanischen und javanischen Erscheinungsarten. — In der griechisch-römischen Sektion hörte man die Vorträge von Bates (Philadelphia) über Ägyptische Residuen in der Religion der Griechen, von W. Weber (Groningen) über die Volksreligion im griechisch-römischen Ägypten, von Toussaint (Paris) über die heiligen Grotten im griechisch-römischen Altertum, sowie über die Organisation des Kultus der Ptolemäer auf der Insel Cypern, von Wünsch (Königsberg) über griechische Zauberpapyri, von Pettazzoni (Mailand) über die älteste Religion auf Sardinien. De Jong (Haag) beschäftigte sich mit der Anschauung vom Astralkörper in der neuplattonischen Philosophie. —

Die Verhandlungen der germanisch-keltischen Sektion leitete Symons (Groningen) mit der Erinnerung an Jakob Grimm ein, der auf germanistischem

Gebiete vor einem Jahrhunderte die wissenschaftliche Forschung über germanische Religion inaugurierte. Hier sprach van H a m e l (Middelburg) über Druiden in Irland (in negativem Sinne), M a c G u l l o c h (Bridge of Allan) über die Vorstellungen der Kelten vom zukünftigen Leben, Van d e r M e u l e n (Leiden) über die Anschauungen der Litauer über Belen (Geister der Toten) und ihr Wirken, R. M e y e r (Berlin) über theophore und theriophore Namen bei den alten Germanen. — Sehr ergiebig und reich an Anregungen waren die Studien, die in der allgemein semitischen und in der islamischen Sektion vorgelegt wurden. In jener hörten wir die Nachweise M. Fa s t r o w 's (Philadelphia) über den Zusammenhang von babylonischer, chinesischer und etruskischer Divination; von C. B e z o l d (Heidelberg), von dem in den letzten Jahren die Sitzungsberichte der jungen Heidelberger Akademie wichtige Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Astrologie brachten, im Anschluß an dieselben eine Studie über das Pantheon der astrologischen Keilinschriften als methodisches Mittel zur Feststellung ihres Alters; von S. A. C o o k (Cambridge) über die Bedeutung der alten orientalischen Religionen für die Religionswissenschaft; von S. F r i e s (Stockholm), mit Berücksichtigung der jüngst entdeckten Elephantine-Papyri und der von S. Schechter herausgegebenen, angeblich sadduzäischen Sektenschrift, über Jahvetaempel außerhalb Palästinas; von R. D u f f a u d (Paris) über ein dem syrischen Kultus zugehöriges Denkmal aus der persischen Epoche im Museum zu Konstantinopel; von D. N i e l s e n (Kopenhagen) über gemeinsemitische Götter; von F o a k e s J a c k s o n (Orford) über die Bedeutung des nördlichen Reiches für die Religionsentwicklung in Israel; von S. L a n g d o n (Orford) über die assyrische Göttin Belit Seri, Schwester des Gottes Thammuz. — Am besten ist der Verfasser dieses Artikels über die Arbeiten der Islam-Sektion orientiert, die uns einige tiefgreifende wissenschaftliche Beiträge brachte. Die besten Kenner des islamischen Mystizismus, R. A. M i c h a l s o n (Cambridge) und L. M a s s i g n o n (Paris) teilten uns in anregender Form die Resultate ihrer neuesten Forschungen über dies Studiengebiet mit; M. H o r t e n (Vonn) stellte unter neuen Gesichtspunkten die Entwicklung der Religionsanschauungen im Islam im Zusammenhang mit dem Eindringen der philosophischen Gedanken dar; M. H a r t m a n n (Berlin) lieferte eine geist- und gedankenreiche Studie über den Islam in China, namentlich seine Beeinflussung durch konfutseanische Elemente und die in demselben hervortretende Sektenspaltung. C. L i t t m a n n (Straßburg) wies an der Legende des ägyptischen Heiligen Ahmed al-Bedawi, aus deren volkstümlicher Fassung er interessante Proben gab, das Fortwirken altägyptischer und koptischer Anschauungen nach; endlich bot C. H. B e c k e r (Hamburg) im Anschluß an seine bisherigen Arbeiten über christliche Einflüsse auf die Ausbildung des islamischen Dogmen- und Ritenwesens, eine für diese Studien hochwichtige Untersuchung „Zur Geschichte des islamischen Kultus“, in welcher er die ältesten Elemente der muhammedanischen Liturgie und ihre Gliederung auf christliche Quellen zurück-

führte. — Mangels einer besonderen afrikanischen Sektion wurden die aus diesem Gebiete angemeldeten spärlichen Vorträge in die beiden letzteren Sektionen eingereiht: namentlich E. M a h l e r s (Budapest) Mitteilung über das Fischsymbol, mit Anknüpfung an eine Thutmesstele des ungarischen Nationalmuseums; M o - r e t ' s (Paris) Abhandlung über den Zusammenhang der altägyptischen Ra-Vorstellungen mit totemistischen Anschauungen; T u r a j e f ' s (St. Petersburg) Bericht über das 6000 Stück umfassende neugegründete ägyptische Museum in Moskau. — Lebhafte Diskussion schloß sich an die Vorträge an, die in der Sektion für christliche Religionsgeschichte gehalten wurden. Hier fand auch der Vortrag v. D o b s c h ü ß', den wir unter den allgemeinen Studien erwähnten, seine Stelle. Viel wurde über den in neuerer Zeit durch Dietrich, Wendland, Reichenstein, Bousset betonten Zusammenhang des Christentums (namentlich in Paulus und Johannes) mit griechischem und kleinasiatischem Mysterienwesen abgehandelt. Wie v. Dobschütz so tritt auch E l e m e n (Vonn) in seinem Vortrage solchen Konstruktionen entgegen; — B. W. B a c o n (New-Haven) unterzog die Baur'sche Konstruktion der schroffen Antithese des Petrinischen und Paulinischen Christentums und ihre Anwendung auf die Beurteilung der Authentie der paulinischen Briefe einer neuerlichen Kritik; mit Petrus beschäftigten sich noch zwei weitere Vorträge: der R. L i n c e ' s (Jena), der die zwiefältige Charakteristik des Apostels in den Evangelien voneinander scheidet, und der G. Krüger's (Gießen), der die Ursprünglichkeit der vielfach als tendenziösen Einschub betrachteten Stelle Math. 16, 17—19 auf dem Wege der Eregese verteidigt. — Eine Rettung versuchte auch J. C. B u r k i t t (Cambridge) für die bekannte Beziehung des Josephus Flavius auf das Auftreten Jesu'; traf jedoch auf vielseitigen Widerspruch. C. W. E m m e t (Oxford) behandelte das Verhältnis der Eschatologie zur Ethik der Evangelien. — In spätere Zeit führte J. Conybeare (Oxford) mit seiner Abhandlung über die in den Ignatius-Briefen bekämpften Ketzerien, während wir mit P. Alphandéry (Paris) ins Mittelalter geleitet wurden; er hielt zwei Vorträge: über den Messianismus im lateinischen Mittelalter und über die Wichtigkeit des Studiums der mittelalterlichen Literatur für die Kenntnis des ältesten Christentums.

Es geht natürlich bei ähnlichen Gelegenheiten, mangels einer Präventivzensur, selten ohne das eine und andere Kuriosum. Dafür sorgte besonders Abbé Fourrière (Moislains), der für seine D a n i t i s c h e Hypothese in ihren verschiedenen Anwendungen Anhänger werben möchte. Die Bewohner der nordpalästinischen Stadt Dan sollen nach des Propheten Elias Auftreten gegen die Priester des Baal teilweise nach Griechenland ausgewandert sein und ihren Kultus dort eingebürgert haben. Daher stamme der Kultus des Apollon Patroos, des Erdgottes, dessen Name aus Baal verderbt sei. Damit hänge manches anderes zusammen. Ein dreiköpfiges Ungeheuer, welches Zeus bekämpft (dabei bezieht sich Fourrière auf ein Relief der Akropolis), sei ein Reflex des Gottes der Stadt

IV. International. Kongress f. Religionsgeschichte J. Goldziher

Dan mit ihren drei Brunnen usw. Auch in Polynesien findet der Abbé seine durchgebrannten Daniter. — Nicht viel ernster war zu nehmen, was Witton Davies (Bangor) über wälische Sprachvergleichung vorbrachte; er findet Beziehungen zum Hebräischen. — Monsieur (Brüssel) ist davon überzeugt, daß die Priester- und Opferinstitution der Inder aus Babylonien entlehnt ist.

Es wurde allgemein bedauert, daß neben den Sitzungen der Sektionen, außer den formellen Versammlungen, wie Eröffnungs- und Schlußsitzung, nur eine wissenschaftliche Plenarversammlung abgehalten werden konnte. Diese war einem mit Lichtbildern illustrierten Vortrag Guimet's, des Gründers des berühmten religionsgeschichtlichen Museums in Paris, gewidmet; ihr Gegenstand bewegte sich auf dem Gebiete eines anziehenden Kapitels der Religionsgeschichte, der vergleichenden Symbolkunde. Guimet zeigte einer großen Zuhörerschaft durch Vorführung charakteristischer Objekte, wie einzelne Symbole — er besprach vorwiegend die symbolistischen Darstellungen des Begriffes der Unendlichkeit und Unsterblichkeit — aus dem Kreise der ägyptischen religiösen Kunst zu Griechen und Römern wanderten, um dann in späterer Zeit, in mannigfachen Varietäten, zu unverstandenen dekorativen Elementen zu werden, deren ursprüngliche Bedeutung und religiöse Beziehung dem Kunstbewußtsein vollends entchwunden ist.

Unser in obigem versuchter flüchtiger Überblick über die einzelnen Punkte des weiten Gebietes, in dem die Teilnehmer des „vierten internationalen Kongresses für Religionsgeschichte“ sich bewegten, kann natürlich nicht alle jene Studien umfassen, die im Raume dieser fruchtbaren Woche Gegenstand der Vorträge und Diskussion gebildet haben, und der Berichterstatter möchte sich hier gegen die Zumutung verwahren, daß das Fehlen eines und des anderen Vortrages in der vorangehenden allzu trockenen Aufzählung etwas anderes als mangelhafte Information, etwa ein herabsetzendes Werturteil bedeute, zu dem er sich, wenn überhaupt, nur auf beschränktem Fachgebiet für zuständig halten könnte. Die Bedeutung, die der immer mehr zur Geltung kommenden Anerkennung der vergleichenden Religionsgeschichte, als eines unabhängigen autonomen Zweiges der Geisteswissenschaften, innerhalb der geistigen Bewegungen unserer Zeit zukommt, kann es rechtfertigen, daß die Tätigkeit einer der Förderung dieser Wissenschaft gewidmeten internationalen Vereinigung in dieser auf die mannigfachen Faktoren unseres Kulturliebens achtenden Zeitschrift nicht übersehen, vielmehr in eingehender Weise berücksichtigt wird.

Erinnerungen an Wilhelm Goldbaum

von einem Unbekannten.

Die Nachricht von dem Tode Wilhelm Goldbaums in seinem 70. Lebensjahr hat auf mich den Achtundsechzigjährigen einen tiefen Eindruck gemacht. Ich hatte den Verstorbenen nie gekannt, nie gesehen, es war mir selbst die Physiognomie des Schöpfers der „Literarischen Physiognomien“ auch im Bilde fremd geblieben; ja ich wußte nicht einmal, daß er als Mitglied der Redaktion der „Neue Freie Presse“ gewirkt — trugen doch seine Artikel selten seinen Namen —. Doch sein erstes bei Prochaska in Teschen 1883 erschienenes Buch „Literarische Physiognomien“ bildete seit nahezu 30 Jahren eine Lieblingslektüre, wonach ich gerne griff, wenn schlaflose Nächte mich quälten. Dieses Buch sowie das fast gleichzeitig erschienene Werk Nordaus „Conventionelle Lügen des 19. Jahrhunderts“ bildeten seit Jahren die einzigen Repräsentanten der modernen Belletristik in meiner Bibliothek. Insbesondere war es die Arbeit Goldbaums, die ich gerne las und wieder las, da sie durch ihre klaren Gedanken und ihre fein zisselierte, echt dichterische Sprachform mich immer von neuem fesselte. Schon das erste Blatt, das die schlichte Widmung trägt, „Meiner lieben Frau Hermine, der treuen Kameradin, zugeeignet“, wirkte ganz eigentümlich anheimelnd auf mich. Solche Widmungen entspringen zumeist aus ganz verschiedenen eigenartigen Motiven und Regungen des menschlichen Herzens. Sind sie an große Herren und hervorragende Kapazitäten, an Mäcenaten, an Vertreter der Kunst und Wissenschaften adressiert, dann entspringen sie oftmals dem Dankgefühl für geleistete Hebammdienste bei der Geburt solcher Geistes-Kinder oder sie werden gerne auch als Aushängeschilder für die Erstlingsfrüchte junger Autoren gebraucht, womit diese einen Leserkreis zu gewinnen oder zu erweitern streben. Widmungen an die Manen heimgegangener Meister oder guter Freunde, geliebter Eltern und teurerer Gattinnen sind auch nichts Seltenes; denn sie sind dem Andenken Verstorbener gewidmet, die also gewissermaßen wie Grabsteine die Erinnerung an den Verblichenen noch für kommende Geschlechter wach erhalten sollen. Aber eine Widmung an eine noch lebende Gattin gehört gewiß zu den Seltenheiten; sie wirkt immer eigentümlich, sie hat aber immer einen idealen Hintergrund, sie verrät nicht nur innige Liebe, sondern gegenseitige Verständigung, harmonisches Zusammenwirken in Liebe und ehelicher Eintracht, volle Seelenübereinstimmung im Denken und Fühlen. Manche moderne Gattin, bei aller sonstigen ehelichen Treue, hat für das Seelenleben ihres Gatten kein Verständnis und wendet sich in ihrem grossmündigen Egoismus von seinen Geisteskindern höhnisch ab, da sie ihr — wie sie meint — das Brot vom Munde weg-

Erinnerungen an Wilhelm Goldbaum

fressen. Die blinkende Feder auf dem Hute erscheint ihr oft als wertvollerer Schmuck wie die Feder und die reiche Geistesfrucht ihres Gatten. Eben deshalb mutet die „Zueignung an die treue Kameradin“, die ihm seine Hermine bis zum letzten Atemzuge gehalten war, jeden zartfühlenden Leser gewiß nur anheimelnd an.

Gehen wir nun auf das Buch selbst über, so weht uns schon in der Vorhalle, in der Einleitung, ein erwärmender Hauch, ein hell leuchtender Geist entgegen, der uns über die Entstehungsgeschichte seiner Arbeit, ihre Ziele und ihren Umfang, sowie über den ihr gewidmeten Namen volle Aufklärung bringt.

Es seien hier nur einige Sätze der Einleitung hervorgehoben: „Noch vor 30 Jahren meinte man einer gesuchten Wendung sich zu bedienen, wenn man von „Dichtergestalten“ oder „Dichternaturen“ sprach; heute ist es etwas Alltägliches und bald wird es auch etwas Verbrauchtes sein, „Dichterköpfe“, „Dichterprofile“, „Dichterbüsten“ dem verehrten Publikum zu präsentieren.“ — „In diesen Tagen, da die Naturwissenschaft mit dem Mikroskop Infusorien und Bakterien ausspürt und die Geschichtsforschung in verstaubten Archiven mit der Lupe über verschollenen Dokumenten brütet, ist die Vertiefung in das Einzelne, die Beschäftigung mit dem Detail, der Rückzug auf die Monographie, der Ruhm der Spezialität die Lösung und fast will der alte Hesiod wieder zu Ehren kommen, der schon vor drittthalbtausend Jahren gesagt hat, der Teil sei mehr als das Ganze.“ — „Nicht viel anders und doch wieder durchaus verschieden ist es, von Dichterphysiognomien zu sprechen. Die Physiognomie ist mehr als das Profil, mehr als Kopf und Büste, sie ist nicht erstarrte Form, nicht Linie, Strich und Windung, sie ist der Ausdruck des geistigen Lebens, wechselnd und doch bestimmt, trügerisch und doch in allen Fällen lehrreich, sie ist die Zusammenfassung des Einzelnen zum Ganzen, das Fenster, durch das man in die Seele blickt. Mehr als in dem Stil, von dem Buffon gesagt hat, er sei der Mensch, spiegelt sich in der Physiognomie, was auf dem Grunde lebt und lauert, sinnt und weht; ja die Physiognomie in weiterem Sinne ist so zu sagen der Stil des Kunstwerkes, Mensch genannt; denn nicht bloß das Mienenspiel, die Sprache der Augen und der Muskeln, sie umfaßt auch den ganzen Habitus, den Klang des Organs, den Gang des Gestus, sie ist Ruhe und Bewegung, Geschichte und Gegenwart, Leib und Seele zugleich.“

Ebenso lieblich und wahrheitsgetreu ist seine Schilderung bezüglich der damaligen literarischen Verhältnisse Wiens, wo bereits der christlich-soziale Geist seine Schatten vorausgeworfen und der Schopenhauerische Pessimismus sich schon vieler Gemüter bemächtigt hatte, er selbst aber wie ein echt poetischer Genius, den Philosophen und den Dichter in sich vereinigend, aus dieser trübseligen Stimmung sich in das dichterische Gemüt Friedrich Bodenstedts und seine Mirza Schaffy-Lieder hinüber flüchtete und von letzterem folgende an die Schopenhauerianer gerichteten satirischen Verse zitiert, die wir hier unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Erinnerungen an Wilhelm Goldbaum

„Als du noch standest auf einsamer Höhe,
Ward die Berühmtheit dir schwer gemacht;
Jetzt wirst du durch philosophische Flöhe,
Die von dir gezehrt, populär gemacht.

Sie springen scharenweise in die Erscheinung
Mit deinem Willens- und Vorstellungswort,
Und bei der Lehre der Verneinung
Des Lebens leben sie munter fort.“

Von Friedrich Bodenstedt sagt er: „Das war eine literarische Physisognomie, die nicht vergeht, ein Poet, der Perlen herumstreut, wie ein indischer Nabob, eitel auf sein Können, aber harm- und arglos, der Freude am Dasein hingegessen, die mehr ist als alle Philosophie, weil sie das Leben erschöpft, ohne es zu verkleinern.“

Ich will nun auch noch die von ihm gegebene Zeichnung des „Bekehrten“ Oscar von Redwitz wiedergeben, die so auf unsere Zeit paßt, in der wir der Bekehrten so viele finden. „Fromm und der Kirche ergeben daß er auf seinem Gute in Franken. Es war die Zeit der Reaktion, wo man Konkordate schloß mit Rom und die Mächtigen der Erde enger zusammenrückten, Kette und Säbel zu traurlichem Verein.“

Zwischen Graf Friedrich Thun, dem ersten Abgesandten am Bundestage in Frankfurt, und dessen Bruder, dem österreichischen Unterrichtsminister Graf Leo Thun, war es abgemacht, Oscar von Redwitz, der Referendar a. D., sollte als Professor der Literaturgeschichte an die Wiener Universität kommen. Er sollte das Licht werden, das man anzünden wollte, damit es mit seinem farbigen Glänzen verschönne, was die breiten Schaufelhüte der Jesuiten unheimlich verdunkelten.

Er sollte . . . Aber wird man im Handumdrehen ein Professor, nur weil es ein Minister also beschließt? Etwa wie in Russland ein Rekrut, der niemals ein musikalisches Instrument mit Augen gesehen, Trompeter, Tambour, Hoboist wird, wenn es der Kapitän kommandiert?

Oscar von Redwitz kam nach Wien und las über antike Klassiker mit unterlegter fremder Übersetzung, wie damals böse Männer spotteten. Das dauerte ein Semester, es war eine kurze Herrlichkeit. Dann hielten sich die Studenten von seinem Colleg fern, denn der 27jährige Professor zeigte klaffende Lücken in seinem Wissen, und ihm selber graute es davor, seinen Namen als ein Banner flattern zu sehen über allen Pforten, hinter welchen die Jesuiten ihre feinen Neige woben. Er ging davon und ward ein anderer. Nicht leichten Herzens, denn es war ihm ernst gewesen um Kirchlichkeit und frommen katholischen Sinn; schwer ringend arbeitete er sich empor. Jetzt ist er ein deutsch-nationaler Poet im besten Sinne; die Gewalt über die Sprache ist ihm geblieben. Wie heißt es doch am Schlusse der Amaranth?

Erinnerungen an Wilhelm Goldbaum

Und nun steh' auf! Mit dir sei Gott!
Er wird es gnädig mit dir fügen.
Geh' freudig mitten durch den Spott!
Als Wahrheit wandle durch die Lügen!

Als Wahrheit . . . Der Dichter geht ihr nach, und wenn er sie nicht findet, so findet er zum wenigsten die Schönheit, ihre Schwester."

Von dem „Bekehrten“ Oscar von Redwitz sich abwendend, wandte sich unser Physiognomiker noch in der Einleitung der Zeichnung des Novellisten Friedrich Spielhagen zu, von dem er sagt:

„Wie anders, um wie viel mächtiger steht in meiner Erinnerung die Gestalt eines anderen deutschen Erzählers, Friedrich Spielhagens. Ich meinte einen Zauberer zu sehen; er erhebt, lebhaft sprechend, die Hand; ich folge unwillkürlich der Bewegung; er tut einen Schritt zurück, meine Blicke gehen mit . . . da . . . dort . . . in der Ecke, aus dem Fußboden, hinter dem breiten Bücherkasten . . . springt eine „problematische Natur“, ein Oswald Stein, eine Melitta, ein Leo Gutmann, lebhaftig empor? Und der wahnwitzige Professor Berger, die schöne Eve, der lustige Bösewicht Timm . . . sie tanzen umher, eine ganze Welt von Gestalten, mitten unter ihnen der Poet, ihnen gebietend wie der Herr, der sich seinen eigenen Erdkreis geschaffen. Als das Menschengeschlecht aus dem Paradies getrieben wurde und das Wort des Herrn ihm nachklang: „Ihr werdet sein wie Gott, wissend das Gute und das Böse“, da geschah es, daß der Mensch zum Poeten ward.

Denn das Gute und das Böse zu wissen, zu erkennen, zu gestalten, das ist das Erbe des Dichters, und er wird desselben warten, so lange es Menschen und mit ihnen, an ihnen, durch sie Gutes und Böses auf der Welt gibt.“

Das sind die Zeichnungen, die Goldbaum in der Einleitung, also bloß im Vorgarten von Friedrich Bodenstedt, Oscar von Redwitz und Friedrich Spielhagen, dem gefeierten Dreigestirn am deutschen literarischen Himmel jener Tage nur flüchtig entwirft, um dann, wie im Garten lustwandlend, im Buche selbst die interessanten Physiognomien der deutschen Literaten jener Tage, die ihm — wie er sagt — persönlich kennen zu lernen vom Geschick gegönnt war, wie von Franz Dingelstedt, Berthold Auerbach, Karl Guzikow, Wilhelmine von Hillern und die Ghetto-Poeten mit feinem kritischen Stifte, aber mit lieblichem Kolorite, wie es eben nur eine echt dichterische Natur vermag, wahrheitsgetreu zu zeichnen.

Dr. M. Epstein, Brünn.

Roald Amundsen: Auf der Eisplatte*).

Am 14. Januar — einen Tag früher als berechnet — waren wir also bis zu der großen geheimnisvollen Naturerscheinung, der Eisplatte vorgedrungen. Eine der schwierigsten Aufgaben unserer Reise war dadurch gelöst, nämlich unsere Zugtiere frisch und gesund aufs Arbeitsfeld zu bringen. In Christiansund hatten wir 97 Hunde an Bord genommen; jetzt hatte sich ihre Zahl auf 116 vermehrt, und annähernd alle konnten zu dem endgültigen Marsch nach Süden verwendet werden.

Die nächste Aufgabe war nun, auf der Eisplatte einen günstigen Platz für unsere Ansiedelung zu finden. Mein Gedanke war, alles — die Ausrüstung und die Lebensmittel — so weit auf der Eisplatte landeinwärts zu schaffen, daß wir nicht zu beforschen brauchten, in den stillen Ozean hinausgetrieben zu werden, falls einem Stück der Eisplatte einfiele, aufzugehen oder sich plötzlich loszulösen. Einen Abstand von etwa 18 Kilometern hatte ich als hinreichende Entfernung von dem Rand der Eisplatte angenommen. Aber schon der erste Eindruck, den ich von den dortigen Verhältnissen erhielt, überzeugte mich, daß wir uns diese lange mühselige Beförderung ersparen könnten. An ihrem äußeren Rand zeigte die Eisplatte eine ebene, gleichmäßige Oberfläche; aber hier im Innern der Bucht waren die Verhältnisse ganz anders. Schon von dem Fram aus konnten wir überall große Strecken von ganz zerrissenem Gelände wahrnehmen. Mächtige von Tälern durchschnittene Höhenzüge erstreckten sich nach allen Richtungen hin. Der höchste Berg erhob sich am südlichen Horizont in Form eines ansehnlichen gewölbten Hügelkamms, den wir auf ungefähr 160 Meter schätzten. Aber wahrscheinlich stieg dieser Kamm in der unsichtbaren Ferne noch beträchtlich in die Höhe.

Unsere ursprüngliche Annahme, daß diese Bucht durch festes Land unter der Eisplatte gebildet worden sei, schien sich sofort zu bestätigen. Das Verteilen unseres Schiffes an dem festen Meereis, das sich ungefähr 2 Kilometer einwärts von der Kante der Eisplatte herein erstreckte, nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Alles war schon seit langem vorbereitet. Vjaaland hatte unsere Schneeschuhe vollständig hergerichtet, und jeder von uns hatte sein eigenes Paar anprobiert und zum Gebrauch bei der Hand. Die großen hohen Pelzstiefel waren längst einmal ums andere, bald mit einem, bald mit zwei Paar Strümpfen anprobiert worden. Natürlich passten sie ganz und gar nicht. Ich glaube, einen Schuhmacher, der ordentlich geräumiges Schuhwerk machen kann, gibt es überhaupt nicht. Na ja, mit zwei Paar Strümpfen konnten wir es in der Nähe des Schiffes doch wohl aushalten. Für weitere Fahrten hatten wir, wie ich schon früher berichtet habe, Segeltuchstiefel.

*) Der Beitrag „Amundsen“ wurde uns vom Verlage F. F. Lehmann in München zum Vorabdruck freundlichst zur Verfügung gestellt.

Von der übrigen Ausrüstung zu dieser Fahrt könnte ich nur noch die Gletscherseile nennen. Auch diese, ungefähr 30 Meter lang und aus ganz dünnem seidenweichem, zur Verwendung in der Kälte besonders geeignetem Tauwerk hergestellt, lagen seit längerer Zeit gebrauchsfertig da.

Nach einer eiligen Mahlzeit machten wir uns zu viert auf den Weg. Dieser erste Ausflug stimmte uns ganz feierlich, hing doch so viel von ihm ab. Das Wetter war ausgezeichnet, stille Luft mit strahlendem Sonnenschein, wir hätten es uns nicht besser wünschen können. Am Himmel zeigten sich nur einzelne zarte Federwolken, sonst überall reines, wunderschönes, helles Blau. Die Luft war von Wärme erfüllt, die wir selbst auf diesem ungeheuren Eisfeld tüchtig spürten. Auf dem festen Eis landeinwärts lagen überall, so weit das Auge reichte, Seehunde, wahre große fette Fleischfelsen. Da war auf Jahre hinaus Fleisch genug für uns und die Hunde.

Die Bodenbeschaffenheit erwies sich als wahrhaft ideal. Unsere Schneeschuhe glitten leicht und angenehm durch den neugefallenen Schnee. Aber nach der langen fünfmonatlichen Seereise war jetzt keiner von uns eigentlich „eingelaufen“, und so kamen wir nicht gerade rasch vorwärts. Nach einem halbstündigen Marsch waren wir schon beim ersten wichtigen Punkt angelangt: an der Stelle, wo das Meereis mit der Eisplatte zusammenhängt. Mit dieser Stelle hatten wir uns immer im Geiste beschäftigt. Wie würde sie beschaffen sein? Ein hoher senkrechter Eisrand, über den wir im Schweiß unseres Angesichts unsere Sachen an Stricken hinaufschaffen müßten? Oder eine große gefährliche Spalte, die wir nur auf langen Umgewegen überwinden könnten? Diese Annahmen lagen ganz nahe; heftigen Widerstand unter der einen oder andern Form würde uns dieses gewaltige furchtbare Ungeheuer doch sicher bieten!

Die geheimnisvolle Eisplatte! Alle Berichte ohne Ausnahme, von den Tagen des seligen Vater Ross an bis in die allerletzte Zeit, hatten diese merkwürdige Naturerscheinung mit ängstlicher Ehrfurcht behandelt. Es war, als müßte man zwischen den Zeilen immerfort denselben Satz lesen: „Vst! Still, still! — die geheimnisvolle Eisplatte!“

Eins, zwei, drei, ein winzig kleiner Sprung — und die Eisplatte war bestiegen!

Wir sahen einander an und lächelten. Wahrscheinlich hatten wir alle ein und denselben Gedanken. Das Ungeheuer begann schon etwas von seinem geheimnisvollen Dunkel, das Furchtbare etwas von seinem Grauen zu verlieren. Das Unbegreifliche war ganz verständlich geworden.

Ohne einen Schwertstreich hatten wir Einzug in unser Reich gehalten. Die Eisplatte war an dieser Stelle ungefähr 6 Meter hoch und der Übergang zwischen ihr und dem Meereis so vollständig mit Treibschnee ausgefüllt, daß die Steigung nur ganz gering war. Mein, diese Stelle leistete uns sicher keinen Widerstand.

Bis dahin waren wir ohne Gletscherseil vorgedrungen, denn das Meereis bot keine verborgenen Schwierigkeiten. Eine andere Frage war, wie sich das Vordringen auf der Eisplatte gestalten würde. Und da wir alle überzeugt waren, daß es besser sei, uns anzuseilen, ehe wir in die Spalte fielen, geschah dies von den beiden ersten, die auf der Platte vorrückten.

Wir marschierten in östlicher Richtung durch ein kleines Tal, das von dem Nelson-Berg auf der einen und dem Rönniken-Berg auf der andern Seite gebildet wurde. Der geehrte Leser darf sich aber durch die helltönenden Namen nicht in Erstaunen setzen lassen und ja nicht meinen, wir seien da zwischen gewaltigen Gebirgen dahingewandert. Der Nelson- und der Rönniken-Berg waren nichts anderes als zwei alte Eislager, die sich in jenen Tagen gebildet hatten, wo sich die gewaltige Eismasse ohne Hindernisse und Widerstand mit furchtbarer Gewalt dahergewälzt hatte. An dieser Stelle war sie schließlich auf einen Widerstand gestoßen, der sie zerspalten und zerplittet und ihrem weiteren Vordringen einen Riegel vorgeschoben hatte. Es muß ein fürchterlicher Zusammenstoß gewesen sein, ein wahrer Weltuntergang. Aber nun war das vorüber. Friede — eine ganz außerordentlich friedvolle Stimmung — ruhte über dem Ganzen. Nelson und Rönniken waren nur noch zwei zur Ruhe gesetzte ausgediente Wehrmänner. Als Eislagen betrachtet waren sie gewaltig, und ihre höchsten Kämme ragten über 30 Meter empor. Das Gelände rings um den Nelson war in der Talsenkung ganz ausgefüllt, während sich am Rönniken noch eine tiefe Ader — eine Spalte oder ein Hohlweg — zeigte. Es war schwer zu beurteilen, wie tief sie sein möchte, oder ob der Rönniken nicht eine unsichtbare Verbindung quer über das Tal mit dem Nelson hatte. Dies war aber nicht der Fall; bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß diese tiefe Kluft einen festen ausgefüllten Boden hatte. Zwischen den Eislagern war ganz flacher Grund, der einen ausgezeichneten Platz für das Hundelager ergab.

Ich hatte mit Kapitän Nilsen eine Art Programm ausgearbeitet, wonach die Hunde so rasch wie möglich auf die Eisplatte geschafft und da von zwei Mann beaufsichtigt werden sollten. Den Platz hier wählten wir nun zum Hundelager. Die beiden Berge erzählten die Geschichte dieses Geländes nur zu deutlich, und wir brauchten uns wegen irgendwelcher Veränderungen nicht zu ängstigen. Außerdem konnte man von da aus das Schiff sehen und mit den an Bord zurückgebliebenen Genossen in beständiger Verbindung stehen; das war ein weiterer Vorteil.

Von hier aus bog das Tal etwas nach Süden ab. Nachdem wir die Stelle bezeichnet hatten, wo das erste Zelt errichtet werden sollte, stellten wir weitere Untersuchungen an. Das Tal strich gleichmäßig bergaufwärts und erreichte auf dem Berg Rücken eine Höhe von 30 Meter. Von dem Kamm konnten wir nicht allein das ganze Tal übersehen, das wir durchschritten hatten, sondern auch seine

Umgebungen. Gegen Norden erstreckte sich die Eisplatte gleichmäßig in gerader Richtung, anscheinend ohne Hindernisse, und endete gegen Westen in dem steil-abfallenden Kap Mannskopf, das die östliche Begrenzung der inneren Walfischbucht bildete und dadurch einen geschützten kleinen Winkel schuf, wo wir einen guten Ankerplatz für unser Schiff gefunden hatten. Der ganze innere Teil der Bucht war da von Eis umsäumt, überall Eis, Eis, nichts als Eis, und die Eisplatte, so weit das Auge reichte, weiß in weiß und blau in blau. Allem Anscheine nach hatten wir gute Aussicht, von dieser Stelle aus später überraschende Farbenspiele beobachten zu können.

Der Hügelkamm, auf dem wir standen, war nicht breit — ich denke 200 Meter — an manchen Stellen war der Schnee vom Winde ganz weggefegt, und das blaue Eis schimmerte hervor. Wir marschierten darüber hinweg und richteten unsere Schritte auf den „Engpaß bei Thermopylä“, der sich von dem Hügelkamm in südlicher Richtung erstreckte und nach einer ganz kleinen Senkung in eine große, auf allen Seiten von Höhenzügen umgebene Ebene — also eine richtige Kesselbildung — überging. Der kahl gefegte Hügelkamm, über den wir marschierten, um in den Kessel hinabzukommen, war an verschiedenen Stellen gespalten; aber die Risse waren nur schmal und nieder, fast ganz zugeschneit, also ungefährlich. Der Talkessel machte einen warmen, behaglichen Eindruck, und vor allem sah er sicher und zuverlässig aus. Diese Strecke war, wenn ich einige kleine Kuppen ausnehme, ganz flach und spaltenfrei.

Wir marschierten darauf weiter und erreichten den Kamm, der gegen Süden noch etwas anstieg. Da oben sah es flach und eben aus, so weit das Auge reichte. Aber das will nicht viel sagen, und wir gingen deshalb auf dem Kamm noch etwa 4 Kilometer in östlicher Richtung, doch ohne eine Stelle zu finden, die für unseren Zweck besonders geeignet gewesen wäre. So kehrten unsere Gedanken zu dem Kessel als dem meist geschützten Ort, den wir gesehen hatten, zurück.

Von unserem hohen Standpunkt aus konnten wir jetzt nach Süden den südöstlichen und den inneren Teil der Walfischbucht übersiehen. Im Gegensatz zu dem Teil des festen Eises, an dem wir unser Schiff verankert hatten, schien der innere Teil so ziemlich mit Preizeis angefüllt zu sein. Aber eine nähere Untersuchung dieser Strecke mußte eine spätere Aufgabe bleiben; der Kessel da drunter gefiel uns allen, und so beschlossen wir, ihn als künftigen Aufenthaltsort zu wählen. Also — umgekehrt und wieder zurück! Es dauerte nicht lange, bis wir wieder in der Ebene waren und in unseren eigenen Fußstapfen wanderten.

Nun wurde das Gelände genau untersucht und alle Gesichtspunkte erwogen. Wir fanden, daß der Bauplatz fürs Haus am besten zwischen der Hügelkette, die sich nach Osten erstreckte, gewählt würde, denn dies war offenbar die geschützteste Lage. Wir täuschten uns hierin auch nicht und erkannten bald, daß wir wirklich den besten Platz gewählt hatten, den die Eisplatte bot. An der Stelle, wo das

Haus liegen sollte, pflanzten wir eine Stange auf und zogen dann wieder heimwärts. Die Nachricht, daß wir einen günstigen Bauplatz fürs Haus gefunden hätten, erweckte natürlich allgemein große Befriedigung. Allen hatte es im stillen vor einer langen, mühseligen Beförderung der Ausrüstung und Lebensmittel gegraut.

Und welch ein Leben herrschte auf dem Eise! Wo wir uns hinwendeten, sahen wir große Scharen von Seehunden, Weddel-Robben und Krabbenfressern. Große Seeleoparden, von denen wir einzelne im Treibis draußen gesehen hatten, fanden sich indes hier nicht und wir haben während unseres ganzen Aufenthalts in der Walfischbucht nicht einen einzigen von dieser Art Seehunde gesehen. Auch den Rossseehund bekamen wir nie zu Gesicht. Die Pinguinen hatten sich nicht besonders oft gezeigt, nur ab und zu ein Paar; aber um so höher wurden sie geschächt. Die wenigen, die wir sahen, waren fast lauter Adeliepinguine. Während wir eben dabei waren, das Schiff zu vertäuen, schoß plötzlich eine Schar von 10 Stück aus dem Wasser auf und ließ sich auf dem Eis nieder. Verwundert schauten sie sich einen Augenblick um. Es kamen ihnen wohl nicht jeden Tag Menschen und Schiffe in den Weg. Aber es sah aus, als werde das Erstaunen rasch von der Lust, zu sehen, was da vorging, unterdrückt. Sie standen da und studierten geradezu all unsere Bewegungen. Nur ab und zu grunzten sie ein wenig und zogen sich eine kleine Strecke weiter aufs Eis hinaus. Ganz besonders interessierten sie sich offenbar für unsere Arbeit, die darin bestand, in den Schnee Löcher zum Verankern zu graben. Sie scharten sich um die dabei Beschäftigten, legten den Kopf auf die Seite und sahen aus, als sei ihnen das von allergrößter Wichtigkeit. Von Angst war keine Spur bei ihnen zu bemerken, und wir ließen sie auch meistens in Frieden, nur einige wenige mußten ihr Leben lassen, da wir sie für unsere Sammlung brauchten.

An demselben Tag fand auch eine höchst spannende Seehundjagd statt. Drei Krabbenfresser hatten sich in die Nähe unseres Schiffes herangewagt und wurden dazu aussersehen, unseren Vorrat an frischem Fleisch zu vermehren. Um unserer Beute sicher zu sein, wählten wir zwei gewaltige Jäger aus, die sich mit der allergrößten Vorsicht heranwagten, obgleich das ganz unnötig war, denn die Seehunde lagen ganz unbeweglich. Die Jäger schlichen sich auf Indianerweise, mit zurückgelegtem Kopf und den fleischigsten Teil ihres Körpers hoch erhoben, vorwärts. Alles schien zu gelingen. Ich glücke und lache, aber noch mit einer gewissen Zurückhaltung.

Jetzt krachen die Schüsse! Zwei von den schlafenden Tieren zucken zusammen, strecken sich noch ein klein wenig und röhren sich nicht mehr. Anders aber ist es beim dritten. Mit schlangenartigen Bewegungen und überraschender Geschwindigkeit windet er sich durch den losen Schnee hindurch. Nun ändert sich die Jagd. Dies ist kein Schießen nach der Scheibe mit ruhigem Ziel, es ist eine Jagd auf wirkliches Wild. Und der Erfolg ist danach! Bum, bum, und abermals

hum! Wie gut, daß wir genug Schießbedarf bei uns haben! Der eine der Jäger hat sich indes so weit in der Gewalt, daß er seine Patronen verschießt und dann umkehrt. Der andere aber sieht dem flüchtigen Wild nach. Ach wie hab' ich gelacht! Jetzt gab es keine Rücksicht mehr, ich schüttelte mich förmlich vor Lachen. Durch den losen Schnee hindurch ging die Jagd, der Seehund voraus, der Jäger hinterdrein. An den Bewegungen des Verfolgers konnte ich sehen, daß er wütend war. Er meinte, er habe sich hier in etwas eingelassen, von dem er sich würdigerweise nicht zurückziehen könnte. Der Seehund jagte davon, daß der Schnee hochaufwirbelte, und obgleich dieser ziemlich tief und lose war, glitt er doch oben darüber hin. Bei dem Jäger aber war es anders, er sank bei jedem Schritt bis an die Kniee ein und blieb schon nach kurzer Zeit weit zurück. Von Zeit zu Zeit hielt er an, zielte und brannte los, und er behauptete später, jeder Schuß habe getroffen. Ich aber hatte meine gelinden Zweifel darüber; jedenfalls schien der Seehund nicht das geringste davon zu merken, denn er floh ebenso rasch weiter wie vorher. Endlich gab der Gewaltige nach und kehrte zurück. „Verflucht zäh!“ hörte ich ihn sagen, als er wieder an Bord kam. Ich unterdrückte ein Lächeln, denn ich wollte den guten Burschen nicht kränken.

Was für ein schöner Abend! Die Sonne steht trotz der vorgerückten Nachtstunde hoch am Himmel. Über diesem ganzen Eisgebirgsland, über der gewaltigen südwärts streichenden Eisplatte liegt ein so helles weißschimmerndes Licht, daß es einem die Augen blendet. Aber nach Norden liegt nächtliches Dunkel, drunter am Meere in tiefschwarzer und bleigrauer Färbung, die, je höher der Blick schaut, in tiefdunkles Blau übergeht, das blasser und blasser wird, bis es von dem strahlenden Glanz der Eisplatte aufgezehrt ist. Was hinter der Nacht — jener trübschwarzen Masse — liegt, das kennen wir, diesen Teil haben wir erforscht. Und dort haben wir den Sieg errungen. Aber was verbirgt sich hinter dem blendenden Licht im Süden? Verlockend und anziehend liegst du vor uns, du geheimnisvolle Schöne! Ja, wir hören dich rufen, und wir werden schon kommen! Den Kuss sollst du erhalten, und wenn wir ihn mit dem Leben bezahlen müßten.

Der folgende Tag, der Sonntag brachte dasselbe strahlend schöne Wetter. Von Sonntagsruhe für uns konnte indes selbstverständlich keine Rede sein; kein einziger hätte ein Vergnügen daran gefunden, den Tag untätig zu vertrödeln. Wir hatten uns jetzt in zwei Partien geteilt — die Seeabteilung und die Landabteilung. Die Seeabteilung — 10 Mann — übernahm den Fram, während die Landabteilung von diesem Tag an für ein Jahr oder auch wohl zwei ihre Wohnung auf der Eisplatte auffschlug. Die Seeabteilung bestand aus: Nilsen, Gjertsen, Beck, Sundbeck, Ludwig Hansen, Kristensen, Rönne, Nödtvedt, Kutschin und Olsen. Die Landabteilung aus Prestrud, Johansen, Helmer Hansen, Hassel, Bjaaland, Stubberud, Lindström und mir selbst. Lindström sollte indes noch einige Tage an Bord bleiben, da wir noch die meisten Mahlzeiten auf dem Schiffe einnehmen mußten. Unserem Plane gemäß sollte sich eine aus sechs Mann be-

stehende Abteilung in einem 16 Mann fassenden Zelt auf dem Platze zwischen dem Rönniken und Nelson niederlassen, während eine zweite aus zwei Mann bestehende Abteilung ihr Zelt auf dem Bauplatz ausschlagen und dort das Haus bauen sollte. Diese letzte Abteilung bestand natürlich aus Bjaland und Stubberud, unseren beiden tüchtigen Zimmerleuten.

Morgens um 11 Uhr waren wir endlich zum Abmarsch bereit. Wir hatten einen Schlitten, 8 Hunde, sowie Ausrüstung und Lebensmittel, die zusammen 300 Kilogramm wogen. Mein Gespann sollte zuerst ins Feuer. Die Seeabteilung hatte sich in voller Zahl auf Deck versammelt, um Zeuge des ersten Abmarsches zu sein. Alles war nun zum Abgang bereit. Nach unerhörten Anstrengungen für uns, oder besser gesagt, nachdem jeder Hund tüchtig durchgeprügelt worden war, gelang es endlich, die in Alaskageschirr gespannten Tiere in einer Reihe vor dem Schlitten aufzustellen, und mit einem flotten Schwenken der Peitsche und ebenso flottem Peitschengeknall ging es von dannen. Verstohlen schaute ich nach dem Schiffsdeck hinüber. Ganz richtig, da standen alle unsere Kameraden nebeneinander und bewunderten den großartigen Abmarsch. Ich bin nicht ganz sicher, ob ich den Kopf nicht tüchtig hoch trug und mich etwas triumphierend umschauten. Wenn ich es getan habe, war das sehr dumm von mir, und ich hätte lieber noch ein bisschen damit warten sollen, meine Niederlage wäre dann leichter zu ertragen gewesen. Denn eine Niederlage erlitt ich, und überdies eine glänzende. Die Hunde hatten ja nun ein halbes Jahr nichts weiter getan als gefaulenzt, gefressen und gesoffen und wohl gedacht, das Schlaraffenleben werde ewig so fortgehen. Daß ein neues Zeitalter voll Mühe und Arbeit für sie angebrochen war, schien kein einziger von ihnen zu begreifen. Nachdem sie einige Meter vorwärts gegangen waren, setzten sich alle wie auf Kommando nieder und lachten einander an, auf aller Gesicht stand ganz unverfälschtes Erstaunen geschrieben.

Nachdem es uns endlich durch eine zweite Durchprügelung aller Tiere gelungen war, ihnen begreiflich zu machen, daß wir wirkliche Arbeit von ihnen verlangten, stürmten sie, anstatt zu tun, was ihnen befohlen war, in erbittertem Kampf aufeinander los. Herr Gott im Himmel, war das an diesem Tag eine Schinderei mit den acht Hunden! „Wenn es so bis zum Pol weitergeht“, rechne ich während des Tumults im stillen aus, „dann brauchen wir gerade ein Jahr, bis wir hingelangen.“ Den Rückweg zähle ich gar nicht mit. Während dieses ganzen Scharmüzzels werfe ich wieder einen verstohlenen Blick auf die Kameraden an Bord. Aber ich wendete meine Augen eiligst wieder ab. Was ich sah, war nicht gerade erbaulich. Schadenfreude auf allen Gesichtern! Ein homerisches Gelächter erscholl, und boshaftes aufmunternde Reden drangen herüber. „Wenn es so weitergeht, seid ihr an Johanni sicher dort!“ Oder: „Gut, gut, nur den Mut nicht verlieren! Geht nicht nach!“ — „Hurra, jetzt geht's!“ Aber es ging und ging nicht vorwärts. Es sah wirklich verzweifelt aus. Endlich, mit vereinten Kräften von sämtlichen Tieren und Menschen, kamen wir doch wieder in

Gang. Aber ein Triumph konnte unser erstes Erlebnis gewiß nicht genannt werden.

Zwischen dem Nelson- und Rönnikenberg wurde dann das erste Zelt auf der Eisplatte aufgeschlagen, ein großes, dauerhaftes Sechzehn-Mann-Zelt mit eingenähtem ganzen Boden. Rings um das Zelt her wurden in einem Dreieck Drahtseile gezogen, 50 Meter auf jeder Seite, an welche die Hunde angekettet werden sollten. Das Zelt wurde mit fünf Schlafäcken und Lebensmitteln ausgestattet. Die Entfernung bis dahin betrug 1,3 Kilometer oder mit dem Meßrad gemessen 2,2 Kilometer. Nachdem diese Arbeit vollendet war, zogen wir weiter nach dem für die Ansiedelung bestimmten Platz. Auch hier wurde ein Zelt aufgeschlagen, ebenfalls ein Sechzehn-Mann-Zelt wie das vorige zum Gebrauch für die Zimmerleute und zum Abstecken des Bauplatzes fürs Haus. Den Verhältnissen des Geländes entsprechend wählten wir eine westöstliche und nicht nord-südliche Lage, zu der man sich wohl hätte versucht fühlen können, da allgemein angenommen wurde, daß die schärfsten Winde von der Südseite kämen. Wir hatten unsere Wahl nicht zu bereuen; denn die überwiegende Windrichtung war östlich und sie traf nun unser Haus, dessen Tür nach Westen ging, auf der am besten geschützten Querseite. Nachdem dies geschehen war, bezeichneten wir den Weg von diesem Platz nach dem darunter liegenden Zeltplatz und von da nach dem Schiffe je nach 15 Schritten mit einer dunklen Flagge. Auf diese Weise konnten wir sicher zwischen den verschiedenen Orten hin- und hersfahren und brauchten, wenn ein Unwetter über uns hereinbrechen sollte, keine unnötige Zeit mit Suchen verlieren. Die Entfernung von dem Bauplatz zum Schiffe betrug 4 Kilometer.

Am Montag, den 16. Januar, begannen wir ernstlich mit Arbeit. Ungefähr 80 Hunde, 6 Gespanne, fuhren mit soviel Mundvorrat und Ausrüstung, als auf den Schlitten gepackt werden konnte, nach dem ersten Zeltplatz, und ungefähr 20 Hunde, Stubberuds und Bjaalands Gespanne, fuhren mit vollbepackten Schlitten nach dem oberen Lager. In diesen ersten Tagen war es wahrlich eine mühevolle Aufgabe, die Hunde zum Gehorsam zu zwingen. Einmal ums andere versuchten sie, ihrem Herrn den Dienst zu verweigern und auszubrechen. Mehr als einmal kostete es ein schwitzgetränktes Hemd, bis die Hunde wirklich erkannten, wer hier den Befehl führte. Es war eine harte Arbeit, aber schließlich gelang sie doch. Die armen Hunde, sie bekamen viel Prügel in diesen Tagen. Unser Arbeitstag war sehr lang. Selten kamen wir vor 11 Uhr abends zur Ruhe, und früh um 5 Uhr mußten wir schon wieder heraus. Aber wir empfanden das nicht allzu hart, denn wir waren alle voller Eifer, die Arbeit so rasch wie möglich zu vollenden, damit der Fram wieder abfahren könnte.

Die Hafenverhältnisse waren nicht von erster Güte. Ab und zu bröckelte der Eisrand, an dem das Schiff lag, ab, und dann mußten alle Mann rasch hinaus, um es frisch zu vertauen. Vielleicht waren sie dann eben wieder eingeschlafen, als aufs neue Lärm geschlagen wurde und sich derselbe Vorgang wiederholte.

Das Eis brach eben einmal ums andere ab und hielt die armen „Seeräuber“ in beständiger Tätigkeit. Dies fortwährende Auf-der-Hut-Sein und nur Mit-einem-Auge-Schlafen ist eine sehr aufreibende Arbeit. Unsere zehn Genossen hatten in dieser Zeit schwere Tage durchzumachen, und die ruhige Art, mit der sie alles ertrugen, war bewundernswert. Immer waren sie guter Laune, immer hatten sie irgendeinen schlechten Witz bei der Hand. Zu den Pflichten der Seeabteilung gehörte auch, die Lebensmittel und die Ausrüstung der Überwinterungsabteilung aus dem Schifferraum herauf und aufs Eis hinauszuschaffen. Von da führte es dann die Landabteilung weiter. Diese Arbeit ging merkwürdig ruhig und gleichmäßig vorstatten, und nur selten mußte die eine Abteilung auf die andere warten. Bei diesen Fahrten wurden gleich in den ersten Tagen alle Mitglieder der Landabteilung vollständig heiser, ja bei einigen war es so schlimm, daß sie die Stimme fast ganz verloren. Die Ursache war das beständige Rufen und Schreien, mit dem wir in der ersten Zeit die Hunde zum Weitergehen anfeuern mußten. Aber dies war für die Seeabteilung eine höchst willkommene Gelegenheit, uns zu taufen, und sie nannten uns die „Maalmänner“^{*)}). Abgesehen von dem ewigen Platzwechseln wegen des Abbröckelns und Hinaustreibens des Eises konnte der Hafen übrigens ganz gut genannt werden. Von Zeit zu Zeit brandeten allerdings auch ziemlich hohe Wogen daher, und dann gab es wohl einige unangenehme Stöße, aber keine so starken, daß sie dem Schiffe geschadet hätten. Ein ganz besonderer Vorteil dieses Hafens war, daß der Sturm in diesem Winkel seewärts einsetzte und so alle Eisberge ferne hielt. Die Fahrten zwischen dem Schiff und der Eisplatte wurden im Anfang von fünf Mann besorgt, da die Zimmerleute des Fahrens entthoben waren, um sich ganz dem Hausbau widmen zu können. Ein Mann mußte auch zur Zeltwache abgegeben werden. Wir konnten nämlich nur mit der Hälfte unserer Gespanne, mit sechs Stück, auf einmal fahren, denn bei vollem Zug, mit zwölf Stück, gab es nichts als Aufruhr und Verwirrung. Die Hunde, die demgemäß zurückblieben, mußten überwacht werden, und dazu war ein Mann nötig. Der Zeltwächter hatte auch noch die Aufgabe, die Mahlzeiten zu kochen und das Zelt in Ordnung zu halten. Diese Stellung war außerordentlich gesucht und man riß sich darum, denn sie brachte etwas Abwechslung in das ewige Hin- und Herfahren.

Am 17. Januar begannen die Zimmerleute den Bauplatz auszugraben. Wegen der so oft besprochenen antarktischen Stürme wollten wir alle Vorsichtsmaßregeln, die überhaupt getroffen werden konnten, beobachten, damit das Haus die richtige Lage bekäme. Die Zimmerleute gruben deshalb den Bauplatz 1,20 Meter tief in die Eisplatte hinein. Das war keine leichte Arbeit; 1 Meter

^{*)} Maalmänner = Sprachfere. Die Bewegung, durch die von gewissen Kreisen in Norwegen die alte norwegische VolksSprache (maal) künstlich zur HauptSprache erhoben werden soll, heißt „maalsträvning“ = Sprachstreberei.

Anm. d. Übers.

unter der Oberfläche standen sie auf dem blanken, harten Eis und mußten von da noch tiefer hineinhauen. Außerdem erhob sich an demselben Tag ein heftiger Ostwind, der über die Eisplatte hinsegte, den Schnee hoch aufwirbelte und die eben ausgehobene Grube sofort wieder füllte. Aber es gehörte mehr dazu, um diese eisigen Männer in ihrer Arbeit aufzuhalten. Aus Brettern und Balken bauten sie eine Art Schutzmauer gegen den Wind, die so ausgezeichnete Dienste leistete, daß sie vor dem Treibschnee geschützt, den ganzen Tag bis abends weiterarbeiten konnten, wo dann der ganze Bauplatz ausgegraben war. Wenn man solche Leute zur Verfügung hat, ist es nicht schwer, Ausgezeichnetes zu leisten.

Das Brausewetter war uns beim Fahren sehr hinderlich, und da sich die Alaskageshirre nicht besonders praktisch erwiesen, gingen wir an Bord und machten uns daran, neue Geschirre nach grönländischer Art für die Hunde herzustellen. Alle Mann beteiligten sich an dieser Arbeit. Unser tüchtiger Sattler könne nähte in einem Monat 48 Hundegeschirre. Wir andern spleisten die Rückenbänder ein und machten die notwendigen Verschnürungen, während die übrigen Zugleinen aus Stahldraht für unsere Schlitten spleisten. Als der Abend herankam, hatten wir ein ganz neues Geschirr für alle unsere Schlitten und Hunde. Mit diesem war das Fahren sehr erleichtert, und schon nach wenigen Tagen ging alles wie am Schnürchen. Wir hatten uns nun derart in zwei Zelte verteilt, daß fünf Mann in dem unteren Zelte lagen, während die Zimmerleute und ich im oberen schliefen. An diesem Abend begegnete uns etwas höchst Komisches. Wir wollten eben schlafen gehen, als wir plötzlich Pinguingeschrei vor unserem Zelt hörten. Natürlich liefen wir in aller Eile hinaus. Da — wenige Meter von unserer Tür entfernt — saß ein großer Kaiserpinguin und verbeugte sich einmal ums andere.

Er machte durchaus den Eindruck, als sei er nur gekommen, uns zu begrüßen, und es tat uns wirklich leid, daß wir ihm die Aufmerksamkeit so schlecht vergelten mußten; aber die Welt lohnt nun einmal nicht anders; der sich so übermäßig höflich Verbeugende endete seine Tage in der Bratpfanne.

Am 18. Januar begannen wir das Baumaterial hinaufzufahren, und was wir herbeischafften, wurde von den Zimmerleuten gleich zum Bau verwendet. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn ich sage, daß alles wie geschmiert ging. Ein Schlitten um den andern fuhr am Bauplatz vor und lud seine Last ab. Die Hunde arbeiteten jetzt ausgezeichnet und die Führer nicht minder. Und ebenso hurtig, als das Material herbeigeschafft wurde, ebenso rasch stieg unser künftiges Heim in die Höhe. Alle Teile waren daheim schon genau bezeichnet worden und wurden nun so vom Schiff ausgeladen, daß sie in der richtigen Ordnung am Bauplatz ankamen. Außerdem hatte Stubberud das Haus selbst gebaut und kannte es also in allen Teilen bis ins kleinste. Mit Stolz und Freude denke ich an diese Tage zurück. Mit Freude, weil bei der ziemlich anstrengenden Arbeit nie ein Miston laut wurde, und mit Stolz, weil ich an der Spitze einer solchen Schar von

Männern stand. Zehn Männer waren es in des Wortes wahrster Bedeutung. Alle kannten ihre Pflicht und erfüllten sie aufs gewissenhafteste.

In der Nacht legte sich der Wind, und der Morgen brachte herrliches, stilles und klares Wetter. An solchen Tagen war die Arbeit eine Lust. Menschen und Tiere waren in ausgezeichneter Laune. Bei diesen Fahrten zwischen dem Schiff und der Ansiedelung versäumten wir auch die Jagd nicht. Aber wir töteten nur die Seehunde, die uns in den Weg kamen, und hatten dabei gar nicht nötig, abzubiegen, denn immer wieder stieß man auf eine neue Schar. Dann wurde erlegt, abgezogen, und das Fleisch mit dem Proviant und dem Baumaterial zugleich hinaufgefahrene. An diesen Tagen schwelgten die Hunde in frischem Fleisch, und sie durften fressen, soviel sie wollten.

Am 23. Januar war alles Baumaterial hinaufgeschafft; nun handelte es sich nur noch um die Lebensmittel und die Ausrüstung. Fest war es ein lustiges Hin- und Herfahren! Ganz besonders erfreulich waren die Fahrten am Morgen talabwärts mit den leeren Schlitten. Die Bahn war ganz fest gefahren und gleich mehr einer guten norwegischen Landstraße als irgendeinem andern Weg. Wenn man dann morgens um sechs Uhr aus dem Zelt trat, wurde man sofort mit einem wahren Jubelgeheul von seinen eigenen zwölf Hunden empfangen. Sie bellten und kläfften um die Wette, rissen und zerrten an den Ketten, sprangen und drehten sich im Kreise vor lauter Freude. Dann machte man wohl zuerst die Runde bei ihnen, begrüßte jeden einzelnen, streichelte und liebkoste sie und plauderte ein bisschen mit ihnen. Es waren prächtige Tiere! Wer geliebkost wurde, trug alle Zeichen von Wohlbefinden zur Schau; kein noch so gefühlvolles, zärtliches Haustier daheim könnte eine größere Hingabe und Liebe an den Tag legen als diese gezähmten Wölfe. Indessen aber kläfften und jaulten die andern, rissen und zerrten an den Ketten, um loszukommen und sich auf den zu stürzen, der eben geliebkost wurde. Ja, eifersüchtig sind sie, und zwar in allerhöchstem Grad! Wenn man ihnen so guten Morgen gewünscht hatte, wurden die Geschirre geholt, und da brach der Jubel von neuem los. So merkwürdig es auch klingt, ich kann versichern, daß diese Tiere ihr Geschirr lieben. Obgleich sie wissen müssen, daß es Arbeit und Mühe für sie bedeutet, legen sie doch ihr Entzücken deutlich an den Tag. Ich muß indes beifügen, daß dies in den heimatlichen Verhältnissen nicht der Fall ist, lange mühsame Schlittenfahrten verändern die Verhältnisse vollständig.

Wenn nun eingeschirrt war, erhob sich der erste Streit des Tages. Man konnte die Hunde absolut nicht zum Stillhalten bringen. Die Fütterung vom vorhergehenden Abend und die darauf folgende Nachtruhe hatte ihnen ein solches Übermaß von Lebenskraft und Lebenslust verliehen, daß sie durch nichts zum Stillstehen gebracht werden konnten. Eine Tracht Prügel war jedesmal nötig, aber das tat einem eigentlich selbst weh. Endlich war der Schlitten sorgfältig eingespant und der Sechserzug zur Abfahrt bereit. Nun sollte man meinen,

der Weg sei eben gewesen, und man dürfte die Hunde nur loslassen, um sich eine Stunde später am Schiffe zu befinden. Aber so glatt ging es durchaus nicht. Rings um das Lager her hatten sich in kurzer Zeit allerlei Gegenstände aufgehäuft, wie Kisten, Baumaterial, leere Schlitten usw. Und durch dieses Gerümpel glücklich hindurchzusteuern, war die schwierige Aufgabe des Morgens. Die Hunde wurden von diesen Gegenständen im höchsten Grade angezogen, und man mußte besonderes Glück haben, wenn man ohne weiteres daran vorüber kam.

Wir wollen einen solchen Morgenausflug mitmachen! Alle Mann sind fertig und die Hunde gut eingeschirrt. Eins, zwei, drei, und alle ziehen gleichzeitig an! Wie der Wind geht es davon, und ehe man auch nur Zeit hat, die Peitsche zu schwingen, befindet man sich mitten in einem Haufen Gerümpel. Der Hund hat den Wunsch seines Lebens erreicht — diese Gegenstände auf die für einen Hund so eigenümliche, für uns so unbegreifliche Weise zu behandeln. Während dieses Verfahren nach Herzenslust vor sich geht, ist der Führer vom Schlitten gestiegen und bemüht sich, die Seile wieder in Ordnung zu bringen, die sich jetzt um Bretter und Balken und was sich sonst in der Nähe befinden mag, gewickelt haben. Er selbst ist weit entfernt davon, den Wunsch seines Lebens erfüllt zu sehen — dies scheint jedenfalls der bezeichnende Ausruf, dessen er sich bedient, zu verraten. Endlich ist alles wieder in Ordnung. Nun schaut er sich um und entdeckt, daß er nicht der einzige ist, der Hindernisse auf seinem Wege angetroffen hat. Dort drüben zwischen den Kisten sieht er eine Vorstellung, bei der ihm das Herz vor Freude im Leibe hüpfst. Einer von den „alten Jungen“ ist festgefahren, und zwar so gründlich, daß es noch lange dauern wird, bis er wieder weiter kann. Mit einem triumphierenden Lächeln springt der erste auf seinen Schlitten und fährt eilistig von dannen. Solange er nur auf der Eisplatte fährt, geht es in der Regel gut. Hier ist nichts, was die Hunde in Versuchung führt. Aber es wird anders, sobald man auf dem Seeese angekommen ist. Hier liegen die Seehunde in Gruppen zerstreut und tun sich im Sonnenschein gütlich. Dann aber macht der Weg öfters sonderbare Wendungen. Hat ein solches Gespann morgenfrischer Hunde eine Kursveränderung beschlossen und sich in der Richtung auf eine Seehundsschar in Bewegung gesetzt, dann muß man ein äußerst tüchtiger Führer sein, wenn man sie wieder in die gerade Richtung bringen will. Ich persönlich griff in solchen Fällen zu der einzigen Rettung, die ich kannte, nämlich den Schlitten umzuwerfen. Mit umgestürztem Schlitten im losen Schnee — da hielten sie bald an. War man vernünftig, dann brachte man sie still und ruhig wieder in die rechte Richtung, richtete den Schlitten auf und fuhr weiter. Aber man ist eben leider nicht immer vernünftig. Die Lust, sich an den ungehorsamen Schlingeln zu rächen, gewinnt die Oberhand, und man macht sich ans Strafen. Doch das ist nicht so einfach. Solange man auf dem umgestürzten Schlitten saß, war dieser ein guter Anker, aber jetzt — ohne Ladung — genügt er nicht mehr, und das merken die Hunde wohl. Während man den einen züchtigt, sucht der

andere davon zu laufen, und das Ergebnis ist für den Führer nicht immer schmeichelhaft. Wenn er Glück hat, gelangt er wieder auf den Schlitten hinauf, aber man hat auch öfters Hunde und Schlitten ohne Führer daherafahre sehen. Alle diese Widerwärtigkeiten am frühen Morgen haben einem das Blut in lebhafte Bewegung versetzt, und man trifft in Schweiß gebadet am Schiffe ein, trotz der 20 Grad Celsius. Aber manchmal geht es doch auch ganz ohne Unfall ab, und dann gibt es eine blitzschnelle Fahrt. Man braucht die Hunde gar nicht aufzumuntern, sie sind selbst voller Eifer, und die 2 Kilometer zwischen dem unteren Zeltlager und dem Fram sind in wenigen Minuten zurückgelegt.

Als wir am 21. Januar am Morgen aus dem Zelt traten, waren wir höchst überrascht und glaubten, wir sähen nicht recht. Wir rieben uns die Augen und sperrten sie weit auf — aber nein, was wir auch taten, es half alles nichts. Der Fram war und blieb verschwunden. Es hatte in der Nacht ziemlich heftig geblasen und geschneit, und wahrscheinlich war es dadurch gezwungen gewesen, hinauszufahren. Wir hörten auch das Donnern der Wogen, die gegen die Eisplatte schlugen. Aber wir verloren keine Zeit. Am vorhergehenden Tage hatten Kapitän Nilssen und Kristensen 40 Seehunde erlegt, von denen wir die Hälfte noch am selben Tag eingefahren hatten. Der Rest sollte jetzt hinaufgeschafft werden. Als wir nun am Vormittag eben am Zerlegen und Abziehen von Seehunden waren, hörten wir plötzlich den alten bekannten Laut der Ölmaschine der Fram. Puh, puh, puh! — Da tauchte der Mastkorb auch schon über dem Rand der Eisplatte auf, und das Schiff kehrte an seinen früheren Platz zurück, den es indes erst am Abend erreichte. Es war, wie wir es uns gedacht hatten — der Fram hatte des hohen Seegangs wegen hinausfahren müssen.

Indessen bauten die Zimmerleute fleißig am Haus. Am 21. war es unter Dach, und die übrige Arbeit konnte nun im Innern vor sich gehen. Das war eine große Annehmlichkeit für die beiden, die bei der bitteren Kälte unbedingt die schwerste Arbeit von uns allen gehabt hatten. Aber ich habe nie eine Klage von ihnen gehört. Wenn ich nach vollendetem Tagesarbeiten zu ihnen ins Zelt kam, war einer von ihnen sicher beim Kochen. Das Essen bestand immer aus Pfannkuchen und Kohlschwarzem, starkem Kaffe. Wie das schmeckte! Schon nach kurzen entwickelte sich ein Wettstreit zwischen diesen beiden, die Köche und Zimmerleute zugleich waren, wer von ihnen die besten Pfannkuchen backen könnte. Meiner Ansicht nach waren beide recht geschickte Köche. Am Morgen gab es wieder Pfannkuchen. Glühend heiße, knusprige, leckere Pfannkuchen mit dem herrlichsten Kaffe, schon ehe ich aus dem Schlafsack herausgekrochen war! Seht, das konnten mir die Zimmerleute schon morgens um fünf Uhr bieten! Kein Wunder also, daß es mir in ihrer Gesellschaft gefiel.

Aber auch in dem unteren Zelt herrschte keine Not. Wisting legte als Koch ganz hervorragende Eigenschaften an den Tag. Sein Meisterstück waren Pinguine und Fischmöven in Rahmtunfe. Sie wurden unter dem Namen Schnee-

hühner aufgewartet und erinnerten auch wirklich an solche. An diesem Sonntag gingen wir alle, mit Ausnahme der notwendigen Zeltwächter in beiden Lagern, an Bord und ließen es uns wohl sein. Wir hatten die ganze Woche hindurch hart genug arbeiten müssen.

Am Montag, den 23. Januar, wurde mit dem Hinauffahren der Vorräte begonnen. Um Zeit zu ersparen, war bestimmt worden, die Lebensmittel nicht ganz bis zum Haus hinaufzuschaffen, sondern sie vorläufig auf einer Hügelkette auf der andern Seite, oder besser gesagt, südlich vom Nelson-Berg zu lagern. Dieser Platz lag zwar nur 600 Meter vom Haus entfernt, aber das Gelände war dort sehr eben, und so hofften wir, auf die Dauer doch viel Zeit zu ersparen. Wenn dann der Fram abgefahren war, konnten wir alles vollends hinfahren. Dazu fanden wir indes später nie Zeit, und so verblieb diese Stelle dauernd der Hauptproviantplatz. Die Beförderung da hinauf hatte im Anfang einzelne Schwierigkeiten. Die Hunde waren einmal gewohnt, den Weg über das untere Lager — zwischen dem Nelson und Rönniken — zu nehmen, und konnten durchaus nicht verstehen, warum sie das jetzt nicht mehr tun sollten. Besonders schwerlich waren öfters die Fahrten mit den leeren Schlitten. Von diesem Platz aus konnten die Hunde nämlich über den Nelson hinüber ihre Kameraden im unteren Lager hören, und da kam es nicht selten vor, daß das Gespann plötzlich selbst den Befehl übernahm. Waren aber die Hunde erst einmal zu Schelmenstreichen aufgelegt, dann waren sie kaum mehr zu bändigen. Wir alle, ohne Ausnahme, haben dieselbe Erfahrung gemacht. Keiner von uns ist ohne einen solchen „Sonderreigen“ davongekommen. Sobald die Vorräte an ihrem Bestimmungsort angekommen waren, lud jeder Führer seinen Schlitten ab und legte die Kisten in der vorgeschriebenen Ordnung aufs Eis. Zuerst legten wir jede Sorte für sich in kleinen Abteilungen auf dem Hügel nieder. Dies hatte den Vorteil, daß alles leicht zu finden war. Die Ladung jedes Schlittens betrug meistens 300 Kilogramm oder 6 Kisten. Ungefähr 900 Kisten hatten wir heraufzufahren und unserer Berechnung nach konnten wir in einer Woche damit fertig werden. Alles klappte auch vorzüglich. Am Samstag, den 28. Januar, mittags, war das Haus fertig und alle 900 Kisten standen an ihrem Platz. Das Vorratslager nahm sich ganz großartig aus und flößte uns ordentlich Achtung ein. Lange Reihen von Kisten zogen sich auf dem Hügel hin. Alle Kisten mit ihren Nummern nach außen, so daß man das, was man haben wollte, stets rasch finden konnte. Und dort drüben stand das Haus fix und fertig, genau wie es in seinem Geburtsort im Bundesfjord gestanden hatte. Aber wie verschieden war die Umgebung. Dort grüner Tannen- und Fichtenwald und plätscherndes Wasser, hier Eis, Eis, nichts als Eis! Aber beides ist schön und ich überlegte um mich blickend, was ich vorziehen würde. Meine Gedanken schweiften weit umher — in einer Sekunde über viele tausend Meilen hin. Aber der Wald trug den Sieg davon.

Wie schon früher gesagt, hatten wir alles bei uns, um die Hütte an der

Eisplatte zu vertäuen. Aber das ruhige Wetter, das wir bisher beständig gehabt hatten, ließ uns erwarten, daß sich die Verhältnisse nicht so schlimm gestalten würden, wie wir angenommen hatten. So ließen wir es denn bei der Ausgrabung und dem Einlassen in die Eisplatte bewenden. Auswendig war das Haus gedichtet und das Dach mit Teerpappe überzogen, so daß es sich nun von der weißen Umgebung recht deutlich abhob.

An demselben Nachmittag brachen wir beide Lager ab und zogen ins eigene Heim, das „Framheim“. Ach, welchen warmen, behaglichen, reinlichen Eindruck bekam man, sobald man nur die Nase zur Türe hereinstreckte. Überall, sowohl in der Küche als in der Wohnstube, glänzendes, feines Linoleum! Ja, wir hatten allen Grund, froh und vergnügt zu sein. Die zweite große Schwierigkeit war überwunden und überdies in viel kürzerer Zeit, als ich je zu hoffen gewagt hatte. Der Weg zum Ziel lag zugänglicher vor uns als je vorher. Nun konnten wir allmählich das Schloß in der Ferne hervorschimmern sehen. Noch schlafst die Prinzessin, aber der Kuß, mit dem sie geweckt werden soll, scheint nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Eine frohe Schar war es, die sich am ersten Abend in der Hütte versammelte und bei Grammophonmusik das Hoch auf die Zukunft ausbrachte.

Alle ausgewachsenen Hunde waren heraufgeschafft und an dem Drahtseil angekettet, das mit 50 Meter Abstand auf jeder Seite gezogen war. Und wie die Hunde Musik machten! Da jetzt alle versammelt waren, gaben sie unter der Führung eines der ersten Sänger tägliche, und was noch schlimmer war, auch nächtliche Konzerte. Sonderbare Tiere! Was wollten sie mit diesem Geheul kundtun? Zuerst sang einer an, dann fielen zwei ein, dann immer mehr, schließlich alle hundert miteinander. Meistens machen sie es sich bei so einem Konzert ganz bequem, sie setzen sich nieder, heben die Köpfe so hoch, als sie nur können, und heulen nach Herzenslust; auch sind sie während der ganzen Vorstellung vollständig hingenommen und lassen sich nicht gern stören. Höchst merkwürdig ist indes die Art, mit der das Konzert schließt. Alle miteinander verstummen nämlich wie auf einen Schlag. Keine Nachzügler, kein allerletztes Hurra! Was verursacht dieses plötzliche Aufhören? Ich habe mir mehr als einmal den Kopf darüber zerbrochen, fand aber keine befriedigende Antwort. Man könnte fast meinen, es sei ein gut einstudierter Gesang. Haben die Tiere Mitteilungsvermögen? Diese Frage ist außerordentlich interessant. Keiner von uns, der längere Zeit mit Eskimohunden verkehrt hat, zweifelt bei ihnen an dieser Fähigkeit. Schließlich verstand ich ihre verschiedenen Laute so genau, daß ich, ohne sie zu sehen, sagen konnte, was sie vorhatten. Das Rufen, das Spielen, die Liebe usw., jedes hatte seinen besonderen Ton. Wollten sie ihre Ergebenheit und Zuneigung ihrem Herrn gegenüber kund tun, dann geschah dies auf eine von ihrer sonstigen Art ganz verschiedene Weise. Tat einer etwas Böses, etwas, von dem er wohl wußte, daß es verboten war — brachen sie z. B. in ein Fleischlager ein —,

dann sprangen die andern, die nicht mit hingelangen konnten, umher und stießen ganz andere, den vorhergehenden sehr unähnliche Töne aus. Ich glaube, die meisten von uns lernten diese Töne unterscheiden. Es gibt wohl kaum ein Tier, dessen Beobachtung so anziehend und abwechselungsreich ist, wie den Eskimohund. Von seinem Stammvater, dem Wolf, hat er den Trieb der Selbsterhaltung, der in dem „Recht des Stärkeren“ beruht, in weit größerem Maße geerbt, als unsere Hunderassen daheim. Der Kampf ums Dasein hat den Polarhund frühzeitig gezeigt und bei ihm Eigenschaften wie Genügsamkeit und Ausdauer in erstaunlichem Grad hervorgebracht. Er hat für den Beruf, zu dem er geboren ist, und für die Verhältnisse, in denen er erzogen wird, einen scharfen, klaren und gut entwickelten Verstand. Man darf indessen den Eskimohund keineswegs für ungelehrig halten, weil er nicht auf dem Schwanz sitzen und auf Befehl Zucker fressen kann. Das sind Dinge, die seinem ernsten Lebensberuf so unendlich fern liegen, daß er sie wohl nie oder nur sehr schwer begreifen lernen wird. Untereinander herrscht bei ihnen nur das Recht des Stärkeren. Der Stärkste regiert und tut unbestritten, was er will. Er bekommt immer die besten Bissen, der Schwächere muß sich mit den Brocken begnügen. Sehr leicht entsteht eine gewisse Freundschaft unter diesen Tieren, eine stets mit achtungsvoller Furcht gepaarte Freundschaft — der Furcht vor dem Stärkeren. In seinem Selbsterhaltungstrieb sucht der Schwächere Schutz bei dem Stärkeren. Der Stärkere nimmt das Amt des Beschützers auf sich und schafft sich dadurch einen treuen Helfer, immer im Gedanken an einen noch Stärkeren, der über ihn kommen könnte, und der Grund dafür ist schließlich immer der Selbsterhaltungstrieb. Und so ist es auch in ihrem Verhältnis zum Menschen. Der Hund hat den Menschen, von dem er alles zum Unterhalt Nötige erhält, als Wohltäter schäzen lernen, und es scheinen auch wirkliche Liebe und Anhänglichkeit mitzusprechen; aber allem liegt bei näherer Untersuchung doch wohl auch hier der Selbsterhaltungstrieb zugrunde. Die Achtung vor dem Herrn ist demgemäß bei den Eskimohunden weit größer als bei unseren Haustieren, bei denen sich die Achtung nur als Folge der Furcht vor Schlägen findet. Ich könnte ohne Zögern jedem von meinen zwölf Hunden den Bissen aus dem Maule wegnehmen, keiner würde einen Versuch machen, mich zu beißen. Warum? Weil die Achtung aus Furcht, beim nächsten Mal nichts zu bekommen, überwiegend ist. Bei meinen Haushunden daheim würde ich das wahrlich nicht versuchen. Sie würden sich sogleich zur Wehr setzen, ihr Fressen verteidigen und sich im Notfall durchaus nicht entblöden, nach mir zu schnappen, trotzdem diese Hunde dem Anscheine nach ebenso große Achtung vor einem haben wie die andern. Was kann der Grund dafür sein? Nun, diese Achtung ist nicht auf der ernsten Grundlage — dem Selbsterhaltungstrieb — aufgebaut, sondern einfach auf der Furcht vor Schlägen, und in einem solchen Fall zeigt sich's dann, daß diese Grundlage zu schwach ist. Die Fressgier überwindet die Angst vor den Schlägen, und das Ergebnis ist — ein Biß.

Einige Tage später fand sich auch das letzte Mitglied der Überwinterungs-

abteilung, Adolf Heinrich Lindström, ein, und damit mußten die Verhältnisse als endgültig geordnet betrachtet werden. Er war seither noch an Bord geblieben und hatte dort die Küche besorgt, aber nun war er da nicht mehr notwendig. Seine Kunst wurde bei den „Maalmännern“ jetzt besser geschätzt. Auf dem Fram übernahm von diesem Tage an das jüngste Mitglied der Gesellschaft, der Koch Karenius Olsen, das Amt des Küchenmeisters, und er stand diesem Posten mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit allein vor, bis er im Mai 1912 in Hobart wieder einen Gehilfen bekam. Das war eine brave Leistung für einen Burschen von 20 Jahren! Hätten wir nur recht viele seines Schlages!

Mit Lindströms Ankunft in Framheim kam nun die Küche und das tägliche Brot ins richtige Geleise. Der Rauch wirbelte lustig zu dem leuchtend schwarzen Kaminhut hinaus und verkündigte, daß die Eisplatte jetzt wirklich bewohnt war. Wie heimlich war es, wenn wir nach der Tagesarbeit dahergefahren kamen und diesen Rauch aufsteigen sahen! Es ist ja im Grunde herzlich wenig, und doch sagt es so unendlich viel. Mit Lindström zog außer dem „täglichen Brot“ auch Licht und Luft — beides Dinge, auf die er besonders viel hielt — bei uns ein. Zu allererst stellte er die Lurlampe auf und schaffte uns dadurch eine Beleuchtung, die zum Wohlbefinden und zur Bequemlichkeit während des langen Winters sehr viel beitrug. Luft verschaffte er uns auch, wobei ihm Stubberud behilflich war. Diese beiden miteinander verschafften uns während des ganzen Aufenthalts eine ausgezeichnete reine, frische Eisluft in der ganzen Wohnung. Ohne Fleiß und Arbeit wurde dies freilich nicht erreicht; aber was kümmerten sich diese beiden um vermehrte Arbeit! Die Lüftungseinrichtung war oft launisch, und ab und zu versagte sie ganz, hauptsächlich bei ganz stillem Wetter, wo diese Bruderschaft dann viele Künste und Kniffe anwenden mußte, bis sie wieder in Gang war. Meist wurde in solchen Fällen ein Primuskocher unter das Abzugsrohr gestellt und zugleich dem Zuleitungsrohr ein Eisumschlag gemacht. Während dann der eine der Werkmeister mit dem Primuskocher unter dem Abzugsrohr auf dem Bauche lag und die Luft auf diesem Wege nach oben führte, sprang der andere aufs Dach und warf große Schneeballen in das Zuleitungsrohr, um dadurch die Luft niederzudrücken und neue einzuführen. Manchmal setzten sie dieses Verfahren stundenlang fort, ohne nachzugeben. Zum Schluß war dann die Luftleitung ohne wahrnehmbare Ursache wieder in voller Tätigkeit. Ganz zweifellos ist bei einer solchen Überwinterung die Art der Lüftung von großer Wichtigkeit für die Gesundheit und auch für's Wohlbefinden. In den Berichten anderer Forschungsreisenden wird beständig darüber geklagt, daß sie unter Kälte, Feuchtigkeit und daraus entstandenen Krankheiten viel zu leiden gehabt hätten. Das ist nur eine Folge schlechter Lüftung. Wird genügend frische Luft zugeführt, dann wird das Brennmaterial besser ausgenutzt und die Wärmeerzeugung selbstverständlich vermehrt. Ist aber die Lüftung ungenügend, dann geht ein großer Teil der Feuerung in unverbranntem Zustand verloren, und Kälte und Feuchtigkeit sind unvermeid-

lich. Die Lüftung muß natürlich in Übereinstimmung mit dem Bedarf geregelt werden können. In unserem Haus gebrauchten wir neben dem Küchenherd nur die Kurlampe, und damit hielten wir die Stube so warm, daß die in den oberen Kojen Liegenden beständig über Hitze klagten. Ursprünglich war Platz zu 10 Kojen in der Stube; da wir aber nur zu neun waren, wurde die eine Kojen entfernt und unser Chronometerschrank an deren Platz gestellt. Außerdem hatten wir 6 Beobachtungsuhrnen, die wir beständig bei uns trugen und die den ganzen Winter hindurch miteinander verglichen wurden. Die meteorologischen Instrumente bekamen ihren Platz in der Küche, und Lindström, der einzige, der sich dazu eignete — übernahm nun die Stellung eines Aufsehers der meteorologischen Station und des Instrumentenmachers der Forschungsreise.

Unter dem Dach wurden alle Sachen untergebracht, die keine größere Kälte vertrugen, wie Arzneien, Saft, Eingemachtes, Rahm, Essigfrüchte und Tunken. Außerdem auch alle unsere Schlittenkisten sowie die Bücherei.

(Schluß folgt.)

Hans Land: Alfred von Ingelheims Lebensdrama.

Roman.

(Fortsetzung.)

Es stand nicht fest, auf welche Weise dem Kronprinzen der amerikanische Antrag zur Kenntnis kam, den die Komtesse Dornenburg erhalten hatte. Prinzessin Luise hatte ihrem Bruder nichts davon gesagt. Diese Nachricht wirkte anfänglich auf Wilhelm wie ein Liebeszeichen. Wenn die unbegüterte Komtesse jene glänzende Versorgungsmöglichkeit von der Hand wies, so tat sie das, weil ihre Neigung einem Anderen gehörte. Der Kronprinz hatte bis dahin mit der jungen Hofdame nur wenige Worte der Konvention gewechselt, aber das flammande Erröten der Komtesse bei diesen seltenen Begegnungen hatte ihn der starken Neigung des Fräuleins sicher gemacht. Auch er hatte seiner jugendlichen Scheu und knabenhafthen Verlkommenheit ihr gegenüber, wie er meinte, mehrmals Blide abgerungen, die für Sekunden in dem feucht schimmernden Blau der geliebten Augen sich festgesogen und ohne Worte gesagt hatten, was auszusprechen bisher ihm keine Gelegenheit ermöglichen wollte. Auf die vorsichtigste Weise, verläßlicher Zwischenpersonen sich bedienend, hatte der Kronprinz das Bild der Odipustöchter an sich gebracht. Es hing jetzt in seinem Arbeitszimmer, von einem grünseidenen Vorhang verhüllt, an versteckter Stelle und bot ihm Trost, wenn allzu lange Zeit verstrich, ohne daß er die Möglichkeit gewann, die heimlich Geliebte zu sehen. Oft rechnete er sich vor, daß er der Neigung der Angebeteten im Grunde in keiner Weise sicher sein konnte. Ihr Erröten bei den Begegnungen konnte die Schüchternheit des Fräuleins seinem hohen Rang gegenüber bewirkt haben. Die Ablehnung des amerikanischen Antrages bewies vollends nichts, denn es war zu begreifen, daß ein so junges Geschöpf auch ohne den Einfluß einer anderen Neigung sich wohl außerstande fühlte, einem Wildfremden die Hand fürs Leben zu reichen, blos weil er ungeheuer reich war. Diese Nöte schufen dem Sehnsuchtsvollen starke Pein, ohne daß er einen Weg fand, sie zu enden. Seine nicht zu entschlossenen Tun geneigte Natur scheute auch hier vor entschiedenen Schritten zurück, und so gewaltig es ihn auch drängte, zu einer Verständigung und Aussprache mit der Komtesse zu kommen, so hielten ihn doch stete Bedenken von jenem Schritt zurück, der ihn dem Ziele hätte näher bringen können. Trotz seiner Jugend und der ihr entsprechenden Glut seines Gefühls ließ der Prinz die Hemmungen wirken, welche die Erkenntnis in ihm auslöste, daß diese Neigung

hoffnungslos war. Der Kronprinz hatte zwar das Beispiel eines Ranggenossen gesehen und bewundert, der als Thronfolger eines von mittelalterlicher Etikette beherrschten, ja geknechteten Hofs dennoch einer Unebenbürtigen die Hand zur Ehe gereicht und auf die Thronfolge seiner Kinder Verzicht geleistet hatte, vielleicht in der Idee, dereinst zur Herrschaft gelangt, diesen Verzicht widerrufen und außer Kraft setzen zu können. Der Kronprinz hatte dieses Beispiel einer mutigen und entschlossenen Liebe wohl gesehen und schön gefunden, aber er fühlte dennoch nicht die Kraft in sich, ihm nachzueifern. Freilich war jener Fürst ein Mann und er, Wilhelm, nur erst ein dem Knabenalter kaum entwachsener Jüngling. Das machte es wohl, daß der Gedanke, so freventlich gegen die Überlieferung anzurennen, ihm kaum faßlich blieb. So sah der Prinz hier nichts als die Gewißheit, durch eine Annäherung sich und vor allem das junge Fräulein unglücklich zu machen. Und diese Erkenntnis bewog ihn zum Verzicht. Er litt dabei — gewiß — aber er fand und übte den stillen Trost der Lyrik und vertraute verschwiegenen Blättern in zierlichen und gar nicht so durchaus alltäglichen Versen die Pein, die er trug. Nicht einmal der Schwestern teilte er sich mit, denn ihr kühlnünftiges Wesen scheuchte ihn von dem Entschluß zurück, ihr Dinge anzuvertrauen, die sie vielleicht mit einem überlegenen Lächeln als unverständlich oder kindisch hätte abtun können. Das fürchtete er. Und so blieben seine Liebesgeschäfte darauf beschränkt, die in Gedanken so heiß Ummorbene aus der Ferne anzubeten, ihr dann und wann einen Blick der Hingabe und der Sehnsucht zu senden und scheu wieder zurückzuweichen, wann ihm die Erwiderung dieses Blickes aus jenen wasserklaren schimmernden Meeraugen zu sagen schien, daß auch nach ihm Sehnsucht empfunden wurde. Dann übergoß sein schönes Gesicht Purpurglut, und ein Bittern ergriff seinen hohen, schlanken, prachtvoll ebenmäßigen, edlen Körper. Aber des Kronprinzen heimliche Verse sollten bald von noch schärferen und schmerzlicheren Klagen ertönen. In einer Unterredung setzte der König seinem nunmehr einundzwanzigjährigen Sohne die Notwendigkeit einer baldigen Vermählung auseinander. Dem Thronfolger war eine Großfürstentochter sarmatischen Geblütes zugesetzt, deren Glaubenswechsel seitens der Gegenpartei in vorsichtigen und höchst geheimen Vorverhandlungen zugesagt worden war. Alle Sonderabmachungen für eine Doppelheirat waren getroffen, da auch Prinzessin Luise dem ältesten Sohne des gleichen Großfürsten ehelich verbunden werden und auch ihrerseits einen Glaubenswechsel vornehmen sollte. Die konfessionelle Seite der Sache war es, die dem Könige diese Schritte schwer mache, aber es blieb ihm nichts übrig als einzumilligen, da die geringen Chancen unter Ebenbürtigen ihm für seine Kinder keine reichere Auswahl ließ und diese doppelte Eheschließung in politischer wie finanzieller Beziehung Vorteile bot, wie keine zweite, die im Bereich der Möglichkeiten lag. Der König bemerkte wohl die niederschmetternde Wirkung, welche die Mitteilung der baldigen Verehelichung auf seinen Sohn mache. Er fragte ihn besorgt, ob etwa seine Neigung nicht mehr frei, ob er

vielleicht in eine Jugendliebe verstrickt sei. Der Kronprinz verneinte hastig, aber das väterliche Auge bemerkte doch, wie der Blick des Sohnes sich umsloerte und seine zusammengebissenen Zähne die mühsam bewahrte Fassung erkennen ließen. Mit auffälliger Hast verabschiedete sich der Prinz von seinem Vater, der ihm besorgt und kopfschüttelnd nachsah.

Die Prinzessin nahm vorerst mit stiller Vernünftigkeit die Mitteilung ihrer geplanten und bevorstehenden Verlobung entgegen. Sie betrachtete das ihr vom König vorgelegte Bild ihres künftigen Gemahls in aller Ruhe und antwortete auf ihres Vaters Frage, daß es ihr nicht missfalle. Eine andere Frage des Königs, ob ihr etwas von einer Herzensneigung ihres Bruders bekannt sei, verneinte sie. Aber dem König ließ diese Sorge keine rechte Ruhe. Er begab sich am nächsten Tage zu früher Morgenstunde im Automobil zu seinem Sohne nach dessen Garnisonstadt zu einer Unterredung unter vier Augen, in deren Beginn der Kronprinz sich sehr beelegt und verlegen zeigte, weil er mit Zagen erwartete, der König werde das verborgene Bild der Ödipustöchter im Arbeitszimmer entdecken, in dem die Besprechung stattfand. Dem Prinzen war kein Gedanke schaudervoller als der, seine Neigung eingestehen zu müssen und verraten zu sehen. Noch einmal und sehr eindringlich richtete der König die Frage an seinen Sohn, ob er sein Herz schon vergeben habe. Er frage zum zweiten Male, nicht weil er der ersten Antwort keinen Glauben schenke, sondern weil die Sorge ihn quäle, ob der Kronprinz nicht nur aus mangelndem Vertrauen zum Vater, aus Scheu, aus falscher Scham die Wahrheit verberge. Die Thronerben müssen gerade deshalb so frühzeitig heiraten, weil es dringend nötig sei, sie vor verhängnisvollen Herzensbündnissen zu bewahren, die, dem Gesetz der Ebenbürtigkeit entgegen, notwendig zu Schmerz und Unheil führen. Da das hauptsächlich verbindende und bindende Glied jeder Familie, da die Mutter im Hause fehle, und er, der König, durch seine schweren Pflichten sehr im Anspruch genommen werde, so sei es gekommen, daß nicht die rechte Fühlung zwischen ihm und seinem Sohne vorhanden war. Er beklage das sehr, da die Natur doch selbst ihn dazu aussersehen habe, der beste Freund seines Sohnes zu sein. Diese frühe Heirat (die Großfürstin, die dem Prinzen zugesetzt war, zählte erst siebzehn Jahre) gewährleiste einen guten Ausgang, weil in solcher Jugend beide Teile um so leichter sich ineinander zu schicken vermögen, in einer Entwicklungszeit, in der die Charaktere noch biegsam, weich und modelungsfähig seien. Er selbst, der König, habe ebenfalls mit einundzwanzig Jahren nach den Wünschen seines Vaters und den Bedürfnissen des Landes eine Neunzehnjährige heiraten müssen, und alles sei wunderbar gut gegangen, bis der Tod das gute und feste Band allzu frühzeitig löste. Den Bedürfnissen des Landes entspreche diese geplante Doppelverbindung mit den Zugehörigen einer alten sehr mächtigen und überaus reichen Dynastie auf das höchste. Sie bedeute geradezu ein Glück für das Königreich, dem dieses Ereignis einen gleichen Zuwachs an Ansehen brächte, wie etwa ein glücklicher

Krieg. Natürlich könne von einem Zwange nicht die Rede sein. Er, der König, sei kein Tyrann, am wenigsten seinen Kindern gegenüber. Sollte sich bei der demnächst in aller Zwanglosigkeit stattfindenden ersten Begegnung der beiden zu verlobenden Paare herausstellen, daß diese Verbindungen ohne großen Zwang der Beteiligten unmöglich seien, so werde selbstverständlich davon Abstand genommen werden müssen. Der König aber und seine Ratgeber, vor allem der Ministerpräsident, der die auswärtige Politik leite, hofften von ganzem Herzen, daß solche Hindernisse nicht eintreten und alle Faktoren sich der Vermittelung und Durchführung des Planes günstig erweisen möchten. Sollte trotz der gegenwärtigen Erklärungen irgend eine Neigung dem Kronprinzen diesen Schritt erschweren, so wäre er dennoch seiner Stellung und seinem künftigen hohen Amte das Opfer dieser Eheschließung schuldig. Die auf den Höhen seien allemal die, denen es in letzter Reihe vergönnt bliebe, an das eigene Glück zu denken. Das sei im Königshause alte bewährte, selbstverständliche Überlieferung, die seit vielen Jahrhunderten kein zur Krone Verusener oder ihr auch nur Naher jemals verletzt habe.

Diese mit großer Eindringlichkeit gemachten Vorhaltungen hörte der Prinz schweigend und respektvoll an, dann versicherte er dem Vater, daß er ihn in keinem Punkte zu enttäuschen gesonnen sei, und daß des Königs Besorgnisse durchaus grundlos wären.

Erleichterten Herzens verließ König Wilhelm seinen Sohn nach herzlicher Verabschiedung. Der Prinz blieb in schlimmer Verfassung zurück. Er war von diesen überraschenden Entscheidungen wie betäubt und fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. Als wäre der Blitz dicht neben ihm niedergegangen, so fassungslos war er. Wie kamen doch diese Schicksalsfügungen gerade im rechten Augenblick über ihn. Es war, als packe ihn eine Faust an der Schulter, ihn von etwas Gefährlichem und Verderblichem zurückzureißen. Wäre dieser Verlobungsplan auch nur einen Monat später an ihn herangetreten, er hätte sich vielleicht dennoch dazu hinreißen lassen, die junge Gräfin in eine Herzengeschichte zu verwickeln, aus der ihr nur Schmerz und Leid hätte erwachsen müssen. Was immer nun kam, sein Gewissen hatte er sich rein erhalten, und damit ließ sich am Ende jedwede Fügung ertragen. Im starken Orange, sich mitzuteilen und mit einer schicksalverwandten Seele sich auszusprechen, telephonierte der Prinz an seine Schwester und bat sie um eine zeugenlose Zusammenkunft in seinem Jagdschlößchen Sophienruh, das auf halbem Wege zwischen beiden Residenzen im Herzen der königlichen Forsten still und einsam belegen war. Der Aprikostag war düster, regnerisch, kalt. Der Kronprinz traf vor seiner Schwester in Sophienruh ein und setzte sich fröstelnd vor das große Feuer, das im Riesenkamin des mächtigen großen alten Bankettsaales knisterte und prasselte. Durch die spitzbogigen hohen Fenster trauerte der versimmte Regentag in das Düster des Saales herein, dessen Länge eine schwarze schwere Eichentafel einnahm, die eine Menge von

reich geschnittenen, schwarzen eichenen Sesseln umstanden. Riesengeweihe von Hirschen und Elchen drohten von den dunklen Wänden. An der Stirnseite der Tafel ragte ein besonders hoher Sitz mit der Königskrone geziert. Von den Wänden hoben sich die stumpf gewordenen Goldrahmen so stark nachgedunkelter uralter Gemälde, daß des trüben Tages unsicher flackerndes bleiches Licht heute kaum erkennen ließ, welche Abarten des edlen Weidwerkes diese Bilder zu verherrlichen bestimmt waren. Pferdegetrappel, Räderknirschen auf hartem Kies wurde hörbar. Der Kronprinz, im dunklen Sportanzuge mit Kniehosen, erhob sich von seinem Sitz vor dem Feuer und trat an eins der Fenster, die auf die niedrige Rampe gingen, welche der Wagen der Prinzessin soeben hinaufführte. Der Wind umheulte das Schloßchen, und die alten regenschweren, schwarzen Föhren schüttelten sich ächzend. Die Prinzessin trat ein — die schlanke Gestalt im dunklen Stadtkleide mit Jackett und Pelzboa. Sie umarmte und küßte den Bruder, den sie länger als eine Woche nicht gesehen hatte, und sagte dann lächelnd: „Romantisch wie immer, Willy. Weshalb mußt' es durchaus der alte Gespensterkasten sein, in dem wir uns bei diesem scheußlichen Wetter treffen sollen?“

„Ich wünsche keine Zeugen, Luise.“

„Geheimnisse also?“

„Nicht im geringsten. Spürst du denn deinerseits gar kein Bedürfnis zu einer Aussprache mit mir?“

„Gewiß. Ein sehr dringendes sogar. Ich wäre sonst morgen zu dir gekommen. Wir sind ja doch wieder einmal Schicksalsgenossen.“

Der Prinz hatte seiner Schwester, die ebenso hoch aufragte wie er selbst, den anderen Sessel zum Feuer gerückt und ließ sich jetzt ihr gegenüber nieder.

„Papa war heute morgen bei mir.“

„Ich weiß, Willy. Er macht sich Sorge darüber, daß dir diese Verlobung gar zu schwer werden wird.“

„Ich habe ihn darüber beruhigt.“

„Das ist lieb von dir. Er hat Sorgen genug. Wir müssen ein jeder für sich sehen, mit uns selber fertig zu werden.“

„Das ist nicht leicht.“

„Was ist denn leicht in unserem Leben, Willy?“

Der Prinz seufzte. „Wir sind Sklaven der Konvention, von Rücksichten wie von Eisengittern eingeengt, Gefangene. Allen möglichen und unmöglichen Dingen angehörig — nur nicht uns selbst. Ein Hundeleben.“

„Papa hat dir doch gesagt, daß diese Verbindung nicht unbedingt von dir gefordert wird. Auch mir ist es freigegeben, falls dieser sarmatische Vladimir mir gar zu unmöglich erscheint, ein tapferes Nein zu sagen.“

„Dann mit tröstest du dich? Wenn diese siebzehnjährige Olga mir so mißfällt, daß ich es vorzöge mich totzuschließen, als ein ganzes langes Leben mit ihr zu verbringen — was dann?“

„Du darfst doch nein sagen, Willy, genau wie ich!“

Der Prinz sah seine Schwester mit einem durchdringenden Blicke an. „Du, Luise, darfst so wenig nein sagen wie ich selbst. Der König, der Staat, die Minister, jeder Patriot im Lande wünscht, daß diese Eheschließungen zusammenkommen. Das Erreichen dieser Ziele gibt unserm Lande einen solchen Zuwachs an Ansehen gleich wie ein gewonnener Krieg — — und — du willst nein sagen . . .“

Es wurde still zwischen den beiden, die nun mit traurigen Augen stumm in das lodernde Spiel der Flammen blickten . . .

Mit müder Stimme sagte der Prinz: „Zwiespältig, unwahr wie unser ganzes Sein sind unsere Worte. Selbst unser guter, wahrheitliebender Vater spricht doppelzüngig. „Ihr dürft nein sagen“, tröstet er seine Kinder, aber im gleichen Atemzuge macht er uns klar, daß man mit Sicherheit von uns ein Ja erwartet. Was wirst du tun, Luise?“

„Was mein Vater hofft.“

„In jedem Fall?“

„In jedem. — Du hast recht. Man muß den Dingen ins Auge sehen und sich nicht mit Nichtigkeiten beruhigen wollen. Auch du, Willy, wirst tun, was man von dir erwartet. In jedem Falle“ . . .

„Warum?“

Der Prinz fuhr mit Heftigkeit auf und sah wild umher. „Warum? Warum werde ich das tun? Warum soll ich das tun? Was gibt man mir für solch ein Opfer? Was täusche ich dafür ein?“

„Ein Königreich, Willy — eine Krone.“

Die Prinzessin hatte es mit bitterem Lächeln gesagt und in einem Tone, der die Nichtigkeit dieser beiden ungeheuer großen Dinge in ihrer Schätzung zweifellos kund tat. Der Prinz seufzte tief auf.

„Du mußt es anders fassen,“ sagte Luise mit einem seltsam entschlossenen Tone. „Menschen, wie wir, sind auf einen Posten gestellt, den sie auszufüllen haben. Wir müssen tun, was man von uns verlangt und erwartet. Ganz einfach.“

„Und unser Glück?“ fuhr der Prinz auf.

„Danach fragt niemand.“

„Ich aber frage nach meinem Glück, Luise! Ich bin einundzwanzig Jahre! Ich habe ein Recht auf Glück!“

„Um das auszuüben, Willy, müßtest du dir erst klar darüber werden, was du unter Glück verstehst. Ich habe gestern in einem recht gescheiten Buche, dessen Autor das Leben gut zu kennen scheint, gelesen, es stände nirgend geschrieben, daß die Menschen glücklich sein müssen. Dazu wären sie gar nicht da.“

„Das Lied kenne ich,“ grollte der Prinz. „Pflicht! nicht wahr, Pflicht — das ist der Inbegriff des Lebens? . . .“

„So jung ich bin, Willy, ich glaube es und neige der Ansicht zu, daß man auf diesem steinigen Umwege schließlich doch zum Glückziele einmal kommt.“

„Vielleicht — mit grauem Haar. Aber solange mag ich nicht warten.“

„Du redest dich in eine Verbitterung hinein, Willy, die unfruchtbar ist und zu nichts helfen kann. Halte dich nicht bei ihr auf. Wem so wenig Wahl bleibt, wie dir und mir, der soll das Notwendige tun und mit möglichst freundlichem Gesicht. Es braucht niemand zu sehen und zu erfahren, daß wir leiden. Du wirst dich in dein Los ergeben, tu's also möglichst liebenswürdig.“

„Vielleicht ergebe ich mich nicht, Luise.“

„Mach dir nichts vor, lieber Junge. Du hast Papa versprochen, nach seinem Wunsch zu handeln, und dein Wort bindet dich. Von dieser Tatfache abgesehen, bist du der Mensch nicht, der die Tatkraft hat, seine Schicksalsketten zu zerreißen. Du hast diese Kraft nicht und bist, wie ich, eine Natur, die eben duldet.“

Ein Wutlaut kam von dem Prinzen, der, seinen Sessel gewaltsam zurückstoßend, aufgesprungen war und, das Taschentuch an die Augen drückend, seine heiße Stirn gegen die nasse Scheibe des Fensters preßte. Erschreckt von diesem Ausbruch erhob auch die Prinzessin sich von ihrem Sitz, trat an den Bruder heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte begütigend mit ihrer klaren Stimme.

„Ich sage dir das nicht, dich zu erbittern. Auch kein Tadel liegt in alledem. Wir gehören uns eben nicht, wir gehören den anderen und sind es ihnen schuldig, daß wir das tun, was ihnen und ihrem Glücke dient. Das ist unsere Bestimmung. Es ist der schmerzlich hohe Preis, den wir dafür erlegen müssen, daß wir auf so ragender Höhe leben. Adel verpflichtet, und die Geburt auf Thronestufen ist das bindende Dokument unserer Hörigkeit und Unfreiheit. Opfer sind wir all' dieser Umstände. Alles, was wir tun können, ist, daß wir die Selbstentäußerungen, zu denen die Welt uns zwingt, mit Würde vornehmen und mit einem Lächeln das letzte Glückbegehr von uns abtun. . . .“

Der Prinz schluchzte wild auf bei diesen Worten seiner Schwester, schläng verzweifelt seine Arme um sie. Auch ihren Augen entströmten Tränen. Auch sie weinte nun — vielleicht wie er — um einen unerfüllten Traum...

10.

Es gibt Worte, die in der Seele dessen, zu dem sie gesprochen wurden, einen Eindruck machen, von dessen Tiefe und Nachhaltigkeit der, der sie sprach, kaum etwas ahnt. Was die Prinzessin zu ihrem Bruder über seinen Mangel

an Tatkraft gesagt hatte, daß er der Mann nicht sei, der die Kraft besäße, seine Schicksalsketten zu sprengen, das griff tief in dieses jungen Menschen Seele. Es gab ihm Aufschluß über sich selbst, lehrte ihn, sich im wahren Lichte zu sehen, schenkte ihm die Erkenntnis seines Wesens. Sie hatte recht, die Schwester. Er war eine passive Natur und besaß keine andere Bestimmung als die, mit sich geschehen zu lassen, was das Schicksal wollte. Wenn er das mit Unstand über sich ergehen ließ, so füllte er seinen Platz aus, so tat er seiner Pflicht Genüge, so entsprach er ganz den Erwartungen derer, die Hoffnungen auf ihn gesetzt hatten. Er verstand es nicht. Das sollte die Vorbereitung für seinen Herrscherberuf sein? Diese vollkommene Passivität sollte in ihm den Mann heranreifen machen, der dereinst über das Schicksal von 20 Millionen Menschen zu bestimmen haben sollte? Eine seltsame Schule für einen Herrscher! Freilich, auch sein Vater hatte sie durchgemacht und bewährte sich heute doch einigermaßen an seinem Platz. Die Zeitungen sprachen gut von ihm, je besser, je entschiedener demokratisch sie gesinnt waren. Wenigstens seit jenem Umschwung in der inneren Politik, der eine liberale Majorität im Landtage, und als deren Folgen ein volkstümliches Ministerium sowie eine demokratisierende Richtung in die Verwaltungen des Landes gebracht hatte. Man war in diesen fünf Jahren ganz schön mit den Reformen vorangekommen, hatte das gleiche und direkte Wahlrecht eingeführt, eine die Finanzen kräftig befruchtende Erbschaftssteuer, sowie die fakultative Feuerbestattung. Drei Hauptpunkte des alten liberalen Programms waren somit erfüllt worden, um die die Demokratie länger als ein Menschenalter vergeblich gekämpft hatte. Es gab dem Thronfolger sehr zu denken, daß sein königlicher Vater sein konstitutionelles Herz so spät erst hatte entdecken können. Er konnte die Schwenkungen nach links erst ausführen, nachdem ihn liberale Wahlen dazu stark gemacht hatten, diesen Vorstoß gegen Adel und Klerus zu wagen, deren Vertreter in beiden Kammern sich lange und halsstarrig genug gegen diese „revolutionären“ Neuerungen gesträubt hatten. Sie waren bei der Verteidigung ihrer alten Privilegien so lange standhaft geblieben, bis die Vertreter des dritten und vierten Standes so zahlreich im Parlament und so stark in der politischen Presse geworden waren, daß ihnen die Kraftprobe gelang, einen bedeutenden Teil der realen Macht den Adligen, Großgrundbesitzern und Geistlichen aus den eisenharten Fäusten mit Gewalt zu entreißen. Jetzt erst, nachdem die fortschrittlichen Parteien sich so stark erwiesen hatten, schlug der König sich auf ihre Seite, indem er öffentlich kund gab, daß diese Schwenkung zur Demokratie schon längst sein Herzenswunsch gewesen wäre. Und das war nun der Mann, der den Herrschnamen trug. Auch er war somit nichts als ein Faktor der sich umbildenden Zustände und Verhältnisse. Waren die liberalen Wahlen ausgeblieben, so hätte der König seinen Wunsch, konstitutionelle Politik zu machen, nicht ausführen können.

Auch er war also schwächer als die Dinge und besaß trotz Krone und Zepter nicht die Macht, Hindernisse zu besiegen. War das die Lage und das Schicksal des Herrschers, so dünkte den Prinzen freilich das slavische Sichschicken in Schicksale, die andere ihm bereiteten, die vollkommen passende Vorbereitung für den königlichen Beruf. Aber es schien doch noch sehr die Frage, ob er selbst, der Kronprinz, überhaupt noch in die Lage kommen würde, dereinst das Schattenkönigtum dieses konstitutionellen Reiches zu verwalten. Die Dinge blieben stetig im Flusß, und die Arbeiterpresse sowie die sozialdemokratischen Volksvertreter im Parlament und im Verein mit ihnen der republikanische Flügel der äußersten bürgerlichen Linken machten kein Hehl daraus, daß die demokratische Richtung der neuen Politik nichts sei als ein Übergang zu rein republikanischen Staatsformen, während die Sozialdemokraten den Zukunftstaat von Parteiwegen als nahe bevorstehend mit Lärm ankündigten. Diese rote Flut umspülte die Throne in allen Ländern der Welt drohend und untergrabend und hatte bereits eine solche Druckkraft, daß sie ihren Einfluß auf die Gesetzgebung stark und deutlich zum Ausdruck brachte. Der vierte Stand forderte und erlangte soziale Rechte wie Krankheits- und Altersrenten, kämpfte um Witwen- und Waisenversicherung, forderte ein Privileg von der Riesenbedeutung des „Rechtes auf Arbeit“, während die Unternehmerklasse heute schon mit Murren und Klagen einen Teil der Lasten der Alters- und Invalidenversorgung der Arbeiter trug. Der soziale Krieg war im vollen Gange und hielt die Regierungen so in Atem, daß sie nicht einmal im entferntesten daran zu denken wagten, Kriege gegen einander zu unternehmen. Die ungeheuren inneren sozialen Gefahren verboten das einfach, denn man sah ein, daß der verlierende Teil eine Revolution erleben müßte, deren Erschütterungen auch die Nachbarreiche treffen und deren Dynastien bedrohen würde. Nichtsdestoweniger wagte kein Staat, trotzdem der Friede länger als ein Menschenalter schon gewährt hatte, seine Kriegsvorbereitungen zu unterbrechen oder auch nur um ein Geringes einzuschränken. Die Rüstungen wurden im vollen Umfange aufrecht erhalten und drückten empfindlich im Verein mit den neu übernommenen sozialen Fürsorgelasten heftig auf den Staatshaushalt. So war es überall — die Budgets schwollen unheimlich an. Die Staatsschulden wuchsen in die Milliarden, und wer irgendwo der natürlichen Lösung dieses Problems, der Abrüstung, das Wort zu reden wagte, brandmarkte sich auf der Stelle als einen Utopisten. Die Feudalen gaben in gewohnter Brutalität offen zu, daß die ungeheuren Rüstungen nicht in letzter Linie auch gegen den „inneren Feind“ gerichtet seien. Und während die umsturzbeflissenen proletarischen Parteien in musterhaften Organisationen und fast heroischem wirtschaftlichen Opfermut in Streifzeiten die Genossen, in Ruheperioden die Parteikasse unterstützten, hatten die bürgerlichen Fraktionen bisher die Seiten ihrer annoch währenden Herrschaft zu häßlichen und abstoßenden Kuhhandels-

geschäften missbraucht und das ganze Parlamentsleben zu einer Wahrnehmung materieller Klasseninteressen herabgewürdigt, so daß der Tagespolitik der gemeine Stempel der Profitwut aufgedrückt wurde, und jeder Verfechter höherer Interessen von ihr mit Abscheu und Ekel erfüllt sich abwandte. Es war kein Wunder, daß bei dieser Lage der Dinge manch einem jungen Thronfolger die Zukunft so unsicher, drohend und trostlos erschien, daß er ihr nur mit Bangen entgegenseh. Es geschah, daß die Thronerben von Weltreichen, begabte junge Fürsten, in Alkohol und erotischen Betäubungen Beschwichtigung suchten und in tollen Liebeserzessen einen geheimnisvollen und mit allen Schauern der Kriminalromantik umwobenen gewaltsamen Tod fanden. Die strengen Hausgesetze der Dynastien fanden eine Reihe revolutionärer Verleger unter den Königs- und Fürstenkindern selbst. Wie eine prinzhafte Revolution erschienen alle die tollen Ehebruchs- und Landfluchtsgeschichten von Kronprinzeninnen, Königstöchtern und -söhnen, all' die Verschwendungs- und Entmündigungs-Affairen der Palastgeborenen, die Lossgagungen von Erzherzogen, die bürgerliche Namen wählten und die Fürstenschaft verschmähend in die Welt zogen, um sich aus der Hefe der Menschheit die Lebensgefährtinnen zu wählen. Der Geist der Zuchtlosigkeit und des Verneinens der Autoritäten war in die Fürstenhäuser gedrungen und trieb deren Angehörige, die die Muster des Lebenswandels den Volkheiten darbieten sollten, in die allerunehörtesten Skandalgeschichten. Und nicht nur thronferne Ugnaten, nein Könige selbst im weißen Haar gaben der Welt das pikante Schauspiel heimlicher Ehen mit den Löchtern aus Portierfamilien, Bündnisse, für die freilich erst im Angesicht des Todes die kirchliche und staatliche Legitimierung gesucht wurde. Und auch das geschah zu keinem andern Zwecke, als zu dem, den königlichen Kindern, die es freilich nicht minder toll getrieben hatten, Erbschaftsrechte zu rauben.

Das Erleben und Beobachten all' dieser Vorkommnisse hatte mit der Zeit in des Kronprinzen Seele eine Stimmung hervorgerufen, die ihn veranlaßte, hin und wieder mit dem Gedanken einer Flucht aus all' seinen Lebensumständen zu spielen. Das Beispiel eines mitteleuropäischen Prinzen machte tiefen Eindruck auf ihn, eines großherzoglichen Sprossen, der nach Annahme eines bürgerlichen Namens ein Schiff erworben hatte und auf diesem in die Welt fuhr, in der er spurlos verschollen blieb. Die politischen Zustände im Lande, der Mangel an Hoffnung, sie bessern zu können, der Kleinmut der eigenen Natur und die ihr innenwohnende Lebensfurcht gaben dem Kronprinzen Wilhelm öfter den Gedanken ein, es diesen Ausbrechern der Dynastien gleich zu tun und mit einem solchen Schritt sein Bekentniss vor der Welt abzulegen, er spüre weder Lust noch Kraft in sich, dereinst das väterliche Amt zu überkommen und dessen Bürde sein lebelang fortzuschleppen. Der Kronprinz äußerte von diesen Dingen niemandem gegenüber ein Wort, erschrak er doch

selbst über solche Regungen. Auch konnte er den Gedanken nicht fassen, seinen Vater so zu betrüben und zu enttäuschen. Aber er kehrte in Stunden besonderen Kleinmuts zu diesem Gedanken zurück, immer dann, wann die Einengungen seiner Geburt ihm Opfer abforderten, die er mit Zähneknirschen nur brachte. Die höfischen Repräsentationen langweilten ihn. Der militärische Dienst war ihm zuwider. Er hätte gern als freier Landwirt gelebt oder auf einem schönen Herrensitz in südlischer Natur an der Seite eines geliebten Wesens, mit Künstlern sich umgebend, ein mediceisches Herrenleben in Frieden und Schönheit verbracht, bei eigener dichterischer Betätigung das Dasein verträumt und die politische Entwicklung die Wege gehen lassen, die ihr gefielen. Nichts von alledem war ihm vergönnt. Er sah sich als Sklave von Dingen und Menschen an jedem neuen Morgen dazu verurteilt, eine Reihe von Geschäften zu erledigen, zu denen er sich zwingen mußte, und empfand hierbei nicht einmal die Genugtuung der Pflichterfüllung.

Der drängende und empörte Widerspruch gegen sein Los wurde am leidenschaftlichsten beim ersten Zusammentreffen mit seiner ihm zubestimmten Gemahlin, die er auf dem Landsitz eines befreundeten Hofs in aller Stille in der Umgebung ihrer nächsten Verwandten kennen lernen sollte, zu gleicher Zeit wie seine Schwester ihren Großfürsten. Die anordnenden Hofbehörden waren der Meinung gewesen, daß zu diesem „Kennenlernen“ ein Familiendiner mit anschließender Gartenpartie und Teezeit und am nächsten Morgen ein Abschiedslunch vollkommen ausreichend seien. Die kurzen, verlegenen, nicht zeugenlosen Gespräche zwischen den vier Ehekandidaten, die als solche sämtlich von erbarmungswürdiger Jugend waren, vollzogen sich in französischer Sprache, da die beiden Bräute in spe das Mutteridiom ihrer künftigen Gebieter noch erst zu lernen hatten. Kronprinz Wilhelm sah sich einem körperlich noch ziemlich unentwickelten jungen Mädchen gegenüber, nach dessen fader Blondheit er sonst nicht das Haupt gewendet hätte. Prinzessin Luise fand einen trotz seiner einundzwanzig Jahre bereits stark beleibten Phlegmatiker, dem die geistige Trägheit aus den Augen sah, und der, wie es den Anschein hatte, wie allen Geschehnissen so auch diesem, seiner drohenden Verheiratung, mit der denkbar größten Gleichmütigkeit entgegenschritt. Von seinem Vater ging die Kunde, daß er ein starker Alkoholiker sei, und die Gesetze der Vererbung machten sich bei ihm so nachdrücklich fühlbar, daß er aus ganz verschwommenen dunkelgrauen Augen in die Welt sah. Daß er selbst bereits stark trank, verriet von seiner Umgebung niemand, und der Gedanke daran wäre nicht aufgetaucht, wenn der angehende Bräutigam nicht trotz der Wachsamkeit seiner Leute bei jenem Familiendiner bereits ein wenig über das Maß gebechert hätte, was übrigens nur in etwas lauterem Lachen und darin sich fand gab, daß er nach Aufhebung der Tafel stracks auf seine königliche Braut zusteuerte, deren Ehrenfräulein beiseite drängte und von der ihm versprochenen Königs-

tochter mit ausgebreiteten Armen die Lippen spitzend und fortwährend baiser!! baiser!! rufend den vorzeitigen mündlichen Tribut erheischte... Drei starke Männer mußten ihn beruhigen. Das Zusammentreffen schloß mit einem offenkundigen Missklang. Der Kronprinz und seine Schwester waren von der Unmöglichkeit dieser Doppelheuschließung ganz und gar überzeugt. Aber schon auf der Heimreise machte ihnen der sie begleitende Oberhofmarschall des Königs klar, daß die Möglichkeit eines Rücktritts von dieser Verbindung kaum noch in Frage kommen könne, da hierdurch wichtige politische Pläne bedroht und zum Scheitern gebracht werden müßten. Die Sache sei zu weit gediehen, als daß es noch möglich sei, sie ohne schwere Störungen der freundlichen Beziehungen der beiden Länder jetzt noch ungeschehen zu machen. Man würde dem Könige eine neue schwere Sorge auf, wenn man mit der Erklärung heim käme, es würde nichts aus dem Plane, mit dessen Durchführung Seine Majestät bereits zu rechnen geruht hätten. Ratlos sahen die beiden königlichen Geschwister einander an. Sie fühlten sich tief gedemütigt. Sie empfanden die Schmach, aus ihrer Menschlichkeit vertrieben, zum Range von Sachen herabgesetzt zu sein, mit ihrer warmblütigen jungen Existenz nichts anderes zu bedeuten, als Rechnungsfaktoren, denen in den politischen Konjekturen der Minister und Diplomaten ihre eigenen Missionen zugesetzt waren, und die auf dem Schachbrett der Kabinette die ihnen zugedachten Züge ausführen mußten, Marionetten der hohen Politik, Puppen, welche die Drahtzieher des Welttheaters nach ihren nüchternen Erwägungen tanzen ließen.... So sprang man mit dem Lebensglück von Königsprossen um. Jedes Bettlerkind, das frei sich verschenkte, schien ihnen ein stolzes Wesen im Vergleich mit ihrer Rechtlosigkeit, mit ihrem absoluten Mangel an Selbstbestimmungsvermögen. Kronprinz Wilhelm knirschte in sich hinein, denn die er heimlich liebte, die Komtesse Dornenburg, war in der Begleitung seiner Schwester und Zeugin dieser Schmach. Sie kannte zweifellos den Zweck der Reise und tauschte trostlose Blicke mit ihrer Herrin, die nicht minder ihre Freundin war. Von dem Prinzen hielt sie sich mit Angstlichkeit fern, nachdem sie einmal tief ergrüßend bemerkte hatte, mit wie brennendem Sehnsuchtausdruck seine Augen auf ihr hafteten. Das war im Salonwagen auf der Bahnhaftr, als die Prinzessin sie für einen Moment in den Abteil des Kronprinzen gerufen hatte. Seitdem hielt sie sich mit Scheu und Furchtsamkeit von ihm fern, so daß er sie kaum einmal flüchtig von weitem zu sehen bekam.

Der König, der seine Kinder mit Spannung zurückerwartet hatte, sah, obwohl sie sich viele Mühe gaben, ihn nichts merken zu lassen, daß hier wiederum Opfer gebracht wurden. Er hatte sich in stillen Hoffnungen gewiegt, diese Verbindungen ließen sich vielleicht doch ohne allzu gewaltsamen Zwang ermöglichen. Er hatte seine Sorge damit zu beschwichtigen gesucht, daß er sich vorspiegelte, die beiden jungen Paare würden vielleicht einiges Gefallen

an einander finden, und diese Verbindungen ließen sich mit dem Ausblick auf durch Gewöhnung entstehende Neigungen schließen. In den resignierten Blicken seiner Kinder sah er, daß keine dieser Hoffnungen sich verwirklicht hatte. Das bekümmerte ihn sehr. Er richtete noch einmal an den Sohn wie an die Tochter die eindringliche Frage, ob sie sich denn durchaus auferstande fühlten, diese Ehe einzugehen, und erhielt beide Male die Antwort: diese Heiratspläne sollten so ausgeführt werden, wie der Zwang der Verhältnisse sie erfordere. Beide Königskinder wollten ihrer Pflicht genügen. Der König entsann sich, daß er selbst als junger Prinz seine erste Ehe nicht viel freudiger habe vollziehen können, und getrostete sich der Tatsache, daß diese Verbindung nachher dennoch eine glückliche geworden. Die gleiche frohe Fügung ersehnte er seinen Kindern, die er nun mit großer Liebe überschüttete, als gelte es, sie für erlittene Unbill zu entschädigen. Besonders seiner Tochter wendete er sich jetzt mit übervollem Herzen zu. Rückte doch der Zeitpunkt näher und näher, da er sie hergeben, sich von ihr fürs Leben trennen, sie fremden Verhältnissen in einem fernen Lande und allen Fährlichkeiten einer Verunfehle ausliefern mußte. Denn die Verlobungen beider Kinder waren nun in der Residenz mit Pomp und vieler Festlichkeit unter lebhafter Teilnahme des ganzen Landes gefeiert worden, das wirklich in dieser engen dynastischen Doppelverbindung mit der nachbarlichen Großmacht einen sehr starken Zuwachs an Ansehen für das Vaterland begrüßte. Beide fremden Großfürstenkinder, Bräutigam wie Braut, hatten hierzulande in der Verklärung des patriotischen Festtrubels recht guten Eindruck gemacht. Ihre idealisierten Photographien, sowie die Anwesenheit ihrer großfürstlichen Eltern und der Eindruck des etwas barbarischen Poms, den deren unerhörter Reichtum entfaltete, trugen hierzu bei. Der großfürstliche Bräutigam hielt sich diesmal energisch vom Champagner zurück, und die fade Blondheit seines Schwesternchens, der künftigen Königin des Landes, rührte die Herzen mit der Schlichtheit ihrer Erscheinung. Alles war durchaus nach Wunsch gegangen, und der Zeitpunkt der Doppelhochzeit auf den Frühherbst festgesetzt worden. Jetzt in sonnigen Frühlingstagen war die Ruhe des gewohnten Lebens wieder eingezogen, nachdem die fremden Fürstlichkeiten mit ihrem bunten lärmenden Troß für die Sommerzeit auf ihre Besitzungen am Schwarzen Meere sich begeben hatten. Der König mußte sich gegen sein rheumatisches Leiden einer Bäderkur in einer südlichen Thermenstadt unterziehen, und der Kronprinz verbrachte einen reichlichen Teil seiner Muße in Gesellschaft der Schwester, von der er ja nun doch auch in naher Zeit für immer sich trennen sollte. Die Geschwister schlossen sich enger denn je vorher an einander. An einem strahlenden Maimorgen hatte die Prinzessin sich telephonisch im Jagdschloß Sophienruh bei ihrem Bruder zum Frühstück angekündigt, das um 12 Uhr mittags auf der Waldterrasse des Schlöschens eingenommen werden sollte. Zehn Minuten vor zwölf telephonierte der

Kammerdiener Ihrer Königlichen Hoheit, daß Höchst dieselbe eine Automobilpanne auf halbem Wege in der Nähe der Bahnhofstation erlitten und mit einem Vorortszuge in die Residenz zurückgekehrt sei. Seine Königliche Hoheit dürfe die Prinzessin heute nicht mehr erwarten. Etwas enttäuscht lud der Kronprinz seinen neu ernannten Hofmarschall, Baron Steinen, zum Frühstück anstatt der ausgebliebenen Schwester, und als die Herren gerade den Kaffee nahmen, fuhr ein Wagen die Schloßrampe herauf. Die Herren auf der Terrasse hörten das Gefährt kommen und ergingen sich in Vermutungen darüber, welcher Besuch wohl nahe, als der Lakai die Hofdame Ihrer Königlichen Hoheit, Gräfin Dornenburg, meldete. Der Kronprinz wurde zuerst so weiß wie das Tuch des Frühstückstisches, dann, im nächsten Moment erglühte er flammend. Die feine Mokkatasse in seiner Hand sank klirrend zurück. Baron Steinen im grauen Gehrock warf einen raschen Blick auf den Prinzen, winkte dem Kammerdiener, zu gehen, und begab sich, ein Lächeln um den bartlosen gekniffenen Mund, ins Haus. Wenige Augenblicke später führte er die Komtesse auf die Terrasse. Das Fräulein war im hellen Baskleide und großen weißen blumengeschmückten Strohhut. Sie verneigte sich in sichtlicher Verwirrung. Der Kronprinz, in grauem englischen Jackettanzug, erhob sich und ging dem Besuch entgegen.

„Verzeihung“ — stammelte die Komtesse, „Ihre Königliche Hoheit hatten — hatten mir aufgetragen, sie hier — — hier abzuholen.“

Der Kronprinz trat mit zuckendem Munde näher, tat einen Blick in dieses holdselige, blonde Gesicht und streckte dann der Hofdame beide Hände entgegen. Ihre Arme hingen wie leblos an ihr herab.

„Gisela“ — flüsterte der Prinz, „Gisela“ — wiederholte er — es klang wie eines Kindes Bitte, und wie widerstandslos beschworen, hoben sich die beiden Mädchenarme, und im nächsten Moment hielt der Prinz zwei Hände in den seinen, die sich im gleichen Nu ihm wieder entziehen wollten.

„Verzeihung — Verzeihung — Königliche Hoheit — — ich — ich sollte — mir — — mir ward befohlen . . .“

„ . . . Meine Schwester hier abzuholen. Ich weiß — ich weiß — — dieses Auto — Gisela, in dem meine Schwester kommen sollte — — das hat — das hat Gott — Gott zerbrochen . . .“

Der Prinz stieß es zwischen den Zähnen heraus. Es kam ein Ton aus seinem Munde, der wie ein Auffschluchzen klang. Erschreckt wischte Gisela zurück, doch im nächsten Moment fühlte sie ihre Hand ergriffen. Der Prinz zerrte sie fast gewaltsam von der Terrasse fort. Einer Ohnmacht nahe fühlte sich Gisela über die Schwelle eines Zimmers gezogen, dessen herabgelassene Rolläden den Raum in Dämmer hüllten. . . Von einer Schwäche befallen, mit jagenden Pulsen sank Gisela in einen Sessel. Ihre Rechte hing matt herab. Der Prinz riß ihr den Handschuh ab, sank neben ihr auf die Kniee

und bedeckte diese kühlen spitzen Finger, diese schmale, lange, feine Hand mit Küssten.

„Gisela, Gisela“ — stammelte er, „ja, das hat Gott getan! Das hat Gott getan!“ Seine Stimme versagte. Er sprang auf, schlängt seinen Arm um die zarte Gestalt und riß das zitternde Mädchen an sein Herz. Willenlos lag sie in seinen Armen. Seine Lippen suchten diesen schwelenden, üppigen Mund, nach dem er sich totgesehnt in endloser Zeit, und sogen sich daran fest in namenloser Naserei. Er preßte die geliebte Gestalt mit solcher Leidenschaft an sich, daß er zu spät erst bemerkte, wie das liebe Haupt bleich und mit geschlossenen Augen kraftlos zurück sank und der letzte Blutstropfen aus diesen eben noch glühenden Wangen wisch. . . Wie leblos lag sie ihm im Arm. Ein namenloser Schrecken packte ihn. Er trug die Regungslose zum Diwan, legte sie dort nieder, stützte ihr blasses Haupt mit Kissen, nahm ihr Köpfchen in beide Hände und flüsterte nur immer den geliebten Namen. Sie regte sich nicht. Ein Grauen stieg in ihm auf. Sein Herz pochte zum Zerspringen. Er erhob sich rasch, wollte um Hilfe rufen, — — da öffnete sie die Augen, die voll Tränen standen, sah verstört und ratlos suchend umher, mit schmerzlich verzogenen Mundwinkeln, wie zum Weinen. Da freiste ihr suchender Blick ihn, der angstvoll über sie gebeugt stand, und ein Aufleuchten kam in diese meerklaren Augen. Ein strahlendes Licht, das nun über das ganze schöne Gesicht sich ergoß, das von Glücksgefühl sich erleuchtete. Einen Augenblick noch blieben diese vier jungen heißen Augen in einander versenkt, dann plötzlich hob Gisela die Arme, schlängt sie um des Prinzen Hals, zog sein Haupt zu sich herab und reichte ihm zum ersten Male den Mund.

„Mein — mein“ — hauchte sie, wiederum vor überwältigendem Glücksrusch halb bewußtlos . . . Sie tauschten einen endlosen Kuß, und nun strich ihre Hand wie tastend über seine Augen, seine Stirn, sein Haar.

„Es ist so dunkel hier!“ flüsterte er.

„Bist du es denn? Bist du es denn wirklich?“ hauchte sie.

Sein Mund verschloß den ihren. Dann riß der Prinz sich aus der Umarmung, sprang auf die Füße und rief: „Licht! Licht!! Ich sehe dich nicht! Ich muß dich sehen!! Ob du es bist! Du — du — wirklich! Ob ich das alles nicht nur träume!“

Er stürzte an eins der Fenster, riß den Rolladen empor. Blendendes Sonnenlicht flutete herein. Ein farbenschillerndes großes Pfauenauge flatterte ins Zimmer, taumelte zum Diwan, umschwirrte Giselas Goldhaupt und setzte sich für eines Augenblickes frist auf ihre Hand. Sie lächelte weh und sagte: „Schau — ein Pfauenauge. — — Das bedeutet — — Tod.“ —

Mit einem Satz war er bei ihr. Der Schmetterling flog auf, zog einen Kreis und entflatterte durch das Fenster.

Der Prinz ergriff ihre Hände. „Ist das das erste Wort, das du zu mir sprichst? Strahlt da zu die Sonne so golden?! Der ganze Mai flammt da draußen im gelben Glanz und du — du sprichst vom Tode?!“

Sie richtete sich auf, sah im Zimmer umher, betrachtete die schweren dunklen altväterlichen Eichenmöbel, die breitlehnigen Sessel mit ihren purpurnen Sammetbezügen, die schwere Standuhr in der Ecke mit dem großen blichenden bedächtig tickenden Pendel, den ungefügten Schreibtisch an der Wand gegenüber, die riesigen Porträts alter Fürsten und hoher Frauen in breiten schweren goldenen Rahmen an den purpursammetbespannten Wänden, die schwarz getäfelte schwere düstere Decke, von der eine vielarmige dunkelbronze Licherkrone herabhing. Dann suchten ihre Augen ihn, nach dem sie sogleich die Arme wieder breitete, um seinen braunen Kopf an ihrer Brust zu fühlen.

Sie murmelte etwas, was er nicht verstand.

„Was sagtest du?“ fragte er. Sie errötete heiß.

„Was sagtest du soeben?“ fragte er. „Sag es noch einmal. Alles — alles — was du in dieser einzigen Stunde sagst, denfst, fühlst — alles ist mein — mein — mein — mein!“

„Dein — ja dein —“ flüsterte sie und suchte seinen Mund.

„Was sagtest du also?“ fragte er fiebrig.

Tränen schoßten aus ihren Augen. Es zuckte schmerzlich um ihren weichen, süßen, frischen, geschwellten, purpurnen, an Kirschen gemahnenden Mund.

„Was sagtest du?“ fragte er wieder. Er legte sein Ohr an ihre heißen Lippen und trank das scheu gewisperte Wort, das sie nun hauchte: „Ich sagte: Beten hilft.“

Ganz ratlos sah er sie an.

„Verstehst du mich nicht?“ schluchzte sie.

Er schüttelte ergriffen den Kopf.

„Beten hilft — sagte ich. Ich habe um diese Stunde gebetet — du — Jahre hindurch — lange, sehnend, endlose Jahre — jeden Abend — und jeden Morgen habe ich gebetet —“

„Um was, Gisela? — —“

„Um diesen Tag. Um diese Stunde. Einmal, ein armes einziges Mal bei dir — einmal — ein einziges Mal — deinen Kopf — so — so an mein Herz zu drücken — darum — darum hab' ich gebetet — Willy — —“

Es durchschauerte ihn. Ein Feuerstrom ging durch sein Blut, das in mächtigen Rhythmen durch seine Adern rauschte und sein Herz weitete, daß ihm die Brust zu eng wurde.

„Noch einmal — noch einmal — rufe mich! Sag meinen Namen wieder —“ bettelte er.

„Willy — Willy — — —“

Seine Augen wurden starr. Sie hefteten sich auf diesen Liebesmund, um den alle Genien der zärtlichsten Leidenschaft zu spielen schienen. Es war ein Mund, zum Küssen geformt, ein Mund, geschaffen, um Feuerströme von Zärtlichkeit aufzunehmen und auszustrahlen. Seine Augen folgten der betörend süßen Schwingung dieses Lippenpaars, der Gedanke ging durch seine Seele, daß dieser Mund in alle Zukunft das Ziel seiner dürtenden Sehnsucht bleiben würde. Da schläng er plötzlich die Arme um sie und preßte sie mit solcher Gewalt an sich, daß sie ausschrie. Er hob die leichte Last vom Diwan auf. Er stellte das blonde Kind gerade vor sich hin, mitten hinein in den prallen schimmernden festlichen Maissonnenschein und blickte sie mit trunkenen Augen an — das holde, selige Frühlingswunder, das da vor ihm stand mit zerzaustem Goldhaar, das im Sonnenglanze brannte und leuchtete, als strahle es Licht aus. Der große Blumenhut lag zerdrückt am Boden, und nach einem weiteren Augenblick hingerissen seligen Anschauens flogen sie einander wieder in die Arme und lachten und weinten und kosteten und küßten und lebten ihren ersten holden himmlischen Maienrausch wie zwei frühlingstrunkene Schmetterlinge — trunken von Licht, von Sonne, vom Lenz, von Liebe — von fiebernder Zärtlichkeit und glühendem blühendem Glück . . .

(Fortsetzung folgt.)

R u n d s c h a u

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten Dr. Flügge.

Ende September hat die Reichsregierung die Maßnahmen bekannt gegeben, die sie zur Bekämpfung der Fleischsteuerung eintreten lassen will, aber es ist wenig wahrscheinlich, daß die Fleischsteuerung nun in der öffentlichen Diskussion zurücktreten werde. Denn zunächst wird eine gewisse Zeit hingehen, bis diejenigen Städte, denen nach dem Willen der Regierung die Einfuhr von frischem Rind- und Schweinefleisch aus dem Auslande unter bestimmten Bedingungen erleichtert werden soll, diese Bedingungen erfüllt haben, und darnach, wenn sie sie erfüllt haben, wird sich die Einwirkung dieser Einfuhr auf die Durchschnittspreise des Kleinhandels nur allmählich fühlbar machen, und es wird noch mancher Seufzer über die hohen Fleischpreise in der nächsten Zeit von den Lippen deutscher Hausfrauen aufsteigen, denn, daß die Fleischpreise eine bedenkliche Höhe erreicht und der Auftrieb an Vieh auf unseren Märkten einen bedenklichen Rückgang aufzuweisen hat, ist eine Tat-

sache, in deren Anerkennung die Regierung mit der ungeheuren Mehrheit des Volkes einig ist. Dauert aber die Fleischsteuerung an, so wird man auch weiterhin in der öffentlichen Meinung nach ihren Ursachen forschen und sich um Mittel zu ihrer Bekämpfung bemühen.

Daher diese Gelegenheit benutzt werden würde, zunächst einmal den „Agrariern“ etwas am Zeuge zu flügen, war nach den Erfahrungen unserer vom Gegen- satz materieller Interessen beherrschten, öffentlichen Diskussion durchaus zu erwarten. Aber ich sollte doch meinen, eine Landwirtschaft, die es verstanden hat, auf dem unverändert gebliebenen landwirtschaftlichen Areal ihre Fleischproduktion so zu steigern, daß sie unerachtet der Bevölkerungszunahme von 800 000 bis 1 000 000 Menschen in jedem Jahre den Fleischkonsum in den normalen Jahren bis 1910 zu etwa 90 bis 95 Prozent decken konnte, hätte mindestens Anspruch darauf, daß man ihre wirtschaftliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit rückhaltlos anerkenne, und man sollte ihr wirklich nicht vorwerfen, daß, nachdem ihr die Jahre 1909 und 1910 stellenweise wenig genügende Kartoffelernten gebracht haben, und nachdem sie im

Jahre 1911 außer der Maul- und Klauenseuche eine so schlechte Futterernte wie seit Jahrzehnten nicht gehabt hat, sie im Jahre 1912 nicht eine gleiche Menge Vieh an den Markt gebracht hat wie in den voraufgehenden Jahren. Auch lassen die bekannt gewordenen Preise, die der Handel den Landwirten gezahlt hat, keineswegs erkennen, daß gerade die Landwirte es seien, die den größten Vorteil von den hohen Fleischpreisen ziehen, und da schlachtreifes Vieh keine Ware ist, die man aufzutauen kann, so ist es wenig wahrscheinlich, daß die Landwirte die Gunst der Konjunktur sollten besonders ausnützen können.

Vom Landwirte geht das Vieh zuerst an den Viehhändler, von diesem — in den Großstädten wenigstens — an den Großschlächter und erst von diesem das Fleisch an den Fleischer, der den Verkauf an den Konsumenten vermittelt. Auf diesem Wege wird die Ware belastet mit Transportkosten, mit Schlachthofgebühren, mit Auslagen für Kreiber, Futter, Streu, Versicherung, Fleischbeschau, Marktstandgeld, Gesellenlöhnen und Ladenmiete. Und schließlich wollen und müssen Viehhändler, Großschlächter und Fleischer an ihr verdienen. Ob sie in der Regel im Verhältnis zu ihren Auslagen zu viel verdienen, das wage ich nicht zu entscheiden, obwohl mir die Studie, die Martin Bruker darüber in Band 139 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik in bezug auf Berlin veröffentlicht hat, einiges zu denken gibt. Auch scheint das Fleischergewerbe stark übersezt zu sein, denn in Preußen kam 1868 auf rund 540 Einwohner, im Deutschen Reich 1907 auf rund 260 Einwohner je eine im Fleischergewerbe tätige Person. Aber auch wenn der Verdienst der Zwischenstellen sich in normalen Grenzen hält, so ist es klar, wie der gesamte Zwischenhandel die Kosten der Ware verteuern muß.

Ob der Preis dann schließlich noch dadurch in die Höhe getrieben wird, daß der Konsum die besseren Qualitäten übermäßig bevorzugt, wird sich kaum und jedenfalls nicht durch ganz Deutschland gleichmäßig feststellen lassen, daß aber im ganzen der Fleischkonsum erheblich gestiegen ist, wird überall aus Deutschland bestätigt, es unterliegt keinem Zweifel.

So erscheint denn das Steigen der Fleischpreise als das Ergebnis einer langsamem Entwicklung, bei der mancherlei Ursachen zusammenwirken, das ungünstige Jahr 1911 mit seiner Kombination von Seuche und Missernte hat die Entwicklung freilich beschleunigt und zum Bewußtsein der Gesamtheit der Konsumenten gebracht.

Daß nun die Konsumenten etwas Wesentliches zur Bekämpfung der Fleischsteuerung tun könnten, erscheint ausgeschlossen. Der einzelne Konsument ist ihr gegenüber machtlos, und die Gesamtheit der Konsumenten ist nicht organisiert und nicht organisierbar. Auch scheint mir der Ratschlag, der ihnen gegeben ist, sie möchten den Fleischkonsum freiwillig reduzieren, nicht ernsthaft zu nehmen zu sein. Möglich ist es, daß in gewissen Schichten der Bevölkerung Fleisch im schädlichen Übermaß verbraucht wird, von der großen Masse und von den ärmeren Klassen kann man das aber sicherlich nicht behaupten, und das von den Physiologen für die Ernährung für notwendig gehaltene Minimum an Fleisch wird man schwerlich als das Maß ansehen wollen, dessen freiwillige Einhaltung von der Bevölkerung verlangt werden soll. Gezwungen von der Leuerung, werden aber in diesem Winter große Mengen dazu kommen, dieses Maß zu beobachten, und oft wird es noch unterschritten werden.

Daß dagegen auf dem Wege, den das Fleisch vom Produzenten zum Konsumenten machen muß, eine Ver-

billigung eintreten könnte, ist wohl sicher: wenn es gelänge, diesen Weg abzukürzen, so würde das eine für beide Teile wohltätige Preisregulierung zur Folge haben. Eine solche Verkürzung des Weges setzt auf Seiten der Landwirtschaft das Bestehen großer Viehverwertungsgenossenschaften voraus, die imstande sind, gleichmäßig gutes und der Menge nach genügendes Vieh und vielleicht sogar konsumfähiges Fleisch zu liefern. Andererseits aber werden, da die Gesamtheit der Konsumenten nicht organisierbar ist, die Kommunalverwaltungen für eine Regelung des Absatzes sorgen müssen. Unter dem gegenwärtigen Drucke haben sie das zu tun angefangen, aber es genügt nicht, in Zeiten der Not schnell zu improvisieren, sondern von langer Hand müssen die Vorbereitungen getroffen werden, wie es z. B. die Stadt Ulm unter der Führung ihres vortrefflichen Oberbürgermeisters v. Wagner getan hat. Mindestens sollten die Städte und da, wo die Industrie aufs Land gegangen ist, auch die Kreise sich die Mühe nicht verdriessen lassen, dauernd die Bezugssquellen für die Nahrungs- zufuhr zu studieren, sollten die Produktionskosten und Preise beobachtet, die zur Abwendung einer Teuerung erforderlichen Maßnahmen im voraus erwägen und vorbereiten — mit anderen Worten Nahrungsmittelämter unterhalten, wie das im vorigen Jahre die Westdeutsche Arbeiterzeitung angeregt hat. Und daß an solche Aufgaben die Kommunalverwaltungen erinnert werden, darin wird der dauernde Nutzen der Maßregeln der Reichsregierung bestehen.

Schließlich aber, und ich glaube, das ist die Hauptsache, wird die Fähigkeit unserer Landwirtschaft zur Viehproduktion so sehr wie irgend möglich zu steigern sein. Dazu ist zunächst erforderlich, daß alle Schädlichkeiten von ihr fern gehalten werden, und

daz dazu die Seuchengefahr an erster Stelle gehört, sollte das vorige Jahr alle gelehrt haben, die sich überhaupt lehren lassen wollen. Aber auch die Viehzölle gehören zu den für unsere Landwirtschaft nötigen Maßregeln: wenn sie auch, wie Dr. Böhme, der Geschäftsführer des Bauernbundes, nachgewiesen hat, nur etwa ein Viertel bis ein Drittel der Erhöhung ausmachen, die die Viehpreise von 1893/97 auf 1907/11 erfahren haben, so halten sie doch eine stark preisschleudernde Konkurrenz des Auslandes fern. Von positiven Maßregeln kommt vor allen Dingen eine Vermehrung des mittleren und kleinen Bauernstandes und seine wirtschaftliche Kräftigung in Betracht. Denn dieser Bauernstand, und nicht etwa der Großgrundbesitz, ist es, auf dem die Produktion von Schlachtvieh vornehmlich ruht. Die Förderung des mittleren und kleinen Bauernstandes läuft aber letzten Endes auf nichts anderes als auf innere Kolonisation hinaus, und so mündet denn auch die Erörterung der Fleischsteuerung in die Notwendigkeit der inneren Kolonisation, von der man mit Zug und Recht sagen kann: auf dem Gebiete der inneren Politik ist sie die Forderung des Tages.

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Die Bekänner unter sich.

Als der theologische Liberalismus vor einer Reihe von Jahren sich entschloß, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung den Gemeinden und der Öffentlichkeit in allgemeinverständlicher Form zugänglich zu machen, da ging ein Erschrecken durch die Vertreter des starren Kirchenglaubens: sie mußten um ihre Herrschaft fürchten, wenn die Schäflein aufgeklärt würden . . Die ausgezeichneten Religionsgeschichtlichen Volksbücher, von D.

Friedrich Michael Schiele organisiert*), traten ins Leben und sind in ihrem Siegesgange für Wahrheit und Freiheit nicht aufzuhalten gewesen. Doch die Gegner, welche uns in ihrer rührenden Hilflosigkeit alles nachmachen, sahen ein, daß „etwas geschehen“ müsse, um den bedrohten Traditionsglauben zu retten. Sie ließen unter der Leitung des Seebergschülers Friedrich Kropatschek, eines unbedeutenden, tatendurstigen jungen Professors, genau in derselben Anlage „Biblische Zeit- und Streitfragen“ in Jahresserien erscheinen. Sie mußten aber bald die unangenehme Entdeckung machen, daß ihre sogenannten „gläubigen“ Mitarbeiter zum erheblichen Teil garnicht in der Lage waren, den Glauben der Väter unbeirrt zu vertreten, weil sie selbst von dem Gifft des modernen Unglaubens so viel in sich eingeschluckt hatten, daß das Ergebnis wesentlich ein in der Wolle gefärbter „Unglaube“ war; mit denselben Mitteln der historischen Wissenschaft arbeitend wie wir Freieren kamen die Verfasser dieser buntscheckigen Hefte zum Teil zu unseren freiheitlichen kritischen Resultaten! Einige orthodoxe Trostredner fehlen unter den Verfassern nicht, die die alte Fahne unentwegt zum Sturm vorantragen; doch die Garde dieser Streiter bietet einen widerspruchsvollen Anblick dar. In der biblischen Urgeschichte haben die Herren die vorhandenen Sagen zugeben müssen; Reinhold Seeberg bekannte sich in seinen Heften über das Abendmahl, über Offenbarung und Inspiration usw. zu handgreiflichen Nezereien, der Wiener Theologe Karl Beth will nicht hinter dem Meister zurückstehen. Der Schild ist durchlöchert, die Rüstung eines Erlanger Mitarbeiters (Hermann Jordan über moderne Jesusbilder) besteht überhaupt nur noch aus Beulen.

*) Verlag von J. C. B. Mohr-Paul Siebeck, Tübingen: dort genaue Sonderprospekte!

In dem Unternehmen, das damals Adolf Stöcker mit brünnigen Phrasen unter seine schützenden Fittiche nahm, macht sich mehr und mehr eine unerträgliche Unwahrhaftigkeit breit, deren Quelle die Furcht ist, die eigne Herrschaft über die Gemüter einzubüßen. Altgläubige und neugläubige Theologen und Männer einer mittleren Stellung arbeiten hier zusammen, um die freiheitlichen Religionsgeschichtlichen Volksbücher, die sich streng und schlicht an die geschichtliche Wahrheit halten, zu überwinden — unter dem Vorzeichen, die Bibel der Väter und den Glauben der Väter gegen den Angriff des „Unglaubens“ zu verteidigen, holen sie sich aus unserer Rüstkammer die Waffen und verraten das Vertrauen, das ihnen ihre Auftraggeber schenken.

Vor mir liegt ein Heft von dem tüchtigen Leipziger Gymnasiallehrer Hans Preuß: Der Antichrist, das wegen des Namens des Verfassers und nach seiner ganzen Haltung ohne weiteres in der Sammlung der Religionsgeschichtlichen Volksbücher stehen könnte. Was ist das nun für eine Charakterlosigkeit der Veranstaltung, die Kritik an der Bibel und an den Dogmen durch eben dieselbe Kritik an Bibel und Dogma bekämpfen zu wollen! Dr. Preuß empfiehlt für weiteres Studium seinen Lesern die Werke der freisinnigen Theologen Bousset, Gundel und Deizmann: es sind dieselben Namen, welche Stöcker und seine Nachfolger in den Landeskirchlichen Sturmversammlungen des letzten Jahrzehnts als die Zerstörer der Kirchenlehre mit leidenschaftlichem Haß verfolgt und den Gläubigen als den schwarzen Mann an die Wand gemalt haben!! Bousset gab durch sein berühmtes Buch vom „Wesen der Religion“ den Anstoß zu den Religionsgeschichtlichen Volksbüchern;

nun finden wir ihn in der „apologetischen“ Gegenserie als Kronzeugen, wie den ihm nahestehenden Gunkel, der durch kirchenpolitische Machenschaften den ihm gebührenden alttestamentlichen Lehrstuhl an der Berliner Universität nicht erhielt, weil er „religionsgeschichtlich“ denkt — einen Mann, den Preußen sich trotz seiner wissenschaftlichen Genialität entgehen ließ und an Gießen verloren gab! Solche trostlose Apologetik muß den Unwillen herausfordern.

Preuß findet in dem Schöpfungsbericht (1. Mose 1) den babylonischen Schöpfungsmythus zugrunde gelegt — auf welchen ihrerzeit Gunkel und Friedrich Delitzsch so nachdrücklich hinwiesen; also nach den erbitterten Kämpfen um „Babel und Bibel“, in denen man den Kaiser und die Kaiserin mobil mache, wird der „grundstürzende“ Irrtum, der die „Offenbarung“ der Bibel hinfällig macht, nach wenigen Jahren ohne Rummor in eine solche Verteidigungsschrift gegen die Religionsgeschichtler aufgenommen und der Gemeinde wie selbstverständlich vorgesetzt! Aber der Kampf gegen den bösen Liberalismus geht trotzdem weiter. Das nenne ich Sand in die Augen! In seiner Beurteilung der Offenbarung des Johannes leistet sich Litz. Preuß eben so erhebliche Offenherzigkeiten, die er bei Harnack, Bouisset und Gunkel gelernt hat; da wurden nach ihm verschiedene selbständige Stücke von einem Redaktor sorglos zusammengefügt, sodaß wir die „Lötfige“ ohne Mühe bemerken; da führt Offenbarung Kapitel 12, die wunderliche Stelle vom Sonnenweibe mit ihrem vom Drachen verfolgten Wunderkinde, auf den „richtigen“ Weg nach dem „Original“ zurück: auf uralte Mythologie. Einverstanden! Die babylonische Schöpfungssage ist von einem Christen, christlichen Gedanken gemäß, umgemodelt worden, die Übergangsstation muß jüdisch gewesen sein. Einverstanden! Als

christliche Marke wurde dem babylonisch-jüdischen Kindling „aufgeprägt“ der messianische Spruch aus dem 2. Psalm, der dem Kindlein „angeheftet“ wird. Gut! Am Sternenhimmel geht nach der Jungfrau der Drache auf und rückt ihr immer nach — an diese astral-mythologischen Gedanken hat nach Preuß der Verfasser angeknüpft als an ansprechende Bilder für das, was er darstellen wollte.

Es leuchtet ein, daß bei solcher erfreulich unbefangenem kritischen Wertung der biblischen Berichte ihr Offenbarungscharakter in die Brüche geht; wir behalten wertvolle Literaturdenkmäler zurück, die der liberalen Theologie gerade von diesen ihren Gegnern zum bittern Vorwurf gemacht werden. Hier ist von keiner Art „Inspiration“ mehr die Rede; der Schriftsteller sieht und denkt nach, er holt sich von überall her Bilder und Gedanken zusammen und baut sein Buch. Preuß weist nach, daß der „Antichrist“ in der sogenannten Offenbarung des Johannes nicht weniger als fünferlei bedeutet: den Teufel selbst, der von Michael aus dem Himmel gestürzt wird; den alten Drachen als Verfolger der Messiasmutter mit ihrem Kinde; das römische Weltreich mit dem Kaiser und seinem Anspruch göttlicher Verehrung; das Priestertum des Kaiserkults im Bunde mit der Magie; endlich den wiedergekehrten Nero, der als Domitian die Christen endgültig zu vernichten sucht. Preuß gibt die altchristliche Erwartung des nahe bevorstehenden Weltendes als Irrtum preis und deutet an, man habe die üppigen Vorstellungen vom Antichrist dadurch gewonnen, daß man das Leben des Herrn einfach in's Gegen teil übersetzte. Auch die ungeschriebene Geheimlehre aus vorchristlicher Zeit, welche Bouisset und, als bester Vorarbeiter für Arthur Drews, wieder Herm. Gunkel behauptet haben, gibt Preuß zu.

Solche Übereinstimmung in der Arbeitsmethode wie in den Ergebnissen würde als Zeichen der Verständigung zwischen den theologischen und kirchlichen Gruppen nur zu begrüßen sein. Doch die Tatsache steht leider noch unerschüttert, daß der Liberalismus durch eben diese „Biblischen Zeit- und Streitfragen“ als Feind bekämpft, in seinem öffentlichen Ansehen geschädigt und als Eindringling in die „Gemeinde Gottes“ gebrandmarkt werden soll. Dabei gehen die Herren dieselben Wege der historischen Kritik, der Quellenscheidung und der zeitgeschichtlichen Deutung, wie wir Liberalen! So müssen freilich auch unsere Gegner Zeugnis ablegen durch die Modernisierung der Gedankenwelt ihrer Fachmänner, an der sie (notgedrungen) mitarbeiten, daß wir auf dem rechten Wege sind. Denn auch diese Bekänner sind allzumal Nezer vor der gläubigen Gemeinde. Die Wahrheit eine einheitliche, unteilbare Größe. Und die Wahrheit ist auf dem Marsche.. .

Militärische Rundschau.

Von Oberstl. a. D. le Guge.

Das deutsche Volksheer.
Von Willibald Stavenhagen, Rgl. Hptm. a. D. (Berlin).
71. Abschnitt. Aus dem 1. Teil des
„Handbuch der Politik“.*)

Der bekannte und seit langem auch außerhalb der rein militärischen Kreise im Inlande wie im Auslande geschätzte Verfasser zahlreicher Bücher und geistvoller Arbeiten speziell auf dem Gebiete der Festigungslehre, des militärischen Verkehrswesens und der Militärgeographie behandelt in der vor-

genannten Studie das „Instrument des Krieges“ für die Politik des Deutschen Reiches, das gesamte Wesen, die Organisation und den Wert unseres Volksheeres. Für kein anderes Land der Welt hat dasselbe eine gleich ausschlaggebende Bedeutung wie für das im Herzen des europäischen Kontinents gelegene, ohne wesentliche natürliche Grenzen von fast allen Seiten bedrohte Deutsche Reich, das durch sein Heer geschaffen wurde und für dessen Machtstellung wie kraftvolle weitere Politik nach innen und nach außen dieses Heer unerlässlich ist. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß das Dasein des Reiches unauflöslich mit seiner Armee verknüpft sei. Das deutsche Volksheer, seiner Idee und Geschichte nach innig mit dem Staats- und Volksleben verschlochten, dessen gesamte Kräfte es zu seiner Schaffung und Erhaltung beansprucht, ist in seiner Wehrverfassung auf der volkstümlichen Grundlage gleichen Rechtes und gleicher Pflicht aufgebaut und bildet zugleich die wichtigste Schule für das ganze deutsche Volk, da es dessen Jugend, wenigstens in seinem größten und besten Teil, zum schönsten Pflichtenideal des Menschen, zum Charakter, erzieht und dadurch indirekt zugleich alle Bürger-tugenden in unserem Volke fördert.

Dieses etwa sind die Gesichtspunkte, nach denen der Verfasser das deutsche Heer sowohl in der Gesamtheit seines Wesens und seiner Organisation wie in seinen einzelnen Hauptteilen beleuchtet und auf Grund deren er eine genaue Darstellung und Würdigung derjenigen Faktoren gibt, auf denen unser zum Nationalheer umgewandeltes Volksaufgebot beruht und deren fortgesetzte Förderung und Pflege ohne Ausnahme für seine Erhaltung und höchste Kraftentfaltung auf allen Gebieten erforderlich ist. Freimütig läßt er dabei aber auch diejenigen Punkte nicht unerwähnt, in denen dieses vortreffliche Kriegsin-

*) „Handbuch der Politik“. Erster Band: Die Grundlagen der Politik. Zweiter Band: Die Aufgaben der Politik. Berlin-Leipzig 1912. Dr. Walther Rothschild.

strument, auf dem nicht zuletzt der Friede der Welt beruht, neben zahlreichen Lichtpunkten gewisse Schattenseiten und Unvollkommenheiten aufweist; hierzu gehören u. a. die Durchbrechung des Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht aus finanziellen Rücksichten, unzureichende Fürsorge für die altgedienten Soldaten und ihre hinterbliebenen, Überalterung des Offizierkorps, verbesserungsbedürftige theoretische Ausbildung des Offizierkorps, unzureichende Organisation hinsichtlich des Nachwuchses unseres Reserve-Offizierkorps u. a. m. In einem "Nachtrage" werden zum Schluß die Änderungen in unserem Heerwesen anlässlich des diesjährigen neuen Wehrgesetzes, das eine weitere, wenngleich noch immer nicht ausreichende Vervollkommnung unserer Armeeorganisation geschaffen hat, aufgeführt, wobei sich der Verfasser aus Raumangst leider versagen mußte, auf eine nähere Beurteilung des Wertes der neuen Bestimmungen einzugehen. Schließlich möchten wir noch anerkennend die umfangreiche, besonders bemerkenswerte Literatur hervorheben, die der außerordentlich gelesene Verfasser über das deutsche Volksheer im allgemeinen wie hinsichtlich der mit demselben verknüpften, speziell militärischen Gebiete zu geben weiß. Alles in allem eine tieffinnige, wertvolle Gedankenarbeit, die, reich an wichtigstem statistischen Material, nicht nur für den Militär, sondern ebenso für den Politiker, den Nationalökonom, den Sozialforscher wie für jeden denkenden Freund unseres deutschen Volkes von hohem Interesse sein muß.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Die Entwicklung der Berliner Theater schreitet kräftig in der Richtung vorwärts, die sie vor sechs, sieben Jahren eingeschlagen hat: das Wort (und mit

ihm der Sinn) verlieren immer mehr an Wert, die Aufmachung (und mit ihr das Schaugepränge) gewinnen immer mehr an Bedeutung. Man könnte es eine Metropolisierung des Theaters nennen, wenn man an unser Metropol-Theater denkt; eine Vereinigung, wenn man an das Volk denkt, das es im Austreiben des Geistigen aus dem Theater am weitesten gebracht hat; eine Reinhardisierung, wenn man an das wertvolle Strandgut denkt, das diese trübe Flut ans Ufer wirft. Zwei neue Direktionen führten sich mit dieser Spielzeit ein; symptomatisch ist es, wie sie es taten. Herr Adolf Lohr (Komödienhaus, das ehemalige Neue Operettentheater), obwohl Schriftsteller, spannte die Erwartung des Publikums auf seine livrierten Pagen und Logenschließer, auf seinen weiblichen Toilettenbeirat und dessen Schneiderkünste; ein literarisches Programm verlautbaren zu lassen, hielt er, der journalistisch gewiße Pulsfühler der Tagesstimmung, für überflüssig. Herr Adolf Lanz (Deutsches Schauspielhaus, die ehemalige "Komische Oper") vertraute dem simpeln Namen Goethe so wenig, daß er den "Egmont", mit dem er seine Herrschaft eröffnete, gewissermaßen als eine Kompagniearbeit Beethovens und des Dekorationsmalers Roller auffrisierte: hier wurden, um die derbere Sinnensäßigkeit zu erzielen, die dem Worte freilich nicht innewohnt, noblere Mittel angewandt; aber das erklärt sich aus der Schüchternheit des noch unerfahrenen Direktionsanfängers. Genau genommen, wurde hier ein Gipfel erreicht: ein Beethoven diente dem Zweck der Veräußerlichung!

Die Egmont-Aufführung des Herrn Lanz hat herben Tadel gefunden; in jeder Einzelheit war er berechtigt, im ganzen aber ungerecht: er übersah den naiven Idealismus, womit Herr Lanz die Folgerungen aus zeitläufigen Theaterverhältnissen zog. Musikalischen

und anderen Geräuschen die Rolle dramatischer Wirkungen zu übertragen, hatte Herr Lanz in der Schumannstraße gelernt; Goethes Lichtgestalten von Schauspielern spielen zu lassen, die aus Riesheim zu stammen schienen, war nichts weiter als eine im ganzen maßvolle Anwendung des Verkrüppungsprinzips seines Meisters Reinhardt, durch das er die antiquierten Figuren der sogenannten Klassiker auf die Höhe des Groß-Berliner Geschmacks von heute bringt: überlebensgroße Gestalten durch Darsteller von körperlicher oder geistiger Unzulänglichkeit (oder beides) auf pikante Puck- und Quasimodoformate zusammenzupressen. Und gar mit ausgestrecktem Finger auf den Theatermaler hinzuweisen als den Quell der neuen unerhörten Reize, ist vollends hohe Mode. Und hier gab's bei der Egmont-Aufführung einen zweiten Gipfel; der große Alfred Roller begnügte sich nicht damit, den Goetheschen Szenen das leuchtende Gewand zu geben, in dem sie sich in neuer Aufbügelung entwickeln könnten, er tat mehr; er nahm sie als nicht allzu beachtenswerte Motive hin und schuf Bilder nach freier Phantasie; wie sich dann die Goetheschen Szenen darin zurechtfänden, war ihre Sache; wenn es ihnen nicht gelang — und es gelang ihnen nicht — um so schlimmer für sie. Und es war schlimm genug: der Brüsseler Schützenplatz eine Zeltstudie mit fließenden Draperien; der Palast der Margarete von Parma eine Wand mit zwei Stühlen (Reliefflähne nennt man diese Verlegenheitsauskunft, seitdem man aus ihr ein Stilprinzip gemacht hat); der Marktplatz ein Gewinkel von Giebeln, Erkern, Kanten, zwischen denen die flämischen Bürgersleute und die spanischen Soldaten Versteddens spielen mußten; das Gefängnis eine funkelnagelneue Diele mit Lichtspielen der Morgensonne durch Lukfenster. Kurz, das Ganze, in seiner naiven Ehrlichkeit,

ein Sinnbild des heutigen Berliner Theaterbetriebes, der das Wort — des Dichters wie des Schauspielers — zum Vorwand entwertet und die Zutaten zum Wirkungszweck erhoben hat, ein Sinnbild der Herrschaft des Nebensächlichen; sympathisch immerhin im jünglingshaften Willen, mit besten, freilich unbemeisternden, Zutaten, gewissermaßen im echtesten Material zu arbeiten.

Reinhardt versteht sich besser auf den Rahmen. In der Kunst, ihn der Szene anzupassen und sie mit ihm reizvoll zu umspannen, war und ist er noch immer ohnegleichen. Sein Heinrich IV. (Shakespeare), mit dem er das Repertoire des Deutschen Theaters bereichert hat, gibt Bühnenbilder (wozu ich auch die Bewegung der Massen rechne), die, wenn sie es allein vermöchten, den ganzen Shakespeare herausstellen würden. Sie muten nicht ganz so voll und frisch aus der Dichtung ausgewirkt an, wie die der Märchen- und Schwankdichtungen (Sommernachtstraum, Was ihr wollt usw.), denn der Tragiker wie der Historiograph Shakespeare ist Reinhardt ebenso innerlich fremd, wie ihm der Komödiant und Phantast Shakespeare nahe steht. Aber im Heinrich IV. hat Reinhardt zum ersten Mal darauf verzichtet, den Rothurngang Shakespeares zu vergewaltigen, zu vertheatern, zu vertänzeln; so wirken die heroischen Szenen fast so lebendig wie die Kneipszenen in Eastcheap. Aber im Menschendarstellerischen herrscht die alte Anarchie; da spürt man selbst den Willen nicht zur Ausgleichung. Die Gestalten fallen aus nach dem Zufall der unberechenbaren Besetzungsläune. Neben einem naturalistisch erfaßten König Heinrich von starkem schauspielerischen Impuls (Wegener) steht ein Falstaff der alten Schule, brav und nach der Regel, steht ein Heißsporn, ausgeflügelt, das hemmungsloseste Temperament, das Shakespeare geschaffen, zwischen Heden

von Nuancen geflemmt (Bassermann) und gar ein Prinz Heinz, dieser Shakespearische Nationalheld und Vollmensch, apollinisch und dionysisch zugleich, der ein hysterischer silbenzählender Schönling ist (Moissi). Es bleibt eben dabei: der Dichter ist Nebensache, seine Gestalten desgleichen, das Nebensächliche wird Hauptsache: die Aufmachung. Daher auch der Leitsatz der mit Recht heut führenden Bühne, des Deutschen Theaters, für die Auswahl moderner Werke: nicht ihr Wert gibt den Ausschlag, sondern ob sie Gelegenheit bieten zu einer Aufmachung, die den Meister oder einen seiner Regieschüler zur Inszenierung ihrer selbst reizen. Scheint diese Bedingung erfüllt, dann werden die reichen Mittel dieser Bühne verschwenderisch selbst an eine trostlos wirre Szenenfolge gewandt, wie die von Karl Sternheims „Don Juan“, dessen knabenhafter Genialitätstrik selbst das sonst so lammfromme Publikum Reinhardts zu bössartiger Opposition reizte.

Auch die Strindbergfeiern, zu denen des Dichters Ableben einigen Bühnen Anlaß gab, ändern nichts an dem allgemeinen Vilde, in dem das Dichterwerk in den Hintergrund gedrängt ist. Es war ja doch wohl nicht der Menschenschöpfer Strindberg, der reizte, sondern das, was den Schöpfer und seine Geschöpfe überflutet mit einer missfarbigen und missduftigen Eiterwoge und ihr Menschenantlitz bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, das Sekret seiner unheilbaren Gemütschwären. „Krankheit ist wohl der letzte Grund des ganzen Schöpferdrangs gewesen.“ Seine „Königin Christine“, hinter der die Person des Dichters einigermaßen verschwindet (sie steht auf dem Repertoire des Hebbeltheaters), erregte, trotz der eindrücklichen Leistung der Irene Triesch in der Titelrolle, kein Interesse. Aber ein paar gewaltige und gewaltsame Stücke, in denen er sein infernalisches oder devo-

tionsgieriges Gift ausströmt, werden sich eine Weile halten. Das „Deutsche Schauspielhaus“ gab davon „Öster“ und die alten „Gläubiger“, diese schauspielerisch nicht ganz sicher, jenes mit ein paar darstellerischen Meisterleistungen; das „Deutsche Theater“ aber griff fester zu, es brachte jenen furchtbaren Haßparoxysmus „Totentanz“, für den es in Wegener und der Eysoldt zwei durch die Wedekindschule der Bestialität gegangene unvergleichliche Darsteller besitzt.

Die Masse freilich läßt sich vom Strindbergschen Schwefeldampf nur eine kurze Weile die Nase kitzeln; das Parfüm, nach dem sie verlangt, soll sie reizen, aber nicht den Atem versiegen. Es nach ihrem Wohlgefallen zu mischen, verstanden früher die Franzosen am besten; heute scheint die Rolle auf die Ungarn übergegangen zu sein. Molnar mit seinem „Teufel“ und seinem „Leibgardisten“ lernten wir schon früher in seiner lüsternen Unbedenklichkeit kennen, ebenso Lengyel mit seiner erotischen Sensation „Laifun“; heuer hat sich ein dritter Ungar zu ihnen gesellt, Gabriel Drégly, der mit einer „satirischen Komödie“, „Der guttigende Frack“ der jungen Direktion des „Deutschen Schauspielhauses“ das unentbehrliche Kassenstück lieferte, und Lengyel leistete der zweiten neuen Direktion dieser Saison, der des „Komödienhauses“ denselben Dienst mit seiner erotisch-militärisch-historischen Komödie „Die Zarin“, worin er auf das weltgeschichtliche Motiv des Liebes- und Regentenlebens der zweiten Katharina lustig-ledere Phantasien zum Ergönen von Parterregründlingen spinnt, während Drégly uns listig-zwinkernden Auges, mit einem ganz, ganz leisen Unterton von Ingrimm nur, verrät, wie man es sich von den Zuständen in seinem Vaterlande versehen kann, daß ein guttigender Frack aus einem Schneidergesellen einen Millionär und

Minister macht. Keines dieser ungarischen Erzeugnisse hat nationalen Saft; der Boden, auf dem sie gewachsen sind, ist mit Ingredienzien französischer Herkunft gedüngt: mit dem Spaz und Wit des Palais Royal-Schwankes, mit der Sentimentalität des Melodramas, mit der brutalen Gerissenheit des Sensationsstückes; nicht französisch, sondern international geschmacklos ist die Mischung aller dieser Bestandteile. Diese südost-europäische Neigung, Herodes zu überherodisieren, mindert die Achtung vor der außerordentlichen Gewandtheit, mit der die Jungungarn auf dem Klavier der Theatermache spielen; hätte z. B. Herr Drégely auf das brutale Ehebruchsmotiv verzichtet und seine Satire durchweg in der Region des heiteren Spottes gehalten, er würde sie vor der ruinösen Unfechtung geschützt haben, die jede Karikatur erfährt, die blutig ernst genommen sein will. Da war sein russischer Kollege Virinski klüger, der gleichfalls eine osteuropäische politische Satire brachte, den „Narranten an“, den das Lessing-Theater aufführte, einen Scherz, der, ohne eine tiefere Bedeutung vermissen zu lassen, doch ohne hohe literarische Prätensionen, es fertig brachte, durch ein hinreichendes Maß von wißigen, auf guter Beobachtung beruhenden Einfällen das russische Verschwörer- und Beamten-Milieu zu persiflieren.

Und die deutsche Produktion? Sie fließt betrübend dünn. Im Komödiengenhaus eröffnete Rudolf Lothar seine Direktion mit einer einältigen Plauderei Ludwig Fuldas, die unter dem Titel „Feuerversicherung“ in geistreichen Bemerkungen die Chemänner verspottet, die sich allzu große Sorgen um die Tugend ihrer Frauen machen, und mit einem dreiaktigen Biedermeierschwanke von Max Dreyer „Der lächelnde Knabe“, der des Dichters Erfindungskraft nicht gerade im Aufstiege zeigt.

Und das „Kleine Theater“ brachte (in einer jener vortrefflichen Aufführungen, die in diesem kleinen Hause die Regel sind) eine oberbayrische Dorftragödie „Magdalena“, in deren Mittelpunkt ein bärurischer Odoardo Galotti steht, nur daß diese ländliche Emilia sich gegen ihre Prinzen nicht sträubt. In diesem Volksstück ist alles Gegenständliche echt bis auf die Knochen, wie es nur bei Anzengruber sein kann; aber das eigentlich Anzengruberische, das über das Gegenständliche hinaus ins Reich des unzerstörbar Vollmenschlichen Weisende fehlt diesem Erzeugnis einer harten und lieblosen Beobachtung.

Das ist alles. Noch ist die Zeit nicht erfüllt, da der Dichter wieder sein Herrschaftszeichen auf der Berliner Bühne aufpflanzen kann. Wie immer, wird wohl auch diesmal wieder ein Vorstadion passiert werden müssen, das, worin die Schauspielkunst das Zepter dem Nebensächlichen entwindet. Die Grunwaldsche Künstlertheater-Sozietät ist vielleicht der erste am Horizont auftauchende Punkt, der diese Entwicklung ankündigt.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein, Berlin.

Zu Gerhard Hauptmanns 50. Geburtstage!

Gerhard Hauptmann, der erste, weil der größte unter Deutschlands lebenden Dichtern, ist der Letzte in der anscheinlichen Reihe der diesjährigen literarischen Fünfziger-Jubilare. Der Letzte — ein Zufall, der etwas Symbolisches hat für seines Wesens tiefinnere Bescheidenheit. Und keiner hat — im Heineschen Sinne! — so vieles, „worauf er bescheiden sein“ dürfte! Wenn wir heut einen gesunden, gewollten Realismus der dramatischen Gestaltung haben, der mehr ist als

„bloße Reaktionserscheinung,“ so danken wir diesen weiterzeugenden Besitz nicht ausschließlich, aber vornehmlich dem Schaffen Hauptmanns und dem schaffenden Beispiel seiner Kunst. Und wir danken ihm weiter eine, in ihrem Vorhandensein lehrhafte Literatursprache, die er selbst erst sich geschaffen. Aus Anfängen von lohendem Überschwang hat seine Kraft des befreiten Willens, der unmaskierten Selbstkritik ihn hinaufgerzogen zu einer enthußlenden Psychoologie der Gedankenprägung, die nichts gemein hat mit jener Mimikry der Literatur-Moderne, die immer nur eine ungeadelte Banalität armseligen Könbens war.

Was aber Hauptmann im Besonderen über dichterisches Verdienst hinaus bedeutsam und wirkungssicher macht, ist seine tiefe, ehrliche Wesens-Wahrhaftigkeit, der sittliche Ernst seiner aufrechten Arbeit. Mit dem, was er glaubt seiner Zeit sagen zu müssen, tritt er bescheiden hinter seine Aufgabe zurück. Er will niemals blenden und hinreissen — er will überzeugen, will aufklären. Er prätendiert nicht „Führer des Volkes“ zu sein, aber die Denkenden will er zur Nachfolge weden und zu jenem Ziele der ausgleichenden Gerechtigkeit sie leiten, deren wir auf allen Lebensgebieten bedürfen.

Eine Renaissance-Natur im besten Verstehen, hat seine künstlerische Entwicklung etwas gesetzmäßig Notwendiges der Erscheinungsfolge. Und hat niemals die jünglinghafte „Sehnsucht nach der Darstellung des Schönen“ allein seine schaffende Seele bewegt, so ist nach dem langen Pfade zur Erkenntnis heut sein Schaffenstrieb nur noch auf die lebendige Ausgestaltung der Wirklichkeit gerichtet, in der er zu weltgetreu ist, um zelotischem Wahrheitsfanatismus zu verfallen. Und empfängt seine Seele ihre Bilder mühelos als Ausgießung des heiligen Geistes der Begabung, so formt sein Geist heut in unermüdlich

sorgender Arbeit, mit seines Wesens Blut und Mark, mit seinem Denken und Schauen, vielleicht mit dem Kampf seiner Lage, dem Frieden seiner Nächte an seines Werkes Werden. Diese glückliche Verschmelzung hat den Hauptmann gebildet, vor dessen Ingenium wir mit respektvoller Bewunderung stehen, dessen Lebenswerk den freudigen Dank seiner Nation finden muß.

Seiner Arbeit Gesamtheit überschauend zu prüfen, muß ich mir leider für heut versagen und auf nächste Zeit verschieben. Der Raum ist eng und — der tarpejische Fels droht in der Nähe: des Weihnachtmarktes userlos heranströmende Bücherflut. Überdies bietet eine Jubiläumsausgabe seiner gesamten Werke¹⁾ und eine zugleich erscheinende sehr erweiterte Ausgabe der Monographie „Gerhardt Hauptmann und seine Werke“ von Paul Schlenther²⁾ demnächst erwünschte Gelegenheit zu eingehender kritischer Analyse beider. Auf letzteres sollen unsere Leser schon heut mit warmem Nachdruck hingewiesen sein. Die berufsenste Sachwaltung, die vornehmste Feder verbinden sich hier mit überschauend abgeklärtem Urteil zum Werk, um ein Hauptmann-Porträt zu schaffen, von dem absolute Lebenstreue zu erhoffen ist.

* * *

Für heut möchte ich eine Reihe anderer „Gesamt-Ausgaben“ beleuchten. Da ist vor allem der „Ibsen-Nachlaß“. Was in diesem sorglich zusammengetragenen Nachlaß gefunden worden, sind nicht neue oder irgendwie unbekannte, in sich abgeschlossene „Werke“. Vielmehr ist es die Werkstatt seines dichterischen Schaffens, die sich in seinem Nachlaß erschließt: die vorbereitenden Studien, die pflügende Gedankenarbeit, die nachseilende Kunstübung! Der Boden, aus dem seine

Arbeit vormaleinst erwachsen! Eine einführende, oft überraschende Kunde von allem, was vor vielen Dezennien jedes einzelne Werk seiner Lebenszeit vorgebaut, begleitet, geprägt und gekrönt hat. Wir sehen, wie Stein zum Stein sich fügt, wie die Hallen sich weiten, die Säulen wachsen, das Dach sich wölbt. Und wir bewundern staunend die sicher umfassenden Kenntnisse, von denen jede Arbeit mit ruhiger Kraft getragen wird. Der erklärende Text, nicht nur höchst instruktiv — ist im besten Sinn kurzweilig vorgetragen. Wichtig scheint mir zu betonen, daß Einzelnes bisher deutsch noch garnicht vorhanden war. Es mag nicht leicht gewesen sein, daß jetzt Verbundene zusammenzubringen! Als die Herausgeber der „Großen Ibsen-Ausgabe“¹⁾ Julius Elias und Halvdan Koht vor Jahren jenes Werk abgeschlossen, erkannten sie wohl, was ihnen zu tun damals noch übrig blieb. Sie haben, dort wie hier, ihre Aufgabe mit hohen Ehren gelöst. Und sie wußten Überseker, wie Ludwig Fulda, Christian Morgenstern, Roman Woerner u. A. zu loblichem Gedeihen an ihr neues Werk, diesen „Ibsen-Nachlaß“ zu binden.

Ist bei diesem von Sammelfleiß rühmlich zu sprechen, so begegnen wir einer Verwaltungstreue von besonderen Gaben in der von Richard Dehmel neu veranstalteten „Gesamtausgabe der Werke Liliencrons“²⁾. Schon viele Jahre vor des unvergessenen Dichters allzufrühem Tode war eine vollumfassende Gesamtausgabe seiner Werke aufgelegt worden. Sein Nachlaß indessen ergab, daß viele eingreifende Umformungen einzelner seiner Arbeiten als die eigentliche dichterische Absicht Liliencrons zu gelten haben. Ferner fanden sich (wie bei

Ibsen) viele Stücke unendlich oft umgearbeitet; zuweilen durch Jahrzehnte hin immer wieder umgefeilte Fassungen, deren endgültige Fixierung Liliencron der Entscheidung seines Sachwalters Richard Dehmel testamentarisch übertrug! Ein rührender Zug, so von Bescheidenheit, wie von schwer zu befriedigender Selbstdikritik. Zugleich das interessanteste Kriterium für seinen künstlerischen Werdegang. Nach Liliencrons testamentarischen Absichten hat Dehmel das ganze Lebenswerk des Dichters gesichtet, hat Wertgeringes herhaft ausgesondert, das Werthohe gesiebt, die endgültige Stoffanordnung handlicher und übersichtlicher gemacht und hatendlich eine wunderbar geschmackvolle, noble und höchst würdige Ausstattung zu erreichen gewußt. Diese Nachlaß-Ausgabe also repräsentiert einen echteren Liliencron, als den wir zu seinen Lebzeiten in seinen eigenen Ausgaben gesehen! Die Gesamtheit umfaßt 8 voluminöse Bände in prächtigem Druck: 2 Bände hinterlassene Schriften: „Novellen“ und „Miszellen“, 2 Bände Gedichte, 2 Bände Romane, 1 Band Dramen und in einem Bande „Poggfred“. Jenes größte und eigenartigste moderne deutsche Epos, dessen Schönheit, Kraft, Größe und Kunstsinn dem Dichter Dauergedächtnis sicherte, auch wenn er nichts weiter geschrieben hätte. Im übrigen ist dieser Band, wie jeder andere der Ausgabe, einzeln käuflich. Es ist aufs innigste zu wünschen, daß dieser urdeutsche Dichter immer mehr dem deutschen Volke nahe gebracht und seinem Verstehen erschlossen werde.

Dazu helfe, in analytischer Eregese, ein außerordentlich interessantes Poetenbild „Liliencron“, das der allzu früh verblichene Otto Julius Bierbaum in einer Anzahl eigener Essays zusammengestellt, die das Auftreten und das Schaffen Lili-

encrons bis an sein Ende treuberdet und illustrativ begleiten.⁹⁾ Geschrieben so flug, überlegen denkend, eindringlich und sinnfößlich, wie dieser hervorstechende Denker und Stilist es verstand und gewissenhaft übte, wird dieses „Lebensbild in Bildern“ Freunde und Enthusiasten finden, solange literarisch Erlesenes von Alltagsware sich scheidet. Bei Gelegenheit sei auf eine „Gesamtausgabe“ Bierbaum's hingewiesen¹⁰⁾, die vor kurzem begonnen hat zu erscheinen. Daraus möchte ich seine Hauptwerke hervorheben: den satirischen Roman „Prinz Kuckuck“ (den Bierbaum selbst für seine beste Arbeit gehalten), dessen unvergänglicher Humor Leben, Abenteuer und Höllenfahrt eines Lauge-nichtses begleitet; seine „Dankee-doodlefa hrt“ und andere Reisegeschichten; seine „Empfindsame Reise im Automobil“ — schon der Titel eine Humoreske: die Gegenüberstellung des altfränkischen „empfindsam“ und des unselig modernen Automobil! Auch für Bierbaum muß ich eine Sonderwürdigung mir vorbehalten, bis die Ausgabe vollendet vorliegt. Nur: daß die Bände ebenfalls einzeln käuflich und als Geschenke höchst erfreulich sind, sei noch gesagt.

Der besten Aufnahme darf eine andere Gesamtausgabe sicher sein: Theodor Fontane's „Berliner Roman“. Von seinem ersten Aufreten an hat Fontane, der Klassiker der märkischen Schilderung, mehr in die Tiefe des Bewußtseins und der Kunffreude Einzelner, als auf den gräuschvollen Weifall weiter Kreise gewirkt. Aber dieses In-die-Tiefe-dringen hat ihm einen fruchtbaren Boden langsam vorbereitet. Und heut, wo man Fontane längst schon auch in weiten Kreisen kennt, kommt jene Profundität seiner allmählich immer williger sich ausbreitenden Popularität machtvolll zustatten. Insbesondere da, wo der Fontanesche Volks-ton in den Herzen der Ver-

liner sein, intimes Echo wiedt: in dem „Berliner Roman“! Um so dankbarer ist seine „Volksausgabe“ zu begrüßen¹¹⁾. In 3 Bänden — von denen jeder einzelne in sich abgeschlossen und somit zur Festgabe geeignet ist — umfaßt sie die 7 Romane: „Stine“, „Irrungen-Wirrungen“, „Mathilde Möhring“, „L'Adultera“, „Cécile“, „Frau Jenny Treibel“, „Die Poggenuhls“. Die dichterischen und literarischen Vorzüge Fontanes, die tiefe Lebenswahrheit seiner Menschen, die warme Ergriffenheit seiner Schilderungen, sein feiner Humor und die überlegene Klugheit seiner Reflexion, seine selbstgetreue Unabhängigkeit, die unaufdringliche Ironie seiner Kritik, seine entzückende Erzählerkunst, in der fühlbar eine wund durchsonnte Herzlichkeit pulsirt — das alles heut noch rühmend hervorzuheben, hätte nur dort Berechtigung, wo zufälligemand Fontane nicht kennt.

Freilich, dem Undank unserer heutigen, jeden Ruhm rasch negierenden Zeit gegenüber, ist jedes „Erinnern“ erlaubt. Und es mag wehmütig stimmen, daß auch die Besten das erfahren müssen! Berthold Auerbach, seiner Lebtage „Liebling des Volkes“ — wie hat der Kreis derer sich verengt, die seiner mit Treue gedenken, seine Dichtungen lieben! Darum ist es gut, daß man sein Gedächtnis erneut in einer „Gesamtausgabe seiner Werke“. Eine wohlfeile Volksausgabe in 12 Bänden, davon 4 Bände allein auf die „Schwarzwälder Dorf-Geschichten“ entfallen; „Auf der Höhe“, dieser psychologisch und künstlerisch best durch geführte Roman Auerbachs, erhält seine 2 Bände; und das biographische Charakterbild „Spinoza“, diese fluge, feinsinnig ehrliche, gedanklich gesammelte Arbeit beschließt, als letzter Band vor den „Volks-

bücher" die verdienstvolle Ausgabe^{4).}

Inzwischen sind auch die bei Gelegenheit des Schnitzler-Jubiläums avisierten „Gesammelten Werke von Arthur Schnitzler“ in 7 Bänden erschienen^{1).} In der ersten Abteilung: „Die erzählenden Schriften“. Sie füllen 3 Bände, stattlich, elegant in jedem Sinne, und jedem sinnigen Leser uneingeschränkt zu empfehlen. Die sorglich gestaltende Kunst, die zurückhaltend belehrende Lebensweisheit, eine erkenntnisgenäherte Seelenbeleuchtung ergeben die volle Summe und zugleich die junge Frische seiner Persönlichkeit. Schnitzler, den dramatischen Volkskünstler von starken Impulsen, lernen wir in dem zweiten Teil der Gesamtausgabe, den 4 Bänden Bühnenwerken, erschöpfend kennen. Den Einzelinhalt jeden Bandes anzuführen, möchte hier nicht erforderlich sein, da wir erst vor kurzem in unserem Schnitzler-Jubiläums-Artikel eingehend seiner Werke gedacht haben. In seiner Art nicht schlechter ist eine volkstümlich gehaltene Ausgabe der „Ausgewählten Werke“ der Clara Viebig — 6 Bände mit 7 Romanen. Die Auswahl unter den zahlreichen Werken der fruchtbaren Dichterin war sicherlich nicht leicht. Es galt offenbar jene Romane zu wählen, die noch nicht durch überhasteten Leseverbrauch allzu populär geworden. Es will mir scheinen, als ob die Auswahl, in diesem Sinne sondernd, recht glücklich ausgefallen: „Rheinlandtöchter“, „Kinder der Eifel“, „Vom Müllerhannes“, „Es lebe die Kunst“, „Die Wacht am Rhein“, „Das schlafende Heer“, „Einer Mutter Sohn“. Auch jene Werke mit den allzukrassen sozialen und sexuellen Problemen sind hier nicht aufgenommen — nicht zum Schaden des Ganzen, das dadurch für die Familie unbekanntlicher geworden ist. In dem längst festgestellten künstlerischen

Profil der Dichterin ist ein unerschrockener Mut, der unter allen Umständen „auspricht, das was ist“, der vor keiner Wirklichkeit und Wesenheit zurückbleibt, wohl der bemerkenswerteste Zug. Und in dem gerundeten Bezirk ihrer wohlgepflegten Kunstsübung, für immer das wesentlichste Merkmal. Clara Viebig ist nicht Literaturerscheinung geblieben. Sie ist in ihrer tiefrohen Kraft Kunstbegriff geworden und wird als solcher zu registrieren sein. An ihren Erfolgen gemessen ist Clara Viebig eine der eindrucksvollsten Erscheinungen der deutschen Frauenliteratur — warm in allem Lebensgefühl, das von ihrem Wort ausgeht, wie von klarem, bergfreiem Quell.

- 1) Verlag von S. Fischer, Berlin.
- 2) Verlag von Schuster und Löffler, Berlin.
- 3) Verlag von F. Fontane & Co., Berlin-Dahlem.
- 4) Verlag von J. G. Cotta, Berlin.
- 5) Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin.
- 6) Verlag von Georg Müller, München.

Ethische Rundschau.

Von Albert Bach.

Die Lösung der Judenfrage.

Die Judenfrage ist nur zu lösen auf dem Wege zu einer hohen sozialen Kultur.

Die Leidensgeschichte der Juden ist eng verknüpft mit dem bestehenden ökonomischen System des Individualismus. Dieses System erzeugt wirtschaftliche Gegensätze: Reichtum und Armut, folglich auch, wenigstens bei der bisherigen Lebensführung, wirtschaftliche Unzufriedenheit. Zu ihrer Ableitung hat man sich seit alter Zeit recht häufig des Judenhasses bedient.

Der Unterricht über die Kreuzigung von Christus bildet die Grundlage zum Judenhass. Von Generation zu Generation hört das kleine Kind im Eltern-

hause geringschätzende Worte über die Juden und später in der Schule von der Kreuzigung. Auf diese Weise wird der Judenhass ununterbrochen angeregt. Seine Fortentwicklung im wirtschaftlichen Kampfe führt oft dazu, in den Juden die Geldbesitzer zu hassen. Der Judenhass hat indes abgenommen, insbesondere beim Proletariat, obgleich die wirtschaftlichen Gegensätze eine Verschärfung erfahren durch den Einfluß der wissenschaftlichen Technik. Die geistigen Wirkungen des heutigen Weltverkehrs lassen nur noch einen kleinen Raum übrig für den politischen Kampf mit konfessioneller Färbung. Der Hass der Proletarier richtet sich heute viel mehr gegen das Kapital überhaupt, als speziell gegen das jüdische.

Ein solcher Hass aber bildet für den sozialen Fortgang eine Gefahr, umso mehr als die materielle Genusssucht dazu beiträgt, den Hass beständig zu entwickeln. Die Genusssucht der Reichen beweist, daß die Steigerung des materiellen Genusses zumeist noch begehrlicher macht. Diesem Triebe sind natürlich auch die Proletarier unterworfen. Die Ablehnung oder Erfüllung ihrer materiellen Wünsche haben deshalb gleiche Wirkungen. Sie führen in ihren letzten Konsequenzen zu ernsten sozialen Störungen, wenn wir nicht rechtzeitig zu einer Kultur gelangen, die den seelischen Genuss höher bewertet als den materiellen.

Eine höhere Lebensführung jedoch ist nur möglich durch eine höhere Lebensbewertung. Dazu ist der Mensch veranlagt. Er besitzt im Gegensatz zum Tiere die Fähigkeit, das Großartige seines Organismus kennen zu lernen, und kann daher zu einer höheren Bewertung der Gesundheit und des Lebens geleitet werden. Es dürfte sich empfehlen, diesen Gegenstand in den Schulen eingehender zu behandeln als gegenwärtig und zwar unter Berücksichtigung folgender Leitsätze:

1. Die Ausübung des Guten macht froh, nützt der Gesundheit, verlängert die Lebensdauer und bedeutet „Lebensdienst“.

2. Der Lebensdienst umfaßt alles, was der Gesundheit nützt, und besteht somit vorwiegend in Arbeit, Mäßigkeit und Menschenfreundlichkeit.

3. Die Ausübung des Bösen verstimmt, schadet der Gesundheit, kürzt die Lebensdauer und bedeutet „Todesdienst“.

4. Der Todesdienst umfaßt alles, was der Gesundheit schadet, und besteht somit vorwiegend in Trägheit, Unmäßigkeit, Hass, Neid und Verbrechen.

Diese Lehre wird die Lebensbewertung steigern. Und weil es im Wesen des Menschen liegt, Werte festzuhalten, so wird er das Leben zu erhalten suchen: den Lebensdienst ausüben und mithin den seelischen Genuss höher bewerten als den materiellen.

Wird aber der seelische Genuss höher bewertet als der materielle, so ist damit eine Entwicklung eingeleitet, die ohne jede soziale Störung, im Laufe der Zeit, zu der denkbar höchsten Kulturstufe führt.

Diese Entwicklung wird wesentlich gefördert, wenn die Lehre über die Vererbung menschlicher Eigenschaften gründlicher behandelt wird als bisher. Das Böse vererbt sich wie das Gute. Haben darüber die Eltern schon in der Schule Klarheit erlangt, so werden sie durch die mächtige Liebe zum Kinde der Ausübung des Guten geneigt sein.

Der Lebensdienst befindet sich übrigens in voller Übereinstimmung mit dem Volksinstinkt, der sich in dem Neujahrsgruß äußert: „Ein glückseliges neues Jahr, Gesundheit und langes Leben.“ Ebenso steht der Lebensdienst in inniger geistiger Verbindung mit dem neuen und alten Testament:

Römer K. 12, V. 21: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gute.“

Erodus K. 20, V. 12: „Ehre Deinen Vater und Deine Mutter, damit Deine Tage lang werden.“

Jesaja K. 58, V. 10: „Und spendet deine Seele dem Hungrigen und labst du gebeugtes Gemüt, so wird im Finstern leuchten dein Licht und dein Dunkel wird wie Mittagshelle.“

Wenn der Lebensdienst ausgeübt wird, körperliche und geistige Gesundheit eine hohe soziale Bewertung findet, werden die Juden nicht zurückbleiben. Schon ihre Religion regt sie an, gesund zu leben.

Der Lebensdienst bringt die zahlreich vorhandenen Bestrebungen für körperliche und geistige Gesundheit in ein System und einigt die Menschen ohne Unterschied der Weltanschauung. Der Gläubige, der das Leben als ein Geschenk Gottes betrachtet, dient dem Leben aus Ehrfurcht vor Gott. Der Mensch mit einer natürlichen Weltanschauung dient dem Leben, um es froh und lange zu genießen. Selbst die 500 Millionen Chinesen und Japaner werden dem Lebensdienst geneigt sein; denn auch die Lehren des Konfuzius verleihen dem Leben einen hohen Wert.

Die Konsequenzen des Lebensdienstes werden die Menschen nur noch in zwei Hauptgruppen teilen: Die Lebenspartei einerseits und die Todespartei andererseits. Welche von beiden siegt, kann keinem Zweifel unterliegen. Das Leben und das Gute interessiert die Menschen mehr als der Tod und das Böse. Der Lebensdienst wird allmählich den Todesdienst verdrängen, somit auch den Haß und damit eine natürliche Grundlage schaffen zur Verwirklichung der Nächstenliebe, die keine Judenfrage kennt.

Gesellschaftliche Rundschau.

Von Dr. J. von Bülow.

Noblesse oblige.

Unter der jüngeren Generation des heutigen Adels macht sich eine ganz entschiedene Reaktion gegen dessen hergebrachte konservative Betätigung geltend. Diese ebenso glückliche wie gesunde Tendenz wird man auf allen Seiten nur unterstützen, denn, wenn sie einerseits liberal ist, dient sie andererseits dazu, einen Stand (wenn man von einem solchen heute beim Adel noch reden kann), dessen Erhaltung der konservativen Partei ungemein am Herzen liegt, auf eine Höhe zu bringen, welche er heute entschieden nicht einnimmt. Wenn er sie scheinbar noch inne hat, so gründet sich dies mehr auf ein erschossenes, wie auf ein erworbenes Recht.

Das, was dem Adel auch heutzutage noch eine Berechtigung geben, was ihm auch von seiten ganz liberaldenkender Bürger nicht abgestritten werden kann, ist die Tatsache, daß der Adel ursprünglich der Träger aller Kultur gewesen ist.

Das hat sich erst seit knapp hundert-fünfzig Jahren geändert.

Es mag deplaciert erscheinen, wenn ich hier auf alzu bekannte Tatsachen eingehe, aber es ist zu dem, was ich beweisen will, unbedingt notwendig.

Ursprünglich war Adel nur eine Eigenschaft, kein Titel. Der beste Kopf, der stärkste Arm bedingte die Zugehörigkeit zum Adel. Für Nachkommen bestand lediglich die Vermutung, daß sie ebenfalls besonders hervorstechende Eigenschaften zeigen würden. Die dank jener Qualitäten erworbenen Besitztümer gingen von Rechts wegen auf sie über. Damals war bald reich und adlig ein Begriff.

Der König war nur der stärkste und reichste Adlige. Eine Unterordnung unter den (Wahl) Fürsten beruhte lediglich auf praktischen Gründen, auf Verträgen, nicht auf Idealismus. Erst als der Fürst seine Stellung als solche zu befestigen verstand, änderten sich die Verhältnisse. Er sammelte die Besten des Volkes, um sie in seinem Interesse, das damals noch vollständig mit den des Staates zusammenfiel, zu verwerten. Ganz in seine Dienste traten naturgemäß nur die nicht mit der Scholle verwachsenen Adligen, also in erster Linie die jüngeren Söhne (Junker). Sie bildeten den Hof- und Geistes- und Beamten-Adel. Sie hatten und haben ein vorwiegend materielles Interesse daran, daß die bestehenden Verhältnisse nicht geändert werden, seitdem die Tendenz dieser Änderung sich gegen die Monarchie zu wenden begann. Bis zu diesem Moment jedoch war der Fürst und mit ihm seine Junker durchaus fortschrittlich gesinnt, ein Herrscher hatte ein vorwiegendes Interesse daran, Ruhm und Ansehen zu ernten, und das konnte er nie besser tun, wie durch fortschrittliche Betätigung. Erst als die Throne zu wanken begannen, mußte das ganze Interesse des Fürsten sich auf ihre Erhaltung konzentrieren, und das führte natürlich zum Konservatismus. Angstlich strebte man danach, das Alte zu bewahren, und nur die Diener waren einem Fürsten genehm, die ihn hierbei unterstützten. So erzog die Monarchie ganz unbewußt eine qualitätlich hochstehende Vasallenchar, bei der jedoch der Sinn für den Fortschritt weggezüchtet wurde. Bis dahin war aber stets eine hochstehende geistige Tätigkeit beim Adel vorhanden.

Es bedarf gar keiner Erwähnung, daß die humanistische Philosophie, die Rechtspflege des Mittelalters fast ausschließlich in den Händen des Adels gelegen hat. Eine so ausgesprochen

revolutionäre Erscheinung wie die Reformation wäre nie durchgedrungen, wenn der Adel Luther nicht unterstützt hätte.

Erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts beginnt sich das zu ändern. Noch finden wir Adlige, welche den Anspruch auf die ersten Stellen im Geistesleben machen. Ich nenne nur Friedrich den Großen, Stein, Kleist, Hardenberg und schließlich Bismarck.

Aber schon beginnt innerhalb des Hof- und Beamten-Adels sich jener reaktionäre Zug geltend zu machen, der ihn heute charakterisiert. Für die Junker (im alten Sinne) war das Selbsterhaltungstrieb, sie überwogen damals bereits an Zahl die auf der Scholle sitzenden Geschlechtsgenossen, welche von den alten Raubrittern her Unabhängigkeitsgefühle selbst dem Fürsten gegenüber hatten bewahren können, aber dadurch, daß jene Junker, wenn irgend möglich, mit den im Fürstendienst erworbenen Gütern zur Scholle zurückkehrten, dadurch, daß sie in den Städten lebten, die feiner Gebildeten gegenüber den bäurischen Grundbesitzern erschienen, trat ganz allmählich eine Umkehr ein. Der ansässige Adel blickte zu jenen mit einer gewissen Hochachtung auf, außerdem sah er stets die Möglichkeit, seine jüngeren Söhne an den Hof zu schicken und selbst dorthin unterzuschlüpfen, falls eine Schicksalswendung eintreten möchte.

So kam es ganz von selbst, daß er alle junkerlichen Anschauungen, die bereits ganz reaktionär geworden waren, annahm und nun dank der ihm zur Natur gewordenen Beharrung heute noch festhält, wo jene bereits längst darüber hinaus sind oder hinaus sein möchten, falls sie es könnten und dürften. Denn daß jeder Adlige, der heute andere Ansichten vertritt wie die Hochkonservativen unserer heutigen Junker, Gefahr läuft, von diesen boykottiert zu werden, bedarf keiner Erwähnung.

Aus diesem Grunde besteht auch innerhalb der jungen Generation unseres Adels zwar die Überzeugung, daß der Fortschritt durchaus auf seine Fahne geschrieben werden kann, aber die Überzeugung in die Praxis wird ihm durch die Rücksicht auf seine gesellschaftliche und mit dieser meist verknüpfte materielle Existenz erschwert. Hinzu tritt oft die ehrliche, natürlich verkehrte Überzeugung, daß man liberale Ansichten zwar haben, aber im Interesse der Allgemeinheit nicht äußern darf. Die wenigen, die anders denken und tun, befinden sich in der schwierigen Lage, daß sie von ihren Standesgenossen verurteilt, von liberaler Seite aber mit hohem Misstrauen empfangen werden.

Der Adlige, der heute nicht in einem der hergebrachten Berufe sich bewegt, muß von vornherein erst die Vermutung entkräften, daß er für andere Dinge nicht zu brauchen sei. Man hat vollständig vergessen, daß der Adel ursprünglich nichts weiter ist, als das beste Element innerhalb des Bürgertums, und daß schließlich alle die Bürger, welche qualitativ hochstehend sind, den Anspruch auf die Bezeichnung „adlig“ haben würden, wenn heute hierzu nicht eine Patentierung durch den Staat erforderlich wäre. Dass sich viele und nicht die schlechtesten unserer Bürgerschaft gegen eine solche Nobilitierung sträuben, ist um so berechtigter als diejenigen, die eine solche erlangt haben, normalerweise die reaktionären Anschauungen des Junkertums stärker vertreten, wie diese selbst, statt sich zu erinnern, wodurch sie eigentlich den Anspruch auf den Titel erwarben.

Eine Änderung in diesen Verhältnissen kann nur durch große Er- schütterungen erfolgen, grobe politische Fehler wie unsere letzten kolonialen Erwerbungen können von tiefgreifendem Nutzen sein, Männer wie Lindequist

und Dankelmann, die den Mut der Opposition fanden, bedeuten Marksteine in dieser Entwicklung.

Wirtschaftliche Rundschau.

Die „Kriegsbörsen“, die vor einigen Wochen das internationale Kursgebäude erschütterten, zeigten mit bedrohlicher Deutlichkeit, wie sehr das ganze hochentwickelte Finanz- und Wirtschaftssystem, das sich in den europäischen Ländern unter dem Schutze einer 40jährigen Waffenruhe herausgebildet hat, auf Frieden und nur auf Frieden gestellt ist. Schon die Krisen in der auswärtigen Politik, an denen die letzten Jahre nicht arm waren, zuletzt die Lehrenthal'sche Annexionspolitik, der Coup d'Agadir und der „nommelle“ türkisch-italienische Krieg hatten die bedrohliche Nervosität offenbart, unter der das rückhaltslos aufgetriebene Wirtschafts- und Finanzwesen Europas zusammenzuckt, sobald der in allen Spekulationen und Kalkulationen gänzlich außer acht gelassene Fall eines europäischen Zentralkrieges in den Bereich praktischer Möglichkeiten tritt. Und jetzt, wo wirklich einmal die Völker aufeinanderschlügen, gebärden sich die Börsen schlimmer als beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, und gar von der beschaulichen Ruhe, mit der die Bürger im Goetheschen Faust das Kriegsgeschrei von „hinten weit in der Türkei“ beschworen, ist auch nicht ein Schimmer mehr zu verspüren. Kein Wunder auch. Vor 40 Jahren noch wurzelte ein jedes der europäischen Zentralländer (mit der einzigen Ausnahme des am Kriege unbeteiligten Großbritanniens) mit seinen Hauptlebensbedingungen im Inlande, gewann im Inland den Hauptteil seiner Hilfsmittel und hatte außerhalb seiner Grenzen nichts Unersehbbares zu verlieren. Das ist seither radikal

anders geworden. Es ist nicht auszudenken, was aus einem der großen Kulturländer werden würde, wenn seine Beziehungen zum Weltmarkt auch nur für ein paar Monate durchschnitten oder gar die Zufuhr an Lebensmitteln unterbunden würde. Ferner ist die Anzahl und der Umfang der wirtschaftlichen Unternehmungen in einem Maße gestiegen, der über die Zunahme der Kapitalbildung weit hinausgeht. Die Folge davon ist, daß die wirtschaftliche Unternehmung in weit größerem Maße auf Kredit aufgebaut ist als früher, und daß deshalb nur eine wesentlich geringere Verlustgrenze überschritten zu werden braucht, um Existenz zu erschüttern. Das Unternehmensrisiko ist im Verhältnis zum eigenen Unternehmer-Kapital gewaltig angewachsen. Der Unternehmer hat nicht viel an Eigenem zuzusehen, und seine Reserven sind bald aufgezehrt. Kommt der Stein aber erst an der Stelle, wo die Fundamente am lockersten sind, ins Rößen, so reißt er schließlich auch Festeres mit. Das sind schon in gewöhnlichen Zeiten die Schattenseiten der großartigen wirtschaftlichen Entwicklung und des an sich imposanten Kreditsystems, die sie ermöglicht hat. Im Falle eines Krieges, der die ganze verzweigte treibende und aufrechterhaltende Maschinerie zum Stocken bringt, müssen sie zu Katastrophen führen, die sich in ihrer Art und ihrer Intensität nicht abschätzen, höchstens ahnen lassen. Die Börse, an der das System seine letzte Konsequenz durch das Überhandnehmen der Spekulationen auf Kredit, durch die Engagements schwächer Hände mit kleinem Einschub findet, zeigt die Zusammenbruchssmerkmale natürlich am schnellsten. Von hier aus greifen sie, nachdem die Quellen der Finanzierung zu fließen aufhören, über auf Unternehmung und Wirtschaft. Die

Spesen, Kosten und Zinsen der großen Organisation laufen weiter, während die Arbeit nicht fruchtbar werden kann. Hoffentlich wird uns die Probe auf das Exempel erspart bleiben, nachdem schon der Vorgeschmack davon unser ganzes System in seinen Grundfesten erbeben ließ.

Zweifellos haben sich die Dinge so gestaltet, weil man bei unserer ganzen wirtschaftlichen Organisation sich lediglich, aber auch lediglich von dem Streben nach möglichster Steigerung der Kapitals- und Arbeitserträge leiten ließ, dabei aber die Erfordernisse der Gefahrensicherheit und Tragfähigkeit, die bekanntlich in der Technik doppelt und dreifach erfüllt werden müssen, über Gebühr vernachlässigte. Man hat jetzt einsehen gelernt, daß insbesondere unsere Großbanken zwar eine relative Sicherung dadurch zu erreichen gesucht haben, daß ein Engagement das andere, ein Institut das andere stützte, daß aber eine absolute Sicherheit durch Schaffung zweifelsfrei fest verankerter Reserven nicht gewährleistet ist.

Trotzdem also bei den Großbanken die allgemein wirtschaftlichen Interessen bisher nicht sonderlich gut aufgehoben waren, hat doch die deutsche Reichsregierung vor kurzem einen Gesetzentwurf angekündigt, durch den ein Petroleum handelsmonopol geschaffen und der privaten Verwaltung eines aus Großbanken zusammengesetzten Finanzkonsortiums überlassen werden soll. Zwar ist dem Reiche eine Anzahl von Kontrollrechten eingeräumt, aber es fragt sich, ob diese genügen werden, um tatsächlich einen Schutz der Konsumenteninteressen, in deren Interesse angeblich die ganze gegen die Standard Oil Co. gerichtete Aktion unternommen wird, zu gewährleisten. Der Bruch des Fiskus mit dem Kohlensyndikat hat ja erst kürzlich

Rundschau

wieder einmal gezeigt, daß es äußerst schwer ist, von dem privaten Unternehmertum und Großkapital eine auch nur einigermaßen konsumentenfreundliche Politik zu erreichen. Horatio.

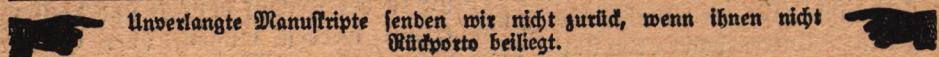
Berichtigung.

Im Oktoberheft Seite 13, erste Zeile von Geschoffs Beitrag muß es heißen anstatt „An der Spitze usw.“:

„Die älteste aller slavischen Kulturen ist die bulgarische. Der südlichste der slavischen Stämme.“ Zeile 3 anstatt „brachten“: „nahmen von ihm“.

Seite 16, Zeile 3 von oben muß es heißen: „Bewahrer der Religion und der Kultur des griechischen Kaiserreiches, die es so wirksam.“ Zeile 9 von unten anstatt „Zählung“: „Rekrutierung“.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Brück in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Moosgasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — In Russland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polley, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkő), Budapest V, Dorottya-utca 2. — Für den Unterland verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.



Was das Odol besonders auszeichnet vor allen anderen Mundreinigungsmitteln, ist seine merkwürdige Eigenart, die Mundhöhle nach dem Spülen mit einer mikroskopisch dünnen, dabei aber dichten antiseptischen Schicht zu überziehen, die noch stundenlang, nachdem man sich den Mund gespült hat, nachwirkt. Diese Dauerwirkung, die kein anderes Präparat besitzt, ist es, die demjenigen, der Odol täglich gebraucht, die Gewissheit gibt, daß sein Mund sicher geschützt ist gegen die Wirkung der Fäulnisreger und Gärungsstoffe, die die Zähne zerstören.



Neuer deutscher Hausrat

In Gemeinschaft mit bedeutenden Künstlern haben wir bestimmte Arbeitsarten, Maße und Normen festgelegt und damit eine wesentliche Verbilligung unserer Arbeit erreicht. Wir streben mit diesem zweckdienlichen und zeitgemäßen, schönen und preiswerten Hausrat nach einem deutschen Stil. Das Ergebnis 14jähriger Arbeit zeigt unser neues Preisbuch D mit über 150 Bildern. Preis Mk. 1.80 das Stück. Dazu Dr. Friedrich Naumanns neue Schrift (Preis 50 pfg.) **Der deutsche Stil**

Deutsche Werkstätten

Hellerau, bei Dresden

Dresden, Ringstr. 15

München, Mittelsdacher Platz 1

Berlin, Sellewuestr. 10

Hannover, Königstraße 37a



Stoffe • Teppiche • Beleuchtungskörper • Gartenmöbel

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

P. Raddatz & Co.



Gegr. 1795

Hoflieferanten Seiner Kaiserl. Hoheit des Kronprinzen
des Deutschen Reiches, Seiner Kgl. Hoheit des Prinzen
Friedrich Leopold v. Preussen, sowie Ihrer Kgl. Hoheiten
der Großherzöge v. Mecklenburg-Schwerin und Strelitz



Gegr. 1795

Berlin W 66 - - Leipziger Straße 122-123

Grösstes Spezialhaus Deutschlands für Porzellan, Glas, Haus-
und Küchengeräte, Beleuchtungs-Artikel

Separat-Abteilung für sanitäre und
hygienische Wohnungs-Einrichtungen



Tisch wie Abbildung komplett, doch ohne Flacons, Mk. 125.—

Marmor-, Glas-, Feuerthon- und Steingut-Waschtoiletten in hy-
gienisch einwandfreier Konstruktion von M. 45.— bis M. 950.—

Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911
mit der „Goldenen Medaille“ ausgezeichnet

Verlangen Sie unseren 64 Seiten starken Katalog zur Ansicht, derselbe enthält:
Moderne Badeeinrichtungen, Waschtoiletten, Frisiertische, Bidets, Douchen, Badewannen,
Wandbrunnen für Villen und Schlösser, Klosettanlagen, Heisswasseröfen, Badewagen
von M. 18.— an, elektrische Haartrockner „Fön“ M. 89.—, Badezubehör-Artikel etc. etc.

In der Beleuchtungs-Abteilung vornehme Beleuchtungskörper in jed. Stilart u. Preislage
auf Wunsch nach besonderen Entwürfen in eigener Werkstatt hergestellt.